

Martin van Creveld

# Das bevorzugte Geschlecht



Gerling Akademie Verlag

Urheberrechtlich geschütztes Material

»Die Aufgabe derer, welche eine beinahe  
allgemein verbreitete Ansicht angreifen, wird  
unter allen Umständen eine sehr schwere sein.  
Sie müssen ungewöhnlich befähigt und überdies noch  
sehr glücklich sein, wenn es ihnen gelingt,  
sich überhaupt Gehör zu verschaffen.«

*John Stuart Mill, Die Hörigkeit der Frau*

**Martin van Creveld**

# **Das bevorzugte Geschlecht**

# Inhalt

Einleitung: Warum dieses Buch	9
1 Drei Legenden	
Der Mythos von der Unterdrückung	16
Lebten die Griechinnen isoliert von der Außenwelt?	17
Die große Hexenjagd	26
Der Umgang der Nazis mit Frauen	38
Schlußfolgerungen	57
2 Männlichkeit und ihre Probleme	
Das vergessene Geschlecht	59
Die biopsychologische Basis	61
Konkurrenzkampf und Versorgung	73
Als Mann heranwachsen	88
Schlußfolgerungen	109
3 Männer, Frauen und Arbeit	
Eine kurze Geschichte der Arbeit	114
Männerarbeit, Frauenarbeit	117
Die Auswirkungen der Industrialisierung	129
Der große Umbruch	140
Schlußfolgerungen	160
4 Von der Mitgift zur sozialen Sicherheit	
Das große Rätsel	163
Die Ökonomie der Ehe	164
Frauen und Wohltätigkeit	183
Im Inneren des Wohlfahrtsstaates	195
Schlußfolgerungen	205

## 5 Vor dem Gesetz

Das schwächere Werkzeug	208
Historische Übersicht	208
Das 20. Jahrhundert	228
Frauen gegen Männer	241
Schlußfolgerungen	258

## 6 Im Angesicht des Krieges

Das Prinzip des Ganzen	263
Eine Geschichte des Militärdienstes	263
Das geschützte Geschlecht	279
Der ritterliche Mann	290
Schlußfolgerungen	302

## 7 Die Lebensqualität

Es war einmal ...	305
Die Zivilisation und ihre Annehmlichkeiten	308
Die demographische Revolution	318
Die Damen der besseren Gesellschaft	331
Schlußfolgerungen	342

## 8 Das wehleidige Geschlecht

Weiblichkeit und ihre Beschwerden	347
Kerker und Drachen	349
Der Aufstieg der Patientin	354
Die anorgasmische Frau	376
Schlußfolgerungen	390
Allgemeine Schlußfolgerungen	397

\*\*\*

**Titel der Originalausgabe**  
**»The Privileged Sex«**

**Aus dem Englischen von  
Karin Laue und Ursula Pesch**

**Ebook ohne Quellenangaben. Die kleingedruckten Quellenangaben auf  
rund 80 Seiten finden Sie in der Druckversion.**

## Einleitung: Warum dieses Buch

Wie die meisten Bücher ist auch dieses aus Neugier entstanden. Vor langer Zeit habe ich Simone de Beauvoir gelesen. Dabei verblüffte mich ihre Aussage, daß die Welt immer den Männern gehört habe, aber niemand wisse, warum. Ich war der Ansicht, daß ich diese Frage beantworten konnte; das Rätsel, das sie, die Frau und Literatin, aufgegeben hatte, würde ich, der Mann und Historiker, lösen.

Ich bin 1946 geboren worden und in eine Welt hineingewachsen, in der sich alles um das Märchen von der Unterdrückung der Frau drehte. Der Sage nach gab es einmal ein goldenes Zeitalter, in dem die Menschen in Großfamilien lebten. Männer wie Frauen verehrten Erdgöttinnen und verbrachten ihr Dasein in glückseliger Unwissenheit über das Wesen der Vaterschaft. Die wenigen Leitungsfunktionen, die es gab, lagen in den Händen von Frauen, die Männer lebten zufrieden unter oder zumindest mit dieser Regelung. Später jedoch wurde dieser Garten Eden vernichtet. Die gütige Herrschaft der Frauen endete, und die verderbte der Männer trat an ihre Stelle. Mit der Niederlage der Frauen hielten Materialismus, Konkurrenzdenken, Hierarchien, Krieg und zahllose andere böse Dinge Einzug, von der Käuflichkeit von Sex bis zur Vergewaltigung, vom Fleischgenuß bis zur Umweltzerstörung. Jahrtausendlang ächzten die Frauen unter dem Patriarchat. Doch dann brach der Damm, und die Flutwelle bahnte sich ihren Weg. Der moderne Feminismus erschien in all seinem Glanz, und die Welt veränderte sich für immer: *Vive la révolution!*

Wenn dieses Märchen wahr wäre, wann, wo und warum genau wurde dann das Matriarchat gestürzt? Wie begann die Unterdrückung der Frauen, und wie wuchs und entwickelte sie sich? Wie konnten Männer, fünfzig Prozent der Menschheit, ihren Willen den anderen fünfzig Prozent aufzwingen, und das überall und zu allen Zeiten? Als ich in der Literatur nach Antworten suchte, kam ich schnell zu dem Ergebnis, daß hier eine

große Lücke klaffte. Fast alle Autoren nehmen die Unterdrückung der Frauen als Tatsache hin und geben sich damit zufrieden, die Einzelheiten zu beleuchten, ein schauerliches Beispiel an das andere zu reihen und einander mit Nachweisen zu übertrumpfen, wie sehr doch das Patriarchat alles überschattet. Nur ganz wenige fragen, wann und wo es das Licht der Welt erblickte; und, was noch bemerkenswerter ist, wie es sich von frühester Zeit bis auf den heutigen Tag halten konnte.

Unter denen, die sich diese Frage stellten, ragen zwei männliche Autoren des 19. Jahrhunderts heraus: John Stuart Mill und Friedrich Engels. Für Mill war die »Unterjochung« der Frau das Ergebnis ihrer »Unterlegenheit an Muskelkraft«, die ihrerseits benachteiligende Sitten und Gesetze nach sich zog. Für Engels war sie auf die Erfindung von Landwirtschaft und Privateigentum zurückzuführen, die die Frauen aus dem Produktionsprozeß herausnahm, sie auf das Haus beschränkte und zur Monogamie führte, damit sie legitime Erben hervorbringen konnten. Keiner von beiden konnte seine Theorie wirklich beweisen, und Mill versuchte es auch erst gar nicht ernsthaft. Bis heute hat trotz aller Versuche, diesen Übergang mit der sogenannten »mesolithischen Revolution« in Verbindung zu bringen, niemand erklären können, wie das Matriarchat, vorausgesetzt, daß es so etwas je gab, umgestürzt wurde und das Patriarchat entstand. Ganz zu schweigen davon, daß es jemand mit eigenen Augen beobachtet hätte.

Mehr noch, diese Antworten gehen am eigentlichen Problem vorbei. In der Vergangenheit haben die Menschen oft die geistige und intellektuelle Unterlegenheit der Frau postuliert und sie als irrationaler, unbeherrschter, emotionaler und abhängiger beschrieben. Viele dieser Behauptungen sind durch die moderne Wissenschaft widerlegt worden; bei Untersuchungen von sorgfältig zu Testgruppen zusammengestellten Männern und Frauen hat sich unter Laborbedingungen (angeblich) gezeigt, daß solche Annahmen kaum eine Basis haben. Manche Autorinnen bezeichnen sogar die »Zartheit« der Frauen als »Mythos« und behaupten, daß Angehörige des weiblichen Geschlechts, wenn die Männer sie nur richtig hätten trainieren lassen, ähnliche Muskeln und Ausdauer entwickelt hätten wie

die Männer. Doch diese Behauptungen beantworten Beauvoirs Frage nicht, sondern machen sie im Gegenteil nur noch komplizierter. Wenn es stimmt, daß Frauen körperlich, geistig, emotional und intellektuell den Männern ebenbürtig sind, wie konnten letztere sie dann so lange unterdrücken? Und angenommen, daß die Frauen unterdrückt werden, dann beweist das vielleicht, daß sie nicht ebenbürtig sind?

Angefangen mit Karen Horney in den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts haben viele die Quadratur des Kreises versucht, indem sie die Position von Frauen mit der einer unterdrückten Minderheit verglichen, die sich, auch wenn sie diskriminiert wird, nach den Privilegien sehnt, die ihre Unterdrücker genießen. Doch selbst wenn man die Tatsache außer acht läßt, daß Frauen die einzige Minderheit wären, die eine Mehrheit stellt, stimmt die Analogie in zwei Punkten nicht. Erstens ist es eine anerkannte Tatsache, daß Angehörige einer Minderheit oft mehr leisten als die Mehrheit, wie etwa im Falle der deutschen Juden, die auf dem Gebiet der Medizin, des Rechts, des Bankwesens und der Kultur gewaltig überrepräsentiert waren. Daher kann Diskriminierung, wenn es sie gibt, an sich nicht die geringe Zahl von Angehörigen der Minderheit auf den höheren Ebenen von Macht, Geld und Ruhm erklären; außer natürlich, wenn man davon ausgeht, daß die Deutschen sich selbst diskriminiert hätten. Zweitens ist die Beziehung zwischen den Geschlechtern bis zu einem gewissen Grad durch Angebot und Nachfrage geregelt. Es ist nun aber keine Frage, daß Männer Frauen begehren und ohne sie nicht leben können. Deshalb hätten Frauen, wenn sie eine Minderheit gewesen wären, keinen niedrigen, sondern einen hohen Status haben müssen; bis zu dem Punkt, an dem jede mehrere Männer hätte heiraten und herumkommandieren können.

Noch überraschender: Wenn Frauen unterdrückt werden und wenn Rebellion gegen das Patriarchat die Antwort darauf ist, warum schwelgen dann so viele Frauen in den »Illusionen des Post-Feminismus«, und so wenige folgen dem feministischen Ruf zu den Waffen? Warum bezeichnet sich in den Vereinigten Staaten nur eine von drei Frauen als Feministin, während viele andere diesem Begriff extrem ablehnend gegenüberste-

hen? Warum haben, von Florence Nightingale bis Simone de Beauvoir, viele bekannte Frauen gesagt, daß sie nie unter den Benachteiligungen litten, die angeblich mit ihrem Geschlecht verbunden sind? Warum ergeben Umfragen unter Frauen verschiedener Nationalitäten, daß die meisten von ihnen sich nicht diskriminiert fühlen? Warum glauben nur zwanzig Prozent aller Europäerinnen, die keine Kinder haben - und nur zehn Prozent derer, die welche haben -, daß es für Frauen das beste sei, berufstätig zu sein? Und vielleicht am grundlegendsten: Die Frauen haben mit allen Kräften rebelliert - warum führt ihre Rebellion nirgendwohin, und warum ist die schöne neue Gesellschaft nirgends in Sicht?

Tatsächlich hat die gewaltige Mehrheit der modernen Feministinnen akzeptiert, daß der Feminismus seine Ziele nicht erreicht hat. Manche Aktivistinnen sprechen von »einem goldenen Käfig, der heute als Feminismus bezeichnet wird«, und fragen sich, warum so viele Frauen sich von ihrer Bewegung getrennt haben. Andere beklagen den »Tod« des Feminismus. Selbst in den fortschrittlichsten westlichen Ländern kann man nur sagen, daß Gleichberechtigung zwischen den Geschlechtern formal durchgesetzt worden ist und die meisten rechtlichen Hindernisse für eine Beteiligung von Frauen am öffentlichen Leben beseitigt sind. Aber auch in jenen Ländern wird eine Institution, ein Beruf oder Berufsfeld erst dann von Frauen erobert, wenn das Prestige dieses Gebietes bei Menschen beiderlei Geschlechts ebenso zu sinken beginnt wie die Bezahlung. Weder Unterdrückung noch Diskriminierung kann diese Tatsache erklären; offenbar sind hier andere Mechanismen am Werk.

Nach monatelanger Arbeit häuften sich die Fragen und Widersprüche so, daß sie mein geistiges Gleichgewicht allmählich ernsthaft in Mitleidenschaft zogen; in diesem Zustand empfahl meine Frau mir einen längeren Spaziergang. Ich stand kaum unten auf der Straße, als mir klar wurde, daß ich die falschen Fragen gestellt hatte; daß all die Probleme sich auflösen würden, wenn ich nur zugeben könnte, daß meine Voraussetzungen falsch waren. Wenn Frauen nicht unterdrückt sind, dann würde das erklären, warum es nie eine überzeugende Darstel-

lung der Ursprünge und der ewigen Fortdauer ihrer Unterdrückung gegeben hat. Wenn Frauen eigentlich das bevorzugte Geschlecht sind, dann würde das erklären, warum die meisten mit ihrem Los offenbar mehr oder weniger zufrieden sind und warum nicht mehr Frauen ihre Kosmetika weggeworfen und ihre BHs verbrannt haben, um in die Blaumänner zu steigen und männliche Berufe wie etwa das Müllgewerbe auszuüben. Vor allem würde eine solche Umkehrung der Prämissen erklären, warum die große Mehrheit der Frauen, statt ihre Unterdrücker zu bekämpfen, immer noch alles tun, um sie für sich zu gewinnen: warum sie sie anlocken, sie heiraten, mit ihnen schlafen (nicht notwendigerweise in dieser Reihenfolge) und von ihnen Kinder bekommen. Sicherlich ist die Annahme, daß Frauen mit ihren Privilegien zufrieden sind, überzeugender als die Behauptung, daß Generationen von ihnen »im Irrtum waren über Wahrheit, Moral oder sogar über ihre eigenen Interessen«, was vielleicht die größte Verunglimpfung ist, die irgend jemand, sei es Mann oder Frau, je gegen die Frauen ausgesprochen hat.

Wenn ich vom »bevorzugten Geschlecht« spreche, möchte ich damit nicht leugnen, daß die Natur das Los der Frauen in mancher Hinsicht schwerer gemacht hat als das der Männer, indem sie ihnen eine schwächere und weniger robuste Physis gegeben hat und sie die Last der Menstruation, der Schwangerschaft, der Geburt und des Stillens tragen läßt. Es heißt auch nicht, daß die Gesellschaft immer ihr Bestes getan hätte, um ihnen beim Tragen dieser Last zu helfen; ganz zu schweigen davon, daß sie ihnen das Leben zum Paradies gemacht hätte. Dieses Buch will nur daraufhinweisen, daß auch diese Medaille zwei Seiten hat - daß die Gesellschaft den Frauen für jeden Nachteil, unter dem sie leiden, ein Privileg gegeben hat, das ebenso, wenn nicht noch wichtiger ist. Diese Privilegien erwähnen Autorinnen selten, weil sie darauf aus sind, überall nur Unterdrückung zu sehen, und Autoren ebenso selten, weil ihre Kolleginnen ihnen ein Schuldgefühl eingeredet haben. Doch ohne diese Privilegien wird ein Gutteil des Zusammenlebens unverständlich. Im folgenden werde ich versuchen, hier Klarheit zu schaffen.

Das Buch ist wie folgt gegliedert. Kapitel 1 liefert den nötigen Rahmen, indem es einige der zentralsten Überzeugungen hinsichtlich der Unterdrückung von Frauen zu verschiedensten Zeiten und an den verschiedensten Orten als die Mythen enthüllt, die sie nun einmal sind. Kapitel 2 behandelt die verschiedenen Wege zur Männlichkeit und Weiblichkeit und zeigt, wie Natur und Gesellschaft in vielfältiger Weise so zusammengespielt haben, daß es viel schwerer ist, ein Mann zu werden und zu sein, als eine Frau. Kapitel 3 untersucht einige der Privilegien im Bereich der Arbeit, die Frauen immer genossen haben und noch heute genießen. Kapitel 4 erklärt, wie - angesichts dessen, daß Frauen immer weniger und leichtere Arbeit geleistet haben als Männer - verschiedene Gesellschaften zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Regionen der Welt das wirtschaftliche Wohlergehen der Frauen sicherstellten, indem sie dafür sorgten, daß sie von Männern unterhalten wurden. Kapitel 5 beleuchtet die Position der Frauen in bezug auf Kriminalität und Gesetze und führt vor, wie letztere oft eigens zu dem Zweck festgelegt wurden, ihnen zu helfen. Kapitel 6 zeigt, wie Frauen von der Teilnahme am Krieg befreit worden sind und welche Versuche unternommen wurden, sie gegen seine Schrecken zu schützen. Kapitel 7 setzt sich mit dem Ergebnis all dieser Untersuchungen auseinander, d. h. mit der bequemeren Lebensweise der Frauen, mit der größeren Aufmerksamkeit für ihr Wohlergehen und dem längeren Leben, das sie genießen. Kapitel 8 stellt die Frage, warum die Frauen sich trotz ihrer vielen Privilegien immer noch beklagen, und schließlich schildert das neunte Kapitel meine Schlußfolgerungen.

Als ich mich auf dieses Projekt einließ, war meine größte Sorge zuerst, daß es etwa so schwer sein würde, Belege für die Privilegien der Frauen zu finden, wie ein paar Unzen Gold aus Tonnen von Gestein herauszuschmelzen. Doch dann erwiesen sich diese Befürchtungen als grundlos. Schnell wurde klar, daß nicht die Knappheit Probleme bereiten würde, sondern im Gegenteil ein fast unglaublicher Überfluß. All dieses Material zu sammeln, zu sichten, zu indizieren, zu bewerten, zu verdauen, zu arrangieren und niederzuschreiben - ganz zu schweigen von der Antwort auf alle möglichen Einwände - hätte die Lebens-

zeit nicht eines einzelnen Methusalem erfordert, sondern die von Hunderten, die sich gemeinsam an die Arbeit machen. Ich aber war allein und wollte die Leser nicht 96900 Jahre warten lassen. Daher kann ich sie nur um Nachsicht bitten, weil ich mich an diese Aufgabe gewagt habe. Und hoffen, daß die vielen Lücken bald von anderen gefüllt werden, die besser qualifiziert sind als ich.

Ich möchte all jenen danken, die mir bei meiner Arbeit geholfen haben. Da ist erstens die Alexander-von-Humboldt-Stiftung, die meinen Aufenthalt in Potsdam im ersten Jahr meiner Forschungen finanzierte. Zweitens die Johnson Foundation und ihr Direktor, Mr. Kurt Almqvist, der mir Geld für Bücher zur Verfügung stellte. Und schließlich jene, die mir bei der Materialsuche halfen und/oder mir zuhörten und/oder das Manuskript lasen und mich damit vor vielen Irrtümern und Fehldeutungen bewahrt haben. Es sind, in alphabetischer Reihenfolge, Ms. Kate Aspy, Ms. Margalit Israeli, Dr. Haim Kahana, Mr. Jonathan Lewy, Dr. Minam Liepsma, Mr. Amit Perl, Prof. Israel Shatzman, Ms. Ella Shofman, Ms. Varda Schramm und Prof. Ben Ami Shillony. Ich weiß nicht, wo ich ohne sie geblieben wäre, danke, vielen Dank ihnen allen.

Der übliche ganz besondere Dank schließlich gebührt Prof. Benjamin (für mich: »Beni«) Z. Kedar. Obwohl er von der Ausbildung her Mediävist ist, bin ich ihn sehr oft um Rat angegangen, als ob er alles wüßte - was er in mancher Hinsicht auch tut. Er ist seit langem mit meinen Theorien vertraut und war zunächst skeptisch. Ob ich es geschafft habe, ihn zu überzeugen, weiß ich nicht, aber seine Zweifel hielten ihn jedenfalls nicht davon ab, alle möglichen wichtigen Beiträge zu liefern, wie ich es schon seit mehr als dreißig Jahren nicht anders kenne. Seine Gespräche, seine Ermutigung, seine Kritik laufen auf das hinaus, was man Freundschaft nennt - wenn dieser Begriff seiner Haltung gerecht wird. Ihm und den anderen Angehörigen der Abteilung für Geschichte an der Hebrew University, Jerusalem, männlichen wie weiblichen, die mir gegenüber in schwierigen Zeiten loyal waren, ist dieses Buch gewidmet.

# 1 Drei Legenden

## Der Mythos von der Unterdrückung

In diesem Kapitel möchte ich mit ein paar Mythen über die Unterdrückung der Frauen durch die Männer aufräumen. Diese Mythen beginnen mit der Behauptung, daß Männer in sich entwickelnden Ländern das Leben von Frauen verkürzen, indem sie ihnen Nahrung und medizinische Versorgung wegnehmen - die Statistiken zeigen dagegen, daß in fast allen diesen Ländern Frauen länger leben als Männer. Und sie enden mit der Vorstellung, daß nur deswegen so wenige Frauen in »harten« Berufen wie dem Ingenieursberuf arbeiten, weil Männer Frauen davon weg»steuern« - als Stalin 1937 die Bestimmung aufhob, daß die sowjetischen Technischen Hochschulen fünfzig Prozent Studentinnen aufnehmen mußten, fiel die Zahl der Frauen, die sich einschrieben, dramatisch. Manche Mythen sind dumm, etwa jene, die berühmte QWERTZ-Tastatur sei seit über einem Jahrhundert in Benutzung, um den Sekretärinnen das Leben schwerzumachen. Manche sind absurd, wie zum Beispiel, daß die Ärzte der Jahrhundertwende, die die Mütter überredeten, ihre Babys zu stillen und die Kindersterblichkeit entscheidend zu senken, sich damit eines »männlichen Imperialismus gegen die Frauen« schuldig machten. Andere sind immer noch aus Neid entstanden. Zum Beispiel sollen wir glauben, daß Männer, die Computerfirmen führen, nicht wegen ihres Fachwissens und ihrer Durchsetzungsfähigkeit Erfolg haben, sondern wegen der Kriegsspiele, die manche von ihnen am Wochenende gern spielen.

In diesem Kapitel habe ich drei Fallstudien ausgewählt, die zu schlimmsten Denunziationen geführt haben. In der ersten geht es um die Behauptung, die Männer des antiken Griechenland hätten ihre Frauen auf den häuslichen Bereich beschränkt und selten auch nur gestattet, daß sie ihre Zimmer verließen. Dann ist da die Behauptung, die frühmodernen misogynen

europäischen Hexenjäger hätten zahllose Frauen festgenommen, gefoltert und hingerichtet, nur um das Patriarchat zu bewahren. Und schließlich die dritte, die Nazis hätten Frauen beinahe so sehr unterdrückt wie Homosexuelle, Zigeuner, Juden und andere.

### **Lebten die Griechinnen isoliert von der Außenwelt?**

Die Debatte um die Stellung der Frau im alten Griechenland, besonders in Athen, ist jetzt über zweihundert Jahre alt. Manche Autoren, wie etwa Rousseau, betrachteten die griechische Haltung Frauen gegenüber als vorbildlich; andere lehnten dieses Modell ab und behaupteten, es habe Frauen unterdrückt und sei daher an sich zu verurteilen. Die Abschottung der Frauen ist nur eine der vielen Untaten, die man den griechischen Männern vorwirft, spielt aber eine entscheidende Rolle beim Angriff auf das Patriarchat. Wenn Frauen damals unterdrückt wurden, wie ein Historiker sagt, dann war es unbedingt notwendig, sicherzustellen, daß sie »kaum je die Frauengemäcker verließen«. Wenn Frauen »selten über die Schwelle der äußeren Tür ihres Hauses nach draußen schreiten«, dann waren sie zweifellos unterdrückt.

Dieses Argument besteht aus zwei Teilen, nämlich daß a) Frauen auf ihre eigenen Räumlichkeiten innerhalb des Hauses beschränkt wurden und daß es ihnen b) nicht erlaubt war, das Haus zu verlassen. Ich werde mich zuerst mit dem zweiten Punkt auseinandersetzen, denn wenn es Frauen doch gestattet war, auszugehen und sich im öffentlichen Raum aufzuhalten, dann war es ganz offensichtlich sinnlos, sie im Haus auf bestimmte Räume zu beschränken. Als wichtigste Quelle, die »beweist«, daß Frauen nicht ausgehen durften, wird üblicherweise Xenophons *Oikonomikos* angegeben, der zwar eher eine Rhetorikübung als eine Beschreibung des wirklichen Lebens ist, aber doch angeblich erklärt, wie die ideale Ehefrau einen Haushalt führen sollte, während ihr Gatte seinen Geschäften nachgeht. Der zweite Beleg ist eine Passage von Euripides, in der eine

Frau die Worte in den Mund gelegt bekommt, daß »das Haus zu verlassen und herumzuspazieren« eine »Tat ist, die mehr als alles andere skandalösen Klatsch hervorruft«.

Es gibt auch zahlreiche kürzere Hinweise mit Redewendungen wie »zu Hause hocken wie eine Frau« (Platon), »die beste Frau ist eine, über die nie etwas gesagt wird, weder Günstiges noch Ungünstiges« (Perikies in seiner Grabrede für die Toten des Peloponnesischen Krieges) und ähnliches. Allerdings sollte man diese Phrasen eher als Ausdruck eines kulturellen Ideals denn als Beschreibungen der Realität verstehen. Es gibt auch ein jüdisches Sprichwort, daß »eine Königstochter ihre Ehre im Inneren trägt«. Das beweist nicht, daß chassidische Frauen auf ihr Haus beschränkt sind oder jemals waren und es nicht verlassen dürfen, von anderen Jüdinnen ganz zu schweigen.

Wenn wir unsere Untersuchung mit mythologischen Frauen beginnen, dann ist ganz deutlich, daß sie *nicht* zu Hause saßen. Als Zeus in der *Ilias* in einem bestimmten Moment die Götter auf dem Olymp festhält, um den Griechen zu helfen, erstreckt sich dieser Befehl auf Männer wie auf Frauen; seine eigene Gattin Hera unterläuft ihn, indem sie zuerst mit ihm schläft und sich dann heimlich davonmacht, um den Trojanern zu helfen. Thetis, eine Meeressgöttin, hatte ebenfalls keine Probleme, ihren Sohn Achill zu besuchen, wann immer sie wollte, oder verschiedene Botengänge für ihn zu erledigen. Dieselbe Göttin hatte auch Achills Vater Peleus fallenlassen, weil er nicht sexy genug war; das klingt kaum so, als lebe sie abgeschieden in den eigenen vier Wänden.

In der *Odyssee* konnte Aphrodite eine ehebrecherische Verbindung mit Ares eingehen. In anderen Geschichten verließ Aphrodite den Olymp, traf sich mit einem Menschen, Anchises, und schlief mit ihm. Kein männlicher Gott versuchte Hera, Aphrodite und Athene davon abzuhalten, Paris in der einsamen Gegend zu treffen, in der er seine Schafe weidete; hätte sich jemand das in den Kopf gesetzt, dann wäre den Göttern und Menschen eine ganze Menge Ärger erspart geblieben. Andere Göttinnen streiften über die Erde, wie etwa Daphne und Persephone oder aber wie Persephones Mutter Demeter, die nach ihr suchte. Artemis durchstreifte die Wälder und Berge und

hatte noch nicht einmal ein Haus, in dem man sie hätte festhalten können.

Dasselbe gilt im großen und ganzen auch für die Heldinnen der Epen. Bei der Belagerung Trojas bestieg Helena die Stadtmauern, um ihre beiden Ehemänner, Menelaos und Paris, um sie kämpfen zu sehen; dafür wurde sie ganz und gar nicht getadelt, sie gab ihrem Schwiegervater Priamos sogar noch eine Erklärung der Vorgänge.

Andromache traf ihren Ehemann vor den Toren Trojas und besuchte oft ihre Freundinnen in der Stadt. Beim letzten Zweikampf zwischen Hektor und Achill bestiegen Hektors Mutter Hekabe und ihre Damen wieder die Mauern, um zuzuschauen. In der *Odysee* gingen Nausikaa und ihre Dienerinnen zur Quelle, um ihre Wäsche zu waschen, und spielten nach getaner Arbeit Ball, während die Kleider trockneten. Als Odysseus im Thronsaal des Königs Alkinoos von seinen Abenteuern erzählte, waren auch dessen Gattin und Tochter anwesend. In Abwesenheit ihres Gatten blieb Penelope lieber zu Hause, aber das hinderte sie nicht, in der Öffentlichkeit zu erscheinen, wann immer sie wollte. In keinem dieser Fälle konnten Frauen ihr Haus nicht verlassen. Höchstens bat Nausikaa ihren »lieben Vater« um Erlaubnis, ausgehen zu dürfen; nicht unvernünftig für ein unverheiratetes Mädchen, und wenn überhaupt, dann eher ein Zeichen dafür, daß sie *nicht* im Haus gefangen war.

In der Tragödie hätte Antigone ihren toten Bruder nicht begraben können, wenn sie wirklich ans Haus gebunden gewesen wäre. Elektra hätte nicht Wasser holen können. Klytämnestra, die Gattin des Königs Agamemnon, hätte ihn nicht zum Sammelplatz der Flotte nach Aulis begleiten können, um das Opfer ihrer Tochter Iphigenie mit eigenen Augen anzusehen. Medea hätte kaum Jason, einen Ausländer, kennengelernt, sich in ihn verliebt und ihm geholfen, das Goldene Vlies zu rauben; selbst in der berühmten Passage, in der sie das Schicksal einer Frau beklagt, sagt Medea nur, daß sie sich keinen Geliebten nehmen darf, nicht, daß sie nicht aus dem Haus gehen darf. Wenn Frauen tatsächlich zu Hause unter Verschuß gehalten worden wären, hätte es neunzig Prozent der griechischen Mythen nie gegeben.

Die Göttinnen wie auch die Damen des Mythos, üblicherweise Verwandte mächtiger Männer, gehörten zur Oberschicht. Verschiedentlich spannen und webten sie, aber von keiner wurde erwartet, daß sie außerhalb des Hauses arbeitete. Aus diesem Grund, und auch weil sie Bedienstete beiderlei Geschlechts hatten, die sie auf Botengänge schicken konnten, waren sie, wenn überhaupt, dann *stärker* von der Außenwelt abgeschieden als normale Frauen. Die meisten Menschen gehörten zur Mittel- oder Unterschicht und konnten sich bestenfalls ein paar Sklaven leisten. Sie lebten oft nicht in der Stadt, sondern auf dem Lande und arbeiteten in der Landwirtschaft. Unter solchen Bedingungen wäre es für Männer ebenso dumm wie unmöglich gewesen, Frauen zu Hause festzuhalten, da sie so kaum etwas zum Familieneinkommen hätten beitragen können.

Und tatsächlich sind die Belege für Frauen, die außerhalb des Hauses arbeiten, Legion. Griechische Frauen gingen zur Quelle, um Wasser zu holen und Wäsche zu waschen. Andere betätigten sich als Krankenschwestern oder Hebammen oder als Kurtisanen und Gesellschafterinnen und Prostituierte. Wieder andere bekamen Geld für ihre Arbeit in der Landwirtschaft. Es stimmt, daß sie in den angeführten Fällen durch ökonomische Notwendigkeit dazu gezwungen wurden; aber Lohnarbeit galt bei Freigeborenen beiderlei Geschlechts als unziemlich. Frauen traten offenbar als Verkäuferinnen in Aktion, denn das attische Gesetz verbot es, einen Bürger, männlich oder weiblich, dafür zu tadeln, daß er auf dem Marktplatz etwas verkaufte. Aristoteles schrieb, daß es ebenso unmöglich wie ungerecht sei, die Frauen der Armen daran zu hindern, das Haus zu verlassen, da sie keine Sklaven hatten, die diese Gänge übernehmen oder sie begleiten konnten.

Frauen verließen ihr Heim auch, um ihren Lieblingswahr- sager zu besuchen, um wenigstens an einigen öffentlichen Ze- remonien teilzunehmen, Kunstwerke auf der Akropolis zu bewundern, Ehemänner und Verwandte im Gefängnis zu be- suchen, ihr Anliegen vor einem Schiedsrichter zu vertreten und im Gerichtssaal die Sympathien der Geschworenen für ihre männlichen Verwandten zu erwecken. Frauen lauschten

öffentlichen Reden; eine Elphinike tadelte Perikles, nachdem er eine Rede zu Ehren der Athener gehalten hatte, die im Krieg gegen Samos gefallen waren. Platon - derselbe, der Frauen als eine Metapher für das Zuhausehocken gebraucht hatte - sagte auch, daß gebildete Frauen die Tragödie der Komödie vorzögen; daraus wie auch aus zwei anderen Passagen kann man den Schluß ziehen, daß Frauen auch die Theater besuchten. Frauen nahmen nicht nur an den Begräbnissen ihrer Verwandten teil, es war vielmehr so, daß ohne sie diese Begräbnisse gar nicht stattfinden konnten. Es gab sogar eine besondere Beamtenkommission, die dafür verantwortlich war, »die Gesetze, die sich auf Frauen bezogen, durchzusetzen«.

Dies wäre weder möglich noch nötig gewesen, wenn Frauen sich nicht in der Öffentlichkeit bewegt hätten.

Frauen besuchten einander, um Haushaltsartikel auszuleihen oder einfach zu reden; dadurch entstanden oft genug enge Freundschaften. Manche Männer hatten Angst, die Frauen könnten vielleicht über Sex reden, und verurteilten solche Besuche. Andere erwarteten, daß ihre Frauen ausgingen, und stellten Sklaven zur Verfügung, um sie zu begleiten; sicherzustellen, daß sich keine Dame allein den Gefahren der Welt stellen müsse, blieb überall in Europa bis etwa 1850 Standardpraxis. Sowohl im Athen des Jahres 479 v. Chr. wie auch im Argos des Jahres 417/416 halfen die Frauen mit, die Stadtmauern zu bauen, was sie wohl kaum von zu Hause aus tun konnten.

Außerdem besitzen wir Tausende Kunstwerke, die Frauen bei allen möglichen Tätigkeiten zeigen. Manchmal erkennt man im Hintergrund genau, wo sich die Aktivität abspielt, oft fehlt diese Information aber auch. Manche Tätigkeiten, wie das Ankleiden, das Anlegen von Schmuck, das Weben, das Essen an einem Tisch, müssen im Haus stattgefunden haben, andere, wie das Spielen mit Knöchelchen, das Kinderhüten oder das Spinnen, wären im Haus wie auch außer Haus möglich. Dies gilt auch für den Sex; wenigstens eine Vase zeigt das Bild einer Frau, die nahe einer Quelle masturbiert, während eine weitere Frau und ein Mann zuschauen. Wieder andere Tätigkeiten, wie ein Treffen mit einem Satyr, Wasserholen, Ballspiele oder Opfer, aber auch ekstatisches Tanzen konnten nur unter der Vor-

aussetzung stattfinden, daß die Frauen das Haus verließen. Wenn die Kunst der einzig verfügbare Beleg wäre, dann hätte es überhaupt keine Spekulationen über die angebliche Zurückgezogenheit der Frauen gegeben.

Frauen waren auch in der Religion aktiv. Sie konnten Priesterinnen werden; manche Priesterschaften bestanden nur aus Frauen. Manche religiösen Riten, an denen Frauen teilnahmen, wurden täglich ausgeführt, andere konzentrierten sich auf Feste, die an bestimmten Tagen abgehalten wurden. Manche dieser Feste wurden von beiden Geschlechtern besucht, andere waren ausschließlich alten, jungen oder allen Frauen vorbehalten. Das wichtigste gemischte Fest waren die Panathenäen, die alle vier Jahre stattfanden. Bei diesem Fest schenkten die Frauen von Athen der Göttin ein neues Kleid, einen *peplos*; die Prozession zu Ehren der Göttin ist auf dem Parthenon-Fries dargestellt. Weder dieses Fest noch die rein weiblichen Feste hätten stattfinden können, wenn die Frauen auf ihr Heim beschränkt gewesen wären. Ganz zu schweigen von der Verehrung des Dionysos, für die sie nicht nur ihre Häuser, sondern sogar die Stadt verlassen und in die Berge ziehen mußten, wo sie sich betranken, tanzten und kleine Waldtiere (sowie einer Legende nach auch Männer) in Stücke rissen.

Das wichtigste rein weibliche Fest waren die Thesmophorien, bei denen die Frauen die Herrschaft über die Stadt übernahmen. Dieses Fest, das zu Ehren der Demeter kurz vor der Zeit der Aussaat abgehalten wurde, dauerte drei Tage. Die Feiern wurden von einer gewählten Priesterin geleitet und schlossen viele Frauen - Sklavinnen, Frauen ohne Bürgerrecht, Fremde, Konkubinen und Prostituierte - aus. Nun lebten in Athen zu seinen Hochzeiten etwa 30- bis 40000 Bürgersfrauen sowie mehrere Zehntausende andere Frauen. Daher bedurften die Ausschließung, die Wahl und die Prozession eines beträchtlichen Organisationsaufwandes. Das alles wurde von Frauen für Frauen geleistet. Dies belegt deutlich die Möglichkeit, sich nicht nur während der Feste, sondern auch in den Wochen, vielleicht Monaten zuvor frei zu bewegen.

Um jetzt zu Xenophons *Oikonomikos* als dem vielleicht wichtigsten einzelnen Beleg zum Leben der attischen Haus-

trauen Anfang des 4. Jahrhundert v. Chr. zurückzukehren: Xenophon war ein attischer Abenteurer, der sich später in Sparta niederließ und sich der Schriftstellerei zuwandte. Sein *Oikonomikos* »Über den Haushalt« war ein Text aus einer Reihe von Abhandlungen, die die Welt so zeigten, wie sie sein sollte, nicht, wie sie war. Er gibt ein Gespräch zwischen Xenophons idealem Ehemann, Isomachos, und Sokrates wieder. Der letztere stellt Fragen und hört zu, während der erstere erklärt, wie er seiner Frau, die erst fünfzehn Jahre alt ist, beigebracht hat, nicht nur einfach ein Haus zu führen, sondern ein Landhaus, das den Mittelpunkt eines nicht gerade kleinen Anwesens bildete.

Nach Isomachos liegt der Schlüssel zu dieser Aufgabe in der Tatsache, daß Menschenkinder zart sind und Schutz suchen. Damit sie im Hause aufwachsen, richteten es die Götter so ein, daß Frauen kleine Kinder mehr lieben als Männer; ein Aspekt, in dem er Unterstützung von modernen Evolutionsbiologen bekommt. Im Gegensatz dazu ist der Körper des Mannes eher geeignet für »Reisen und Feldzüge«. Die menschlichen Gesetze spiegeln diese Situation wider, indem sie Männer und Frauen loben oder anklagen, je nachdem, ob sie ihrer jeweiligen Natur folgen oder nicht. Er vergleicht seine Gattin mit einer Bienenkönigin. Wenn sie das Heim »im Stich ließe«, würde es zusammenbrechen sicher das größte Kompliment, das ein Mann seiner Frau machen kann. Doch die Tatsache, daß die wichtigste Aufgabe seiner Gattin das Haus war, bedeutet nicht, daß Isomachos ihr verbot, es zu verlassen. Ebensowenig bedeutet die Tatsache, daß es für einen Mann als peinlich galt, sich zu viel im Hause aufzuhalten, daß er selbst wie ein wildes Tier im Wald lebte.

Wenn Frauen aus wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und religiösen Gründen ihr Heim verlassen durften, dann machte es offensichtlich auch nicht viel Sinn, ihren Bewegungsradius innerhalb des Hauses zu beschränken. So erwähnt eine Autorin die Isolierung der Frau sechsmal; aber nirgendwo beweist sie, daß es so etwas überhaupt gab. Es stimmt, daß die Quellen einige wenige Hinweise auf Frauengemächer geben. Doch bei näherer Betrachtung sieht man, daß es bei verschiedenen davon

entweder um Nichtgriechen oder um die Unterbringung von Sklavinnen geht, die, wie Isomachos sagt, getrennte Quartiere bewohnten, damit ihr Herr ihre Fortpflanzung kontrollieren konnte. Vielleicht weil sich die »Quartiere«, die es gab, oft im ersten Stock des Hauses befanden und sehr viel seltener dem Zahn der Zeit trotzten, hat die Archäologie sie nicht identifizieren können. Was lokalisiert worden ist, sind einige Räume mit Gegenständen, die man zum Spinnen und Weben braucht, und andere, die sich nicht zur Straße hin öffnen; von den letzteren ist wenigstens einer wohl eher ein Rückzugsraum von Männern als von Frauen.

Der Philosoph Antisthenes (um 445-365 v. Chr.) soll gesagt haben, daß der Übergang von Athen nach Sparta wie ein Wechsel von Frauengemächern in Männerräume sei. Was immer er auch gemeint haben mag, es klingt nicht nach Isolierung, wenn man davon ausgeht, daß Athen eine bekanntermaßen weltoffene Handelsstadt und Sparta eine geschlossene fremdenfeindliche Gesellschaft war. Es stimmt, daß es für einen Fremden ohne Einladung nicht statthaft gewesen sein mag, in die inneren Gemächer eines Hauses vorzudringen, und im äußersten Fall vielleicht zu Gewaltanwendung führte und/oder in einem Rechtsstreit Erwähnung fand. Doch es war einem Manne möglich, das Haus eines Freundes zu besuchen und mit dessen Frau zu sprechen; außerdem beweist die Tatsache, daß auch heute viele Menschen es nicht mögen, wenn Besucher in die Schlafzimmer der Familie spähen, nicht, daß diese Räume benutzt werden, um Ehefrauen und Töchter wegzuschließen. Es war höchstens so, daß man Frauen mit größerer Wahrscheinlichkeit zu Hause antraf, wie ein Text sagt. Die Zurückhaltung mag so weit gegangen sein, daß Frauen das Speisezimmer (*andron*) verließen und sich in die inneren Räume des Hauses zurückzogen, wenn männliche Gäste zu Besuch kamen.

Ob griechische Frauen und Männer ihre Mahlzeiten in der Regel gemeinsam einnahmen, ist unbekannt. Ausgehend von der Tatsache, daß im 4. Jahrhundert v. Chr. Theopomp davon sprach, daß die etruskischen Frauen (anders als die Griechinnen) »nicht neben ihren eigenen Ehemännern [aßen], sondern Seite an Seite mit allen Männern, die gerade anwesend waren«,

muß man annehmen, daß sie es taten. Selbst wenn nicht, hieße das nicht, daß die Frauen isoliert waren. Ähnlich ist auch nicht bekannt, ob griechische Männer und Frauen normalerweise das Schlafzimmer teilten und immer in einem Bett schliefen. Wenn sie es jedoch nicht taten und Frauen in getrennten Zimmern im Inneren des Hauses schliefen, dann beweist das weder, daß Männer Fremdkörper in Frauengemächern waren, noch, daß Frauen nicht frei aus und ein gehen konnten, wie zum Beispiel Isomachos' Frau es ganz sicher tat.

In Anbetracht der Belege müssen Historiker, die behaupten, daß Frauen im Haus eingeschlossen waren, noch kasuistischer argumentieren als die Inquisition bei der Leugnung der Tatsache, daß sich die Erde um die Sonne dreht. Wenn die griechischen Betten schmaler waren als die im modernen Amerika, dann geht daraus plötzlich ganz klar hervor, daß Männer und Frauen im antiken Griechenland nicht zusammen schliefen und Frauen getrennte Gemächer bewohnten, die die Männer selten aufsuchten. Wenn Isomachos' Frau im Hause ein und aus geht, dann nur, weil Xenophon »sich gegen die konventionelle attische Rolle für seine Frau wendet«. Wenn zahllose Gemälde Frauen bei allen möglichen Tätigkeiten außer Haus zeigen, dann müssen diese Frauen entweder Kurtisanen oder Sklavinnen gewesen sein. Wenn die Frauen des Mythos und des Dramas sich meist so frei bewegen, wie es ihnen beliebt, dann beweist das, daß fiktive Frauen taten, was wirkliche nicht konnten. Wenn die Belege für Frauen in der Öffentlichkeit in den Jahrzehnten nach dem Peloponnesischen Krieg überwältigend sind, dann deshalb, weil das Ende jenes Krieges zu einer gewaltigen, wenn auch völlig undokumentierten gesellschaftlichen Revolution geführt hatte. In Wirklichkeit geht es doch gar nicht darum, ob die Griechinnen abgeschieden im Hause lebten, sondern vielmehr darum, wie eine solche Entschlossenheit, den Fakten nicht ins Gesicht zu sehen, legitimiert werden kann.

## Die große Hexenjagd

Seit etwa 1970 hat sich eine unglaublich umfangreiche Literatur mit der frühneuzeitlichen europäischen Hexenverfolgung (ca. 1500-1650) beschäftigt. In der englischsprachigen Welt löste das Werk eines Mannes dieses Interesse aus: Keith Thomas' *Magie and the Decline of Religion* (1971) bot neue Deutungen und setzte neue Forschungsstandards. Thomas selbst schrieb, daß man die »Vorstellung, die Hexenverfolgungen spiegelten einen Krieg zwischen den Geschlechtern wider, außer acht lassen kann«. Ähnlich äußerte sich Alan Macfarlane, ein weiterer großer Fachmann auf diesem Gebiet. Diesen Stellungnahmen zum Trotz behaupteten allerdings andere Wissenschaftler(innen), daß die Hexenverfolgung dem Frauenhaß der Männer entsprungen sei und daß manche Frauen als Hexen gebrandmarkt wurden, weil sie sich nicht in die Rolle fügten, die die Männer ihnen zuwiesen. Sie vergossen ganze Tintenströme in dem Bemühen zu zeigen, wie dieses Phänomen, um nur eine von ihnen zu zitieren, »nicht nur die Reflexion eines uralten Stereotyps, nicht nur das Nebenprodukt einer patriarchalen Gesellschaft [darstellte]; die Hexenverfolgungen waren ein Teil von und ein Beispiel für den unterschwellig immer wirksamen Mechanismus sozialer Kontrolle von Frauen innerhalb eines allgemeinen Kontexts von sozialem Wandel und der Rekonstruktion der patriarchalen Gesellschaft.«

Wie und warum das Patriarchat sich gerade zu dieser Zeit an gerade diesem Ort in einer Hexenverfolgung geäußert haben soll, ist ganz und gar unklar. Manche sagen, daß es eine Zeit der weiblichen Emanzipation gewesen sei. Aus Angst vor Frauen und aus Eifersucht setzten Männer den Vorwurf der Hexerei ein, um die Kontrolle wiederzuerlangen. Andere meinen im Gegenteil, daß die Position der Frauen sich verschlechterte und die Verfolgungen die ökonomische Konkurrenz zwischen ihnen und den Männern widerspiegeln. Ich kann nicht hoffen, diese und andere widersprüchliche Theorien in ein umfassendes Konzept zu bringen; ich möchte nur zu zeigen versuchen, daß die Hexenverfolgung *nicht* einfach eine Angelegenheit frauenhassender Männer war, die sich die schrecklichsten Ver-

brechen ausdachten, um ein paar Frauen zu verbrennen und die übrigen auf ihren Platz in der Gesellschaft zu verweisen. Zunächst muß betont werden, daß sowohl Männer wie auch Frauen fest an Hexerei glaubten. Genau wie nur wenige daran zweifelten, daß es einen Gott gebe oder daß die Sonne sich um die Erde drehe, so wurde auch die Existenz von Hexen kaum in Frage gestellt. Hätte man den Menschen damals erzählt, daß Hexerei ein »Verbrechen ohne Verbrecher« sei, wie manche modernen Historiker es genannt haben, dann hätten sie das sicher nicht verstanden.

Der Mythos der Hexerei entstand allmählich im Laufe von mehreren Jahrhunderten und war um 1480 im Grunde vollständig vorhanden. Manche Hexen schworen dem Teufel formell Gefolgschaft und/oder waren von ihm besessen. Manche besuchte er unter ihrem eigenen Dach, andere aber bestiegen Besen und flogen zu Orgien, dem sogenannten Hexensabbat, wo sie aßen, tranken, tanzten und promiskuitiven Geschlechtsverkehr hatten. Die meisten Hexensabbate fanden im geheimen statt, und nur die Eingeweihten wußten, wie man dorthin kam. Manchmal jedoch verbreitete sich ein Gerücht, daß ein solches Ereignis an einem bestimmten Ort zu einer bestimmten Zeit stattfinden werde. So strömten z.B. im Jahre 1564 Menschen jeden Alters und beiderlei Geschlechts - darunter einige als »bekannt« beschriebene - in ein Dorf bei Augsburg in der Hoffnung, dort Hexen am Werk zu sehen. Sie warteten und warteten und waren tief enttäuscht, als nichts passierte.

Im Austausch für die Versprechungen des Teufels widersagten Hexen dem Christentum und schändeten seine Symbole. Dann begingen sie *maleficia*, böse Taten. Diese *maleficia* galten als eine reale Bedrohung für den einzelnen wie für die Gesellschaft, nicht nur als böse Wünsche und Absichten. Manche Hexen riefen Naturkatastrophen wie Stürme, Hagel oder Überschwemmungen herbei. Andere töteten Menschen und Vieh und verursachten eine Vielzahl von Krankheiten, von denen man oft noch nie zuvor gehört hatte und auch später nie wieder hören sollte. So brachten Frauen etwa Kaninchen zur Welt. Manche Hexen bereiteten Liebestränke, um neue Geliebte anzulocken und untreue zurückzugewinnen oder, wenn sie männ-

lichen Geschlechts waren, impotent zu machen, falls sie sich nicht fügen wollten. Im Bund mit dem Teufel konnten Hexen Dinge tun, die normalen Verbrechern nie möglich gewesen wären. Deshalb gab es genauso gute, ja bessere Gründe, gegen die Hexerei vorzugehen als gegen das Verbrechen im allgemeinen.

Natürlich galt Hexerei als *crimen exceptum*, als außergewöhnliches Verbrechen, weil ihre Methoden geheim und ihr Nachweis schwer zu führen war. Doch in dieser Hinsicht stand sie nicht allein. In ein und demselben Buch der Bibel, *Leviticus*, werden die Strafen für Hexerei und Vergewaltigung festgesetzt. Und sei es auch nur aus diesem Grund - kaum ein Richter des 17. Jahrhunderts hätte geleugnet, daß Vergewaltigung ein echtes Verbrechen sei und bestraft werden müsse. Andererseits waren die Umstände, unter denen viele Vergewaltigungen begangen wurden, so, daß ein Rechtsexperte schrieb: »Beweise, die sie hinreichend belegen, können kaum gefunden werden ... es ist eine Anklage, die leicht ausgesprochen und schwer bewiesen werden kann und noch schwerer zu widerlegen ist durch die angeklagte Partei, sei sie noch so unschuldig.« Doch diese Tatsache konnte einige Männer ebensowenig vor einer Anklage wegen Vergewaltigung bewahren, wie sie einige Frauen davor bewahrte, der Hexerei angeklagt zu werden. Kurz gesagt:

Der Glaube an die Hexerei durchdrang alle gesellschaftlichen Schichten, auch die Menschen, die gegen die Prozesse waren, und auch die Angeklagten; nur äußerst wenige Angeklagte verteidigten sich, indem sie die Existenz von Hexen überhaupt in Abrede stellten.

Im Prinzip konnten Hexen immer männlich oder weiblich sein. 1484, als Papst Innozenz VIII. seine Bulle gegen die Hexerei, *Summis desiderantes affectibus*, herausgab, stellte er ausdrücklich fest, daß Hexerei von »vielen Menschen beiderlei Geschlechts« praktiziert würde. 1572 legte der Kurfürst von Sachsen in seinen Constitutiones fest: ». .. der Zauberer, Manns- oder Weibsperson, [soll] mit dem Schwert gestraft werden«. Selbst in England, wo der Prozentsatz der Frauen unter den Angeklagten außergewöhnlich hoch war, bezog sich das Gesetz immer auf »Personen«, und Bilder vom Hexensabbat zeigen re-

gelmäßig den Teufel, der sich von Männern wie von Frauen anbeten läßt. Im Jahr 1608 ging ein Fachmann, der puritanische Priester William Perkins, so weit, Moses für seine Verwendung des weiblichen Geschlechts zu tadeln, weil dieser in der hebräischen Originalfassung befohlen hatte: »Man soll eine Hexe nicht leben lassen« (Lev. 20,27). In Wahrheit, so sagte er, »nahm [die Bibel] die Männer nicht aus«; auch viele andere Fachleute betonten, daß Männer ebenso fähig zur Hexerei seien wie Frauen.

Dennoch fühlten sich die Zeitgenossen so unbehaglich in Anbetracht der »Tatsache«, daß die meisten Hexen weiblich waren, daß sie ständig nach dem Grund fragten; eine Frage, die sogar eine so hochgestellte Persönlichkeit wie König Jakob I. von England bewegte. Gerade weil Hexerei als real und nicht als etwas von der Gesellschaft Erdachtes betrachtet wurde, mußte der Grund in der Natur der Frauen selbst zu suchen sein. Die meisten Fachleute stimmten darin überein, daß Frauen böser waren als Männer. Sie dachten außerdem weniger klar und waren weniger willensstark, so daß der Teufel sie »nach nur kurzer Gegenwehr« umgarnen konnte. Autorinnen, die sich mit dem Thema beschäftigten, neigten dazu, ihren männlichen Kollegen zuzustimmen. In den Worten einer von ihnen bot »sie, als das schwächere Werkzeug, mehr Gelegenheit, verführt zu werden« Der Autor des berühmtesten Handbuchs der Hexenverfolgung, des *Malleus Maleficarum* oder *Hexcnhammers*, behauptete, das Wort »femina« [Frau] selbst leite sich von »fe und minus«, »geringerer Glauben« ab. Dies hielt ihn aber nicht davon ab, zehn Seiten über männliche Hexen in sein Werk aufzunehmen.

Um eine moderne Analogie zu benutzen, sind Männer wie Frauen anerkanntermaßen fähig, einen Mord zu begehen, und tun dies auch manchmal. Dennoch sind mehr als 80 Prozent aller verurteilten Mörder Männer. Während bei einigen anderen Verbrechenarten, wie etwa Diebstahl und Unterschlagung, der Anteil der beiden Geschlechter beinahe gleich ist. Da wir also wissen, daß Morde geschehen, sagen wir bei der Suche nach einer Erklärung für dieses Phänomen nicht, daß diese Verbrechen von einer männerhassenden Gesellschaft erfunden

wurden, um Männer hinzurichten oder hinter Gitter zu bringen. Statt dessen suchen wir die Gründe in genetisch bedingten Eigenschaften der Männer wie etwa einem höheren Testosteron-Spiegel, der männliche Wesen aggressiver macht. Mit anderen Worten stimmt es nicht notwendigerweise, daß diejenigen, die versuchten, mit weiblichen Hexen fertigzuwerden, Frauen haßten - nicht mehr als jene, die behaupten, Gewalt sei ein spezifisch männliches Charakteristikum, Männer hassen. Sie taten nur das, was Kriminologen, Soziologen und Psychologen beiderlei Geschlechts jeden Tag tun - sie versuchten ein in ihren Augen beunruhigendes gesellschaftliches Phänomen zu erklären.

Was für das Geschlecht der Angeklagten gilt, gilt auch für ihr Alter und ihren Familienstand. Viele waren alt und lebten allein, sei es als Junggesellinnen oder als Witwen. Auf der Basis dieser einen Tatsache sind ganze Argumentationsgebäude errichtet worden. So behaupten zum Beispiel einige Wissenschaftlerinnen, das Patriarchat habe den Vorwurf der Hexerei benutzt, um Frauen zu kontrollieren, die nicht zu den »männlichen Stereotypen der guten Frau als gehorsamer, schweigsamer und unterwürfiger Ehefrau und Mutter« paßten; andere meinen, daß so weibliche Sexualität unterdrückt werden sollte. Dies ist allerdings Unsinn. Viele Hexen waren jung; sie wurden nicht angeklagt, weil sie unverheiratet waren, sondern konnten vielmehr andersherum nicht heiraten, weil sie als Hexen galten. Selbst die über Fünfzigjährigen wurden nicht notwendigerweise als alt betrachtet, wie sich in einem Fall zeigt, wo einer der Hexerei Verdächtigen dieses Alters das Armengeld verweigert wurde mit dem Hinweis, sie sei jung genug, selbst ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Soweit wir sagen können, lag der Prozentsatz der Witwen unter den Angeklagten - etwa vierzig Prozent - sehr nahe bei dem Prozentsatz von Witwen in der älteren weiblichen Bevölkerung. Etwa sechzig Prozent der Angeklagten bei zwei getrennten Stichproben waren verheiratet, und mehr noch, manche waren die Gattinnen ehrenwerter Persönlichkeiten und sogar lokaler Würdenträger. Vielen Frauen, die der Hexerei verdächtigt wurden, kamen männliche Verwandte zu Hilfe, die für sie bürgten oder

eine Kautio bezahlt. Manche Hexen und Hexer waren sogar miteinander verheiratet.

Was die Unterdrückung weiblicher Sexualität betrifft, so ist es, wie Shakespeare gesagt hätte, »mächtig seltsam«, daß diese Anklagen sich hauptsächlich gegen ältere Frauen gerichtet haben sollten. Hexenmeister wurden oft auch der Unzucht bezichtigt, während weibliche Hexen, abgesehen von ihrem Geschlechtsverkehr mit dem Teufel, selten sexueller Missetaten beschuldigt wurden. Manche waren so alt, daß solche Vorwürfe unglaubwürdig klangen, wie im Fall der hundertjährigen Isabeau Blary, die in Douai im Jahr 1610 verhört wurde und schließlich zugab, ein Teufel namens Varade habe Unzucht mit ihr getrieben. Auf jeden Fall führt dieses Argument nirgendwohin - ebensowenig wie die Tatsache, daß junge, alleinstehende Männer unter den gewalttätigen Kriminellen überrepräsentiert sind, beweist, daß die Gesellschaft darauf aus wäre, ihre Hormone zu unterdrücken. Es heißt vielmehr nur, daß solche Männer eher geneigt sind, das Gesetz zu übertreten, und weniger Angst vor den Konsequenzen haben als ältere Männer oder Frauen.

Die Frage, ob der Hexenglaube seinen Ursprung in der »Volkskultur« oder in der Elite hatte, ist lange diskutiert worden. Ganz eindeutig waren es Angehörige der Elite, die Bücher über Dämonologie schrieben und darüber debattierten, ob der Teufel mit oder ohne Gottes Erlaubnis agiere. Ob als Herrscher, als Ankläger, als Richter oder Schreiber, es waren ebenso Angehörige der Elite, die die Kommissionen einrichteten und besetzten, die Hexen ausfindig machten, verurteilten und bestrafte. Dennoch bedeutete die Tatsache, daß die Kommissionen aus Männern der Elite bestanden, nicht, daß jene Männer immer geschützt gegen Verfolgung waren. In Italien waren Kleriker vielleicht sogar gefährdeter als Frauen. In Deutschland, wo man die Hexen oft zwang, ihre Komplizen anzugeben, damit man das Eigentum der letzteren konfiszieren konnte, waren auch angesehene Männer unter den Angeklagten; gleiches galt für Sussex. Andererseits hatten die meisten Hexen nicht einmal genügend Besitz, um die Kosten ihres Prozesses zu bezahlen. Solange sie nicht bei hochgestellten Perso-

nen arbeiteten, entstammten die meisten Anklagen gegen sie nicht der Elite, die außer Reichweite von »armen, schwachen alten Frauen« (so der puritanische Priester Henry Holland) lebte. Es waren vielmehr ganz durchschnittliche Menschen, oft Nachbarn, die sich gegeneinander wandten.

Die typische Verfolgung begann auf der Ebene des Dorfes oder des Stadtviertels, in dem die verdächtige Person sich einen schlechten Ruf erworben hatte. Die Situation schlug um, wenn er oder sie um einen Gefallen bat, wie etwa Nahrungsmittel, eine helfende Hand oder einen kleinen Kredit, dann - nicht immer höflich - zurückgewiesen wurde und vielleicht einen Fluch oder eine Drohung aussprach. Wenn die Drohung oder der Fluch scheinbar Wirklichkeit wurde, verbreiteten Gerüchte die Nachricht, und der Fall kam vor die Behörden. Manchmal gingen diese ganz normalen Menschen auch noch weiter. Mit der Behauptung, daß überall Hexen seien, forderten sie ein hartes Durchgreifen. Und wenn die Inquisitoren auftauchten, begannen sie sofort damit, sich gegenseitig zu bezichtigen.

Nicht selten war es Sache der Behörden, lokale Auswüchse der Hexenverfolgung zu bremsen. So schaffte zum Beispiel Jakob VI. von Schottland 1597 die Kommission gegen Hexerei, die er selbst eingerichtet hatte, ab, gerade weil die Menschen sie benutzten, um alte Rechnungen zu begleichen; 1633 beendete sein Sohn eine Hexenjagd in Lancashire, die außer Kontrolle zu geraten drohte.

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, als der Hexenglaube in der Elite allmählich nachließ, führte die Hartnäckigkeit des einfachen Volkes, das immer wieder neue Beschuldigungen vorbrachte, zu vielen Festnahmen, denen dann aber Freisprüche folgten. Der einzige bekannte Todesfall in Schottland war eine Hexe, die von den Gerichten freigelassen, dann aber von ihren Nachbarn gelyncht wurde.

Aus unserer Sicht ist die Tatsache wichtig, daß der intellektuellen Elite nur wenige oder gar keine Frauen angehörten. Frauen schrieben kaum gelehrte Abhandlungen über die Hexerei, Frauen saßen auch nicht in den von den Herrschern ernannten Kommissionen, die Hexen verfolgen und vor Gericht bringen

sollten. Die wenigen Herrscherinnen, die es gab, waren allerdings auch dazu bereit, Hexen zu verfolgen. So erreichte etwa in den Niederlanden die Zahl der Verfolgungen in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts einen Höhepunkt, als drei Frauen nacheinander das Land für Karl V. regierten, nämlich Margarete von Österreich, Marie von Ungarn und Margarete von Parma. Als später Wilhelm der Schweiger die Herrschaft übernahm, gingen die Hexenverfolgungen zurück; ein letzter großer Schub war im Jahr 1587 zu verzeichnen. Ähnlich erreicht auch in Frankreich die Verfolgung gegen Ende des 16. Jahrhunderts ihren Höhepunkt, als Katharina de Medici das Land regierte, und ging unter ihren Nachfolgern zurück. Die schottischen Gesetze gegen Hexerei traten in der Regierungszeit der Königin Maria in Kraft. 1547 ließ König Edward VI. von England alle Strafen wegen Hexerei aufheben; sechzehn Jahre später erlaubte Elisabeth dem Parlament, sie in verschärfter Form wieder einzusetzen. Die Regentschaft der »Good Queen Bess« markierte den Höhepunkt der Verfolgungen, während unter ihrem männlichen Erben (der der Hexerei große Aufmerksamkeit schenkte) sowohl die Zahl der Fälle wie auch die Rate der Verurteilungen zurückgingen. Diese Tatsachen bestätigen nicht gerade die Ansicht, daß die Hexenjagd das Ziel hatte, die patriarchale Kontrolle wiederherzustellen.

Als Angehörige der Volkskultur nahmen Frauen an Hexenjagden wenigstens ebenso teil wie Männer. Hexerei wurde großteils von Frauen gegen Frauen eingesetzt; wahrscheinlich weil Männer bessere Möglichkeiten hatten, mit beleidigenden Frauen fertig zu werden, verfluchten männliche Hexen selten Frauen. Es waren vor allem Frauen, die andere Frauen bezichtigten, die normalen Verhaltensstandards verletzt zu haben, und die darauf bestanden, daß ihre Ehemänner oder andere männliche Verwandte etwas gegen die angebliche Hexe unternahmen. Es waren vor allem Frauen, verhext von anderen Frauen, die an Krampten und Ohnmachtsanfällen litten. Es waren vor allem Frauen, verhext von anderen Frauen, die Nägel, Nadeln und Kröten ausspuckten und deren Aussagen dazu die zuständigen männlichen Beamten vielleicht, vielleicht auch nicht glaubten. Die erste Engländerin, der unter dem

elisabethanischen Gesetz der Prozeß gemacht wurde, war hauptsächlich von Frauen angeklagt worden. Die letzte englische Hexe, die sich vor Gericht verantworten mußte, Jane Wenham, war nicht nur von einer anderen Frau angezeigt worden, sondern verwickelte noch drei weitere Frauen in ihren Fall. Alle wurden freigesprochen. Wenham selbst wurde von den Geschworenen für schuldig befunden, von einem skeptischen Richter aber sofort begnadigt. Sie konnte nicht in ihre Heimat zurückkehren und fand Zuflucht bei einem männlichen Landbesitzer.

In diesen Fällen ebenso wie in anderen waren die ursprünglichen Anklagen nicht geschlechtsspezifisch; der Tod einer Kuh oder die Vernichtung von Getreide durch einen Sturm haben wenig mit Geschlecht zu tun. Dennoch verweist die Tatsache, daß zumindest in Deutschland die Gruppe, die mit der größten Wahrscheinlichkeit angeklagt wurde, die Wochenbetthelferinnen, auf die Bedeutung auch besonderer weiblicher Probleme. Bevor das Krankenhaus zum normalen Entbindungsort wurde, wurden Frauen der Mittelschicht zur Zeit der Geburt oft von zeitweilig im Hause lebenden Dienerinnen gepflegt. Diese Frauen waren keine Hebammen; sie sollten eine Vielzahl von Haushaltspflichten übernehmen, während sich die Mutter von der Geburt erholte. Manche waren alt, unverheiratet und kinderlos. Andere waren jung und mögen zu einer Zeit, in der seine Ehefrau für ihn sexuell nicht verfügbar war, die Aufmerksamkeit des Hausherrn auf sich gezogen haben. Es war jedenfalls allgemein bekannt, daß sie guten Gründe hatten, die Mütter zu beneiden; in anderen Fällen hatten vielleicht auch die Mütter gute Gründe, sie zu hassen. Wenn ein Kind krank wurde oder starb, war eine Schuldige schnell zur Hand. Erste Anschuldigungen konnten zu einer Kettenreaktion führen, bei der dann auch andere Frauen die unglückliche Wochenbetthelferin beschuldigten, ihren Kindern Schaden zugefügt zu haben.

Auch wenn die Ebene der Nachbarschaftsstreitereien überschritten war und die Gerichte sich mit der Sache befaßten, spielten die Frauen eine wichtige Rolle. Sie waren nicht nur bei der Anklageerhebung von entscheidender Bedeutung: Da

Prostituierte in Hexerei-Prozessen aussagen durften, nicht aber in anderen, dürften Frauen auch unter den Zeugen überrepräsentiert gewesen sein. Wie die Polizei heute im Umgang mit Delinquentinnen Frauen einsetzt, so bewachten auch in der frühen Neuzeit oft weibliche Wesen die der Hexerei verdächtigen Frauen im Gefängnis. Andere arbeiteten neben Männern als Hexenstecherinnen, die ihren Lebensunterhalt damit verdienten, anderen mit Nadeln Verletzungen zuzufügen und dann zu beobachten, ob das Opfer auch blutete; bei einem bekannten Hexenstecher, einem gewissen Mr. Patterson aus Schottland, stellte sich später heraus, daß er eine verkleidete Frau war. Ob aus persönlicher Animosität heraus oder weil sie gefoltert wurden, kooperierten die angeklagten Frauen und zogen andere Frauen in die Sache hinein. Andere brachten aus Eifersucht Beschuldigungen ein, weil der Teufel ihnen eine andere, höherstehende Frau vorgezogen hatte. All dies enthüllte, wie gesagt worden ist, »mörderische Gegnerschaften« unter Frauen.

Wie schon bemerkt, waren unter den Richtern, die Hexen verurteilten, keine Frauen. Wenn deshalb die Anklage der Hexerei wirklich einen männlichen Haß auf Frauen widerspiegeln würde, dann müßte man auch erwarten, daß ein höherer Prozentsatz von Frauen als von Männern verurteilt und hingerichtet wurde. Doch dem war nicht so. In Schottland wurde eine größere Rate von weiblichen Verdächtigen als von männlichen hingerichtet; aber auch eine größere Rate von Frauen als von Männern freigesprochen. In Genf war die Lage umgekehrt, männliche Verdächtige wurden hier häufiger freigesprochen und häufiger hingerichtet als weibliche. In Italien bekam die große Mehrheit der weiblichen Hexen, die der rein männlich besetzten Inquisition überantwortet wurden, nur sehr milde oder überhaupt keine Strafen. Eine deutliche Voreingenommenheit gegenüber Frauen - in dem Sinne, daß weniger freigesprochen und mehr hingerichtet wurden - kann nur bei Prozessen vor Bezirksgerichten in England festgestellt werden. Allerdings gab es in England nur relativ wenige Hinrichtungen, und sie wurden ganz und gar nicht alle vor den Bezirksgerichten verhandelt. Gerichte, die also nachweislich

Frauen diskriminierten, behandelten nur wenige Fälle. Bei den stärker beteiligten läßt sich eine solche Benachteiligung nicht belegen.

Im übrigen stand das Problem der Hexerei nicht für sich allein. Vielmehr bildete es einen Teil eines sehr viel größeren Komplexes von »spirituellen« Vergehen, darunter Häresie, Apostasie, Blasphemie usw. Dies alles waren Verbrechen gegen Gott und die Religion und verdienten ebenso bestraft zu werden wie die Hexerei. Deshalb bildeten die Hexen nur einen kleinen Teil der Fälle, mit denen sich die Inquisition befaßte. In Venedig etwa stieg die Zahl bis auf knapp über zwanzig Prozent; die große Mehrheit davon bekam nur sehr milde Strafen oder ging ganz straffrei aus. Während aber zumeist Frauen der Hexerei angeklagt wurden, waren die meisten anderen Angeklagten Männer. Die gleichen Eigenschaften, die dazu beitrugen, daß Frauen überproportional der Hexerei beschuldigt wurden, vor allem ihre angeblich schwächere Intelligenz, hatten oft zur Folge, daß sie für andere »spirituelle« Verbrechen nicht in Betracht kamen. Dies ist ein Grund, warum Frauen nur zehn Prozent aller Hingerichteten in der fraglichen Zeit ausmachten; und auch dann noch wurden weit- aus weniger Frauen wegen Hexerei hingerichtet als wegen der beiden weiblichen Verbrechen par excellenc, Kindstötung und Giftmord. Wenn man sich daher allein auf die Hexerei konzentriert und andere Anklagen gegen Frauen ausklammert, führt das dazu, daß die Bedeutung sowohl der Hexerei als Verbrechen wie auch der Zahl der Frauen unter den Verbrechern enorm übertrieben wird. Da die Zeitgenossen Hexerei als real ansahen, hat eine solche Vorgehensweise keine Berechtigung.

Und schließlich leitet die Konzentration auf die Zeit von 1500 bis 1650 in die Irre. Der Anbruch des 16. Jahrhundert war ganz und gar kein Wendepunkt, sondern setzte in verschiedenen Ländern nur eine jahrhundertealte Tradition fort. Im Mittelalter waren Hexenprozesse relativ selten, traten aber seit etwa 1300 vermehrt auf. Die frühen Prozesse unterschieden sich von den späteren dadurch, daß sie nicht ganze Gruppen von Hexen betrafen. Üblicherweise wurden sie von einigen

hochgestellten männlichen Personen gesteuert, um andere hochgestellte männliche Personen in Schwierigkeiten zu bringen. Vor 1350 wurden fast dreimal so viele Männer wie Frauen verurteilt; in Nordfrankreich war zwischen 1351 und 1400 die Zahl der Angeklagten beiderlei Geschlechts ungefähr gleich. Für Europa als ganzes soll die Zahl der angeklagten Männer zwischen 1300 und 1499 fast genauso hoch gewesen sein wie die der angeklagten Frauen.

Das heißt nicht, daß Männer in einzelnen Ländern nicht zahlenmäßig stärker betroffen gewesen wären als Frauen. In den Niederlanden »hatten manche Behörden schon damit begonnen, gerissene Männer zu bestrafen, bevor die Hexenverfolgung ernsthaft begann«; Auch in Finnland galten älteren Überlieferungen der Einheimischen zufolge eher Männer als Hexen, und die Vorstellung, daß es sich dabei vor allem um Frauen handelte, mußte aus dem Ausland eingeführt werden. Auf den Britischen Inseln waren in der fraglichen Zeit 59 Prozent der Angeklagten Männer. In Neuchatel waren es 80 Prozent, im Wallis 78 Prozent und in der Schweiz insgesamt nur wenig unter 50 Prozent. Und schließlich verbergen die ausgewählten Daten, daß sich zumindest in Deutschland das Stereotyp nach 1650 umkehrte und nicht mehr vor allem alte Frauen, sondern meist junge Männer der Hexerei beschuldigt wurden.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß selbst der Begriff der »Frühen Neuzeit«, wie er in bezug auf die Hexenverfolgung benutzt wird, willkürlich gewählt ist; sowohl vor als auch nach dieser Zeit war das Gleichgewicht zwischen Männern und Frauen sehr verschieden. Gleiches gilt für den Begriff Hexerei selbst. Wenn die Historiker ihn in Verbindung mit anderen »spirituellen« Anklagen behandelt hätten, wie es die Zeitgenossen taten, dann hätte sich das Geschlechterverhältnis der Angeklagten und Hingerichteten ganz anders dargestellt. Frauen glaubten ebenso an Hexerei wie Männer, ihr Beitrag zur Hexenverfolgung war ebenso wichtig wie der von Männern, in mancher Hinsicht sogar wichtiger. Es stimmt, daß Männer der geistigen Elite den intellektuellen Bezugsrahmen lieferten und die Prozesse organisierten. Andererseits waren es

sehr oft Frauen, die beschlossen, daß X oder Y der Hexerei angeklagt werden sollte, die die Beweise lieferten, die andere Frauen mit hineinzogen. Im Grunde könnte man sagen: Je weiter die Behörden, die sich mit der Hexenverfolgung befaßten, von Nachbarschaftsstreitigkeiten entfernt und je weniger Frauen deshalb beteiligt waren, desto fairer war die Behandlung, die Hexen erwarten konnten.

Schließlich beweist die Tatsache, daß die meisten Hexen der Frühen Neuzeit Frauen waren, nicht, daß das Patriarchat auf die Frauen als Frauen zielte - nicht mehr als die Tatsache, daß die meisten Mörder heute Männer sind, beweist, daß die Männer vom Matriarchat gehetzt werden. Wenn überhaupt, dann beweist es, daß die Zeitgenossen meinten, was sie sagten, wenn sie verkündeten, sie wollten Hexen jagen und vernichten.

### **Der Umgang der Nazis mit Frauen**

Die Idee, die Nazis als die Frauenunterdrücker *par excellence* zu präsentieren, geht auf Betty Friedan, die »Mutter« des modernen Feminismus, zurück. 1959 nahm sie an einem Treffen von Zeitungsverlegern, durchweg männlichen Geschlechts, teil, die Themen diskutierten, die amerikanische Frauen interessieren könnten. Was sie hörte, gefiel ihr gar nicht. »Als ich ihnen zuhörte, kam mir eine deutsche Redewendung in den Sinn - >Kinder, Küche, Kirche<, der Ausdruck, mit dem die Nazis festlegten, daß Frauen wieder auf ihre natürliche Rolle beschränkt werden müßten.«

1969 wurde dieses Thema von einer weiteren feministischen Koryphäe, Kate Millett, genauer beleuchtet. So wie sie es erklärte, hatten die Männer die Frauen schon immer unterdrückt. Die Zeit zwischen 1830 und 1930 sah die ersten Ansätze einer Revolte; und nirgends war diese Revolte erfolgreicher als in Deutschland, wo 1928 der »Feminismus eine Macht darstellte«. Doch dann kam Sigmund Freud hereinmarschiert, flankiert von den Sowjets und den Nazis. Dieses ungleiche Trio startete »den bis jetzt bewußtesten Versuch, extrem patriarchalische Verhältnisse neu zu beleben und zu stärken«. Der

Nationalsozialismus »entledigte sich ihrer [der feministischen Macht] auf sehr methodische Art: durch Aufsplitterung, durch Infiltration, durch Zwangswahlen, durch Beherrschen der führenden Positionen, durch die Entfernung der Frauenführerinnen sowohl aus der Bewegung wie aus dem öffentlichen Leben und durch die Einverleibung dieser Frauenorganisationen in die Nazibewegung unter dem Befehl der Partei, wie z. B. der Frauenschaft und später der Frauenfront (einige Jahre später in Frauenwerk unibenannt), die allem Anschein nach von einer Führerin und antifeministischen Frauen geleitet wurden, in Wirklichkeit aber von Männern ... kontrolliert waren.«

Um Frauen »auf äußerste Hingabe an Mutterschaft und Familie« zu beschränken, begrenzten die frauenfeindlichen Nazi-behörden die Zahl der Universitätsstudentinnen auf zehn Prozent aller Studierenden. Sie vertrieben Scharen von Beamtinnen aus den Ämtern und taten, was sie konnten, um Frauen davon abzuhalten, weiterhin für Geld zu arbeiten oder sich um eine Lohnarbeit zu bemühen; später forderten sie jedoch, daß Frauen »als Fabrikarbeiterinnen die deutsche Kriegsmaschinerie in Gang« hielten. Gleichzeitig unterwarfen sie die Frauen einer »Überfülle an Propaganda für Mutterschaft«. Sie riefen die »berühmt-berüchtigten« Ehestandsdarlehen ins Leben, die »Steuerermäßigungen für jedes Kind« in Aussicht stellten; verboten Prostitution und Pornographie und - am schlimmsten von allem - sie verweigerten den Müttern unehelicher Kinder die gleichen Rechte wie ihren verheirateten Schwestern.

Viele wichtige feministische Autorinnen, darunter Germaine Greer, Susan Brownmiller und Andrea Dworkin, nahmen Milletts Anklagen auf; Friedan selbst wiederholte sie in ihren Memoiren. Einige »bewiesen«, daß die Nazis Frauen fast so intensiv verfolgten wie Homosexuelle, Zigeuner, Juden und andere »Untermenschen«. Andere behaupteten, das nationalsozialistische Konzept der Weiblichkeit sei »sekundär rassistisch«. Wieder andere argumentierten, Antifeminismus sei ein ebenso fundamentaler Teil des Nationalsozialismus gewesen wie Antisemitismus, allerdings ohne die tödlichen Folgen. Allein schon die Tatsache, daß die Nazis »polarisierte Identitäten für Männer und Frauen« konstruierten - also nicht das

feministische Dogma akzeptierten, wonach Männer und Frauen in jeder Hinsicht gleich seien -, galt als eine ihrer schlimmsten Untaten. Hier lagen »die Wurzeln des Völkermords«.

Wie sah die Lage der Frauen im nationalsozialistischen Deutschland wirklich aus? Um diese Frage zu beantworten, sollte man am besten zuerst den deutschen Feminismus vor 1933 betrachten. Es zeigt sich, daß es nicht eine einzige »Macht« gab, sondern viele: einen katholischen Frauenbund, einen protestantischen Frauenbund und daneben auch konservative, liberale, sozialistische, kommunistische, koloniale und jüdische Frauenbünde, um nur ein paar der etwa 230 Vereinigungen zu nennen. Manche traten für gleiche Rechte für Frauen ein, andere waren im Namen der Mutterschaft dagegen und verurteilten die Weimarer Republik, weil sie den Frauen das Wahlrecht gegeben hatte. Manche forderten Abtreibungsrechte, andere sprachen sich dagegen aus, und manche befürworteten die Zwangssterilisation »minderwertiger« Menschen. Mit der Zeit verloren die sozialistischen und liberalen Frauenbewegungen, die gleiche Rechte, Ausbildung und Arbeit forderten, an Macht und Anhängerinnen, während solche, die für die Mutterschaft eintraten, im Aufstieg begriffen waren; in den letzten Jahren vor der Machtergreifung war schon das Wort »Feministin« für viele Frauen ein rotes Tuch. Die Organisation, die den Anspruch erhob, für alle übrigen zu sprechen, war der Bund Deutscher Frauen (BDF), ein lockeres Bündnis vieler verschiedener Gruppen. Seine Führerin war Gertrud Bäumer, eine Veteranin im Kampf um die Frauenrechte. Vor 1914 hatte sie sich gegen Abtreibung und Empfängnisverhütung ausgesprochen, weil sie der Meinung war, daß die Fortpflanzung oder jedenfalls das Risiko einer Schwangerschaft nötig war, um »ein Gefühl der moralischen Verantwortlichkeit in sexuellen Dingen« zu fördern. 1919 arbeitete sie an der Umformulierung des Programms des BDF mit und brachte eine rechtslastige, nationalistische Ideologie hinein. 1932 sprach sich die Organisation für die Abschaffung der Demokratie und die Einrichtung eines Korporationensystems nach dem Vorbild des faschistischen Italien aus. Sie rief die Frauen dazu auf, die Folgen des Ersten Weltkriegs auszugleichen und so viele Kinder wie möglich zu

bekommen. Dagegen sollten die sexuelle Libertinage, Pornographie, Abtreibung und Geschlechtskrankheiten, wie sie angeblich mit der Weimarer Republik verbunden waren, bekämpft und beseitigt werden.

Der junge Politiker Adolf Hitler stimmte in vielem mit den Äußerungen des BDF überein. Frauen sollten vor einer Verführung durch Juden, Modernisten, Internationalisten und anderen Feinden Deutschlands bewahrt werden. Gesunde Werte sollten wieder mehr Geltung bekommen, und Frauen sollten vorrangig an der Zahl der Kinder gemessen werden, die sie dem Reich geschenkt hatten. Das Ideal waren »Frauen, die Männer in die Welt setzen können«, Ziel der weiblichen Erziehung war »unverrückbar die kommende Mutter«. Ehe war kein Wert an sich, sondern nur ein Mittel zur »Vermehrung und Erhaltung der Art und Rasse«. Kinderlose Frauen (und Männer) galten als schädlich für das Volk, obwohl ihnen letztlich als einzige Maßnahme eine schwerere Besteuerung auferlegt wurde.

Von Anfang an hielt Hitler selbst an traditionellen Bildern fest, was die getrennten Sphären von Männern und Frauen betraf. »Die Welt des Mannes« war der Staat, die Gemeinschaft, die Welt der Frau »ihr Mann, ihre Familie, ihre Kinder und ihr Haus«. Weibliche Intellektuelle waren Nervensägen; »wenn eine Frau in Sachen des Daseins zu denken beginnt, das ist schlimm«. Wie die meisten Menschen der Zeit glaubte Hitler, daß Frauen, die keine Kinder hatten, schließlich geisteskrank würden. Seine engsten Mitarbeiter wie Arthur Rosenberg, Robert Ley, Gregor Strasser und Gottfried Feder stimmten ihm da zu. Die Aufgabe der Frau war die Mutterschaft. Sie sollte also vor dem Zwang, außerhalb des Hauses arbeiten zu müssen, geschützt werden.

Wie kam die Nazi-Botschaft bei den Frauen an, und in welchem Maße schlossen sich Frauen der Partei an und wählten sie? Die Antwort lautet: Immer besser, immer mehr. Schon in ihren ersten Jahren hatte die NSDAP eine Reihe von Frauen angezogen. Die meisten waren reife Matronen, die eine besondere Zuneigung zu ihrem charmanten jungen Führer entwickelten. Eine von ihnen, die Gräfin von Reventlow, bezeichnete Hitler als »den kommenden Messias«. Andere schenkten ihm

Uhren oder brachten ihren Schmuck ins Pfandhaus, um Geld für ihn zu beschaffen. Elsa Bruckmann überschüttete ihn mit wertvollen Geschenken. Helene Bechstein bezahlte seine Miete und kaufte ihm einen Mercedes. Diese Damen traten auch in einen Wettstreit darum, wer von ihnen ihm wohl die raffinierteste Peitsche verehrte.

Es war eine namenlose Parteigenossin, die im Jahr 1920 den ersten experimentellen Entwurf der Hakenkreuzfahne ausführte. Es war eine weitere Frau, Gertrud von Seydiitz, die das Geld zusammenbrachte, um die Nazi-Postille *Völkischer Beobachter* zu einer Tageszeitung zu machen. Andere Frauen finanzierten den Hitler-Putsch im November 1923; daß Hitler nach seinem Scheitern nicht Selbstmord beging, lag an der Ehefrau eines Freundes, Helene Hanfstängel, die ihm die Waffe aus der Hand schlug und ihm einen Vortrag über seine Pflicht hielt, für Deutschland zu leben. In den dreizehn Monaten, die er im Gefängnis verbrachte, besuchten ihn viele Frauen, von denen sich manche als seine Adoptivmutter ausgaben, um Zutritt zu ihm zu erhalten. Selbst das Papier, das sein Stellvertreter Rudolf Heß benutzte, um die Autobiographie des Führers niederzuschreiben, hatte Winifred Wagner, die Schwiegertochter des Komponisten, geliefert. Wie ihr Ehemann Siegfried stolz schrieb, »kämpft meine Frau wie eine Löwin für Hitler«.

Deshalb ist es kein Wunder, daß es, wie er selbst schrieb, die Frauen waren, die die Partei in dieser schweren Zeit vor der Auflösung bewahrten. In der Folge bildeten sie eine Minderheit der Parteimitglieder. Jetzt verstanden die Nazis sich als eine revolutionäre Partei auf dem Weg zur Macht, wenn nicht durch handgreifliche Gewalt, dann durch »die Eroberung der Straßen«. Deshalb waren die Anhängerinnen dieser Zeit wahrscheinlich weniger auf die traditionelle weibliche Rolle festgelegt als die Unterstützerinnen der meisten anderen Parteien, außer vielleicht der Kommunisten. Zusammen mit ihren männlichen Kameraden hielten sie Treffen ab, sammelten Geld, verteilten Propagandamaterial, marschierten durch die Straßen und setzten sich mit Zwischenrufern auseinander. Andere nähten Uniformen für die SA-Männer, verbanden ihre Wunden und führten Suppenküchen für sie.

In den zwanziger Jahren begünstigten deutsche Frauen immer wieder Parteien, die sich für die Frauenrechte aussprachen. Bei der Wahl von 1930, die den entscheidenden Durchbruch brachte, waren etwa 45 Prozent der Naziwähler weiblich. Später wurde das Muster noch deutlicher; Beobachter von Nazi-Aufmärschen waren verblüfft, daß Frauen immer die ersten Reihen besetzten. Hitler wußte, wie er sie für sich gewinnen konnte. Er ging von der Annahme aus, daß sie sich eher von Gefühlen als vom Intellekt leiten ließen und daß sie Stärke besonders bewunderten. Wenn er zu ihnen sprach, erwähnte er zunächst seine eigene Mutter, die Opfer, die sie hatte bringen müssen, und seine tiefe Dankbarkeit ihr gegenüber. Dann drückte er Sympathien für die Probleme der Hausfrau aus und erklärte, was die Frauen alles schon für die Bewegung getan hatten und weiter würden tun können; und schließlich versprach er, daß im Dritten Reich die Familie wiederhergestellt und geschützt werden würde. Sie wiederum bejubelten ihn lauthals und schluchzten oft unkontrolliert.

Nach 1933 verstärkte sich die Verehrung der Frauen für Hitler noch. Die Menschenmengen, die ihm auf Schritt und Tritt folgten, bestanden teilweise aus Frauen. Andere Frauen pilgerten zu seinem Haus in Berchtesgaden, begrüßten ihn mit dem Hitlergruß und hielten ihm ihre Kinder entgegen; manche streuten ihm Blumen auf die Straße. Zu seinem Geburtstag schickten Frauen ihm immer Haufen von Schals, Kissenhüllen und Leintücher, alle bestickt mit Hakenkreuzen jeder Größe, Farbe und Form. Er dagegen achtete sorgfältig darauf, sie nicht zu enttäuschen. Einmal sprach er vor einer größeren Menge von Frauen und stellte die rhetorische Frage, was er ihnen denn gegeben habe; seine Antwort lautete, er habe ihnen »den Mann« gegeben. Ihnen zuliebe blieb er Junggeselle und hielt seine Geliebte geheim. Nichts sollte die Liebesbeziehung zwischen den deutschen Frauen und ihrem Führer stören. Und fast bis zum Ende des Dritten Reiches störte auch nichts.

Die Machtergreifung der Nationalsozialisten bedeutete auch kein Ende der Frauenorganisation. Im Gegenteil, die erlebte einen nie dagewesenen Boom, als allein 800000 neue Mitglieder im Jahr 1933 der *Nationalsozialistischen Frauenschaft* (NSF)

beitraten. Schließlich erreichte sie eine Gesamtzahl von 3500000 Mitgliedern, darunter auch einige Gruppen, wie etwa Hausangestellte, die bisher ausgeschlossen gewesen waren und jetzt gegen die Wünsche der sozial besser gestellten Frauen aufgenommen wurden. Hier zeigte sich die sozialistische Seite des Parteiprogramms; in Anbetracht der Schwierigkeiten, die feministische Bewegungen in demokratischen Ländern damit haben, Frauen der Unterschicht einzubeziehen, war dies eine echte Leistung.

Die NSF besaß genausowenig reale Macht wie jede andere Organisation im totalitären Staat. Andererseits genoß sie, gerade weil sie Teil des totalitären Staates war, eine im Verhältnis unglaublich großzügige Finanzierung wie auch beträchtlichen Spielraum auf ihren eigenen Gebieten. Hauptpunkte waren die Wohlfahrt und die Ausbildung von Frauen; einschließlich der Art von Ausbildung, die Frauen brauchten, um mit den Vorstellungen der Partei zur Erhöhung der rassischen Qualität des deutschen Volkes zu kooperieren. Die Unterstützung des Staates erlaubte der Frauenschaft ein so großflächiges und intensives Vorgehen, wie man es sich nie zuvor bei einer anderen Frauenorganisation, abgesehen vielleicht von denen im sowjetischen Rußland und im faschistischen Italien, hätte vorstellen können. Vierzig Jahre später war die Leiterin der Frauenschaft, Gertrude Scholtz-Klink, immer noch stolz darauf, wie sie und ihre Helferinnen die »Feministinnen« in ihrem eigenen Spiel geschlagen hatten und taten, was sie wollten, ohne daß Männer sich einmischten. Sie überschwemmt das Land mit Propaganda, gründeten Haushaltsschulen und erreichten insgesamt fast jede deutsche Frau.

Auch die meisten anderen Anführerinnen der Frauenbewegung vor 1933 hießen die neue Ordnung überaus glücklich willkommen. Andere legten ihre Ämter nieder, einige wenige gingen ins Exil; manche konnten ihren Widerstand zumindest einigen Aspekten des Nazi-Programms gegenüber fortsetzen, selbst wenn sie bekannten, den Rest mit ganzem Herzen zu unterstützen. Regimegegnerinnen wurden mit Glacé-Handschuhen angefaßt. Unter jenen, die ihr Leben in den »wilden« ersten Tagen verloren, war nur eine Frau, die sozialdemokra-

tische Reichstagsabgeordnete Minna Cammens; von den etwa 150 Konzentrationslagern, die vor dem Zweiten Weltkrieg gebaut wurden, beherbergte nur eines, Mönngen, Frauen. Erst 1938 vollstreckte das Regime seine erste »rechtmäßige« Hinrichtung an einem weiblichen Opfer, der Sozialistin Lieselotte Hermann. Sicherlich war das Leben im Konzentrationslager Ravensbrück, das 1939 eingerichtet wurde und als das wichtigste Konzentrationslager für Frauen diente, kein Paradies. Aber es war nicht annähernd so schlimm wie einige andere; tatsächlich wurden einige Frauen von Auschwitz dorthin verlegt, gerade weil die Todesrate in Auschwitz zu hoch war. Bis Anfang 1945, als die sich verschlechternden Bedingungen zu ernster Unterernährung und dem Ausbruch von Infektionskrankheiten führten, starben »nur« etwa drei Prozent der Insassinnen pro Jahr.

Inzwischen begannen die Nazis in Hinblick auf die Frauen wie in anderen Bereichen mit der Umsetzung ihres Programms - hauptsächlich praktische Maßnahmen, die Frauen dazu ermutigen sollten, zu heiraten, zu Hause zu bleiben und Kinder zu bekommen. Es gab auch einige symbolische Riten zu diesem Zweck, wie etwa die Feier des Muttertages und die Verleihung des Mutterkreuzes an kinderreiche Frauen. Manche dieser Maßnahmen hatte es schon früher gegeben, oder sie waren nicht auf Nazi-Deutschland beschränkt. Andere, wie Kinderfreibeträge und Steuernachlässe für Familien mit Kindern, waren Teil einer beinahe universalen Entwicklung hin zum Wohlfahrtsstaat. Der einzige Unterschied lag darin, daß in Deutschland wie auch in einigen wenigen anderen Ländern der Vater und nicht die Mutter diese Zuwendungen bekam. Um arbeitenden Müttern zu helfen und gleichzeitig die Frauenarbeitslosigkeit zu verringern, räumte das Regime Steuerzahlern einen gewissen Freibetrag für Kinderbetreuung ein. Dieses Privileg wurde in der Bundesrepublik übernommen; in den Vereinigten Staaten wurde es erst von der Reagan-Administration eingeführt.

Selbst die bekannteste »positive« Maßnahme der Nazis, die Ehestandsdarlehen, hatten ihr Äquivalent im sozialdemokratischen Schweden. Vorausgesetzt, daß beide Partner arischer Ab-

stammung waren, hatte ein deutsches Paar Anspruch auf den Kredit, wenn die Braut wenigstens sechs Monate in den letzten zwei Jahren vor der Hochzeit gearbeitet hatte und wenn sie sich verpflichtete, in den ersten beiden Jahren nach der Heirat keine Lohnarbeit anzunehmen. Dann wurde für jedes Kind ein Viertel der Kreditsumme abgeschrieben; später entfiel stillschweigend die Forderung, daß die Frau nicht arbeiten sollte, und alle Mütter kamen in den Genuß dieser Förderung. Manche Kommunen gingen noch weiter und bezahlten Müttern großer Familien Geld, damit sie sich ihren Bedürfnissen angemessene Häuser kaufen oder mieten konnten.

Eine einzigartige Form der Nazi-Wohlfahrtspolitik in bezug auf die Frauen war die Institution *Lebensborn*. Gerüchte, die der SS-Chef Heinrich Himmler absichtlich gestreut hatte, beschrieben sie als eine Art Zuchtfarm, wo unverheiratete Frauen sich mit SS-Männern treffen und von ihnen schwanger werden konnten; ihre eigentliche Aufgabe war jedoch sehr viel prosaischer. Himmler war Abtreibungsgegner, vorausgesetzt allerdings, das zu erwartende Kind war deutsch und frei von Erbkrankheiten. Er wollte schwangeren Frauen, die diese Bedingungen erfüllten, eine Alternative zur Abtreibung bieten und gleichzeitig die Vorbehalte, die »lächerliche Dummköpfe« alleinerziehenden Müttern in Deutschland wie in allen anderen Ländern entgegenbrachten, ein bißchen aufweichen. Diesen Frauen bot der *Lebensborn* zeitweilig Unterkunft zu extrem niedrigen Preisen. Die Schwangeren konnten hier die letzten Wochen der Schwangerschaft unter medizinischer Überwachung verbringen, das Kind zur Welt bringen, sich erholen und ein bißchen Babypflege lernen.

Als Polizeichef - und später auch als Innenminister - tat Himmler sein Bestes, um den Frauen bei der Integration in die Gesellschaft zu helfen. Seine Untergebenen statteten sie mit falschen Papieren aus, boten Rechtsbeistand und fanden Pflegeeltern für ungewollte Kinder. Männer waren ganz und gar nicht dazu aufgerufen, diese Häuser zu benutzen, um deutsche Frauen zu schwängern. Sie durften sie vielmehr nur gelegentlich betreten, um vielleicht einmal eine Tasse Kaffee mit einer Verwandten zu trinken. 1945 hatte der *Lebensborn* die Geburt

von 7000 bis 8000 deutschen Kindern erlebt, dazu noch 3000 bis 4000 Geburten von Frauen aus den nord- und westeuropäischen Ländern nach einer Liaison mit deutschen Soldaten. Wenn der Erfolg nur bescheiden blieb, so lag dies auch daran, daß die deutsche Öffentlichkeit, Frauen noch mehr als Männer, sich weigerte, alleinerziehenden Müttern und ihren Kindern die gesellschaftliche Anerkennung zukommen zu lassen, die Himmler sich für sie wünschte.

Abgesehen vom *Lebensborn* kamen die Maßnahmen der Nationalsozialisten für Mütter enorm gut an. Vor allem mit Hilfe der Ehestandsdarlehen schlugen sie drei Fliegen mit einer Klappe. Erstens halfen sie armen Paaren zu heiraten. Zweitens ermöglichten sie Frauen, die nicht arbeiten wollten, ihren Arbeitsplatz zu räumen. Und drittens lieferten sie Arbeitsplätze für andere Frauen, die meist deren Platz einnahmen. Kein Wunder, daß Antonie Hopmann, eine Funktionärin des Katholischen Deutschen Frauenbundes, sie »einen Geniestreich« nannte. Weniger populär, aber immer noch akzeptabel für die gewaltige Mehrheit der Frauen, waren die negativen Aspekte. Im Einklang mit einem beträchtlichen Teil der zeitgenössischen öffentlichen Meinung in Deutschland wie im Ausland betrachtete Hitler Frauen als zarte Geschöpfe, die ungeeignet seien für das wilde Gefummel der Politik. Zudem verabscheute er Rechtsanwälte. Ihm wurde zwar allmählich klar, daß er ohne sie nicht auskam, aber er hörte nie auf, sie als »Verräter«, »Idioten« oder »absolute Kretins« zu bezeichnen; einmal gelobte er sogar, er werde nicht ruhen, bis jeder Deutsche erkenne, was für eine »Schande« es sei, Rechtsanwalt zu werden.

Die Vorstellung, daß Frauen vor den harten Kehrseiten des Rechts und der Politik geschützt werden sollten, führte zur Entlassung von Politikerinnen, weiblichen höheren Angestellten und Richtern sowie zum Zulassungsentzug für etwa 300 Rechtsanwältinnen. Auch diese Maßnahmen wurden sowohl von der Leiterin der nationalsozialistischen Frauenorganisation - die Gefallen an Hitlers Versprechen fand, die Frauen von der Arbeit zu befreien - wie auch von der *grande dame* des deutschen Feminismus, Gertrud Bäumer, unterstützt. Allerdings betrafen sie nur etwa ein Prozent der arbeitenden Frauen.

Den meisten Frauen, die ihren Posten verloren, darunter auch Schulleiterinnen, wurde andere Arbeit zugewiesen. Die übrigen erhielten die volle Pension.

Die Meinungen der Nazis zu Frauen in akademischen Berufen deckten sich mit jenen ihrer Zeitgenossen innerhalb wie außerhalb Deutschlands. Dazu gehörte erstens, daß die Natur der Frauen als fühlender, nicht so sehr als denkender Wesen sie entsprechend weniger geeignet für das akademische Leben machte als Männer; zweitens, daß Frauen in akademischen Berufen eher unglücklich wurden oder einer Geisteskrankheit zum Opfer fielen als ihre männlichen Kollegen und daß sie drittens mit geringerer Wahrscheinlichkeit heirateten oder Kinder bekamen. Die beiden ersten Überzeugungen ließen sich statistisch nicht überprüfen. Die dritte dagegen war belegbar - so hatten zum Beispiel nur sechzig Prozent aller Ärztinnen Kinder - und bewies somit wiederum die erste und die zweite.

Leider fehlen vergleichende Zahlen, doch an Einzelbeispielen kann man eine Tendenz erkennen. An der Freien Universität Berlin verloren von vierzehn weiblichen Fakultätsmitgliedern acht ihre Stelle; keine allerdings nur deshalb, weil sie eine Frau war. Ähnlich hatte die Universität Hamburg ursprünglich 22 weibliche Fakultätsmitglieder von insgesamt 330. Von ihnen verloren sieben ihre Posten - aber nicht, weil sie Frauen waren. Fünf verdankten ihr Unglück (wenn es denn eines war, denn vier von ihnen verließen das Land und entgingen so dem Holocaust) der Tatsache, daß sie Jüdinnen waren. Eine beging Selbstmord, weil ihr die Versetzung an eine Schule drohte; und eine trat lieber zurück, als in die Partei einzutreten. So gingen an dieser Universität ein Drittel aller weiblichen Lehrkräfte und nur ein Fünftel der Männer. Höchstens eine Frau könnte entlassen worden sein, nur weil sie eine Frau war; und selbst in ihrem Fall ist dies nicht sicher.

Ob wegen der sinkenden Geburtenraten in den Jahren vor 1914 oder wegen der Weltwirtschaftskrise - die Zahl deutscher Studenten hatte schon vor 1933 zu sinken begonnen. Die Politik der Nationalsozialisten verstärkte diesen Trend. 1938 studierten zwei Drittel weniger junge Menschen als noch sechs

Jahre zuvor. Die Zahl der Studentinnen nahm noch rascher ab, aber auch dies war die Fortsetzung eines Trends, der schon in den letzten Jahren vor 1933 begonnen hatte. Im Dezember jenes Jahres setzten die Nazis ihre eine und einzige Maßnahme gegen Studentinnen in die Tat um und richteten einen *numerus clausus* von 10 Prozent für Studentinnen ein. Gertrud Bäumer befürwortete auch diesen Erlass. Zu Beginn ihrer politischen Arbeit hatte sie sich einen Namen als die vielleicht vehementeste Fürsprecherin höherer Bildung für Frauen in Deutschland gemacht; jetzt hatte sie den Eindruck, daß die sinkenden Standards einen teilweisen Rückzug angebracht erscheinen ließen. Allerdings wurde das Dekret schon im Februar 1935 wieder aufgehoben. Es betraf also nur den Studienjahrgang 1934. Und selbst diese Frauen konnten nachträglich als Studentinnen anerkannt werden, wenn sie Wert darauf legten und wenn sie an der Universität als »Gasthörerinnen« eingeschrieben gewesen waren.

Bei Kriegsausbruch hatte die Politik, Frauen von Fächern fernzuhalten, die man, wie etwa Jura und Politikwissenschaften, als unpassend für sie betrachtete, im Grunde zu einem großen prozentualen Anstieg der Zahl der Studentinnen in »praktischen« Bereichen wie Pharmazie (von 28,1 auf 38,5%), Leibeserziehung (22,8 auf 52,2%) und Zeitungswissenschaft (von 20,7 auf 27,9%) geführt. Damals hatte die Regierung auch damit begonnen, Studentinnen, die ein Kind bekamen - verheiratet oder nicht - eine Geburtenprämie von 50 Reichsmark zu zahlen, ein Privileg, das es zuvor und auch danach in keinem anderen Land gegeben hat. Beim Ausbruch des Zweiten Weltkriegs wurden Millionen Männer einberufen, und den Studentinnen eröffneten sich Möglichkeiten wie nie zuvor. Zwischen 1939 und 1944 stieg ihr Anteil an der Studentenschaft um das Siebenfache, bis sie 49,3 Prozent der Studierenden stellten.

Wichtiger noch ist, daß viele Frauen sich neue Berufsfelder erschlossen. In den Naturwissenschaften stieg die Zahl der Studentinnen von 10,8 auf 63,5 Prozent aller Studierenden; in Ingenieurs- und Technikwissenschaften von 0,7 auf 11,7 Prozent, in Medizin von 15,6 auf 35,9 Prozent und in Jura von 2,5 auf 16,4 Prozent. So behinderten die Nazis die höhere Bildung

für Frauen nur sehr begrenzt. Und selbst diese Obstruktion war auf bestimmte Berufsfelder beschränkt und endete schon zwei Jahre nach der Machtergreifung. Der Niedergang in der Zahl der Studentinnen bis 1938 spiegelte frühere Trends wider und war nur wenig stärker als bei den Männern. Später explodierte die höhere Frauenbildung ungeachtet aller Maßnahmen und Unterlassungen konservativer Nationalsozialisten. Medizin wurde zum bevorzugten Studienfach der Frauen und ließ als solches sogar die Geisteswissenschaften hinter sich; wenn es je ein Regime gab, das seine Studentinnen nicht auf die letzteren »hinlenkte«, dann war es sicher der Nazi-Staat in den letzten Jahren des Zweiten Weltkriegs.

1933 arbeiteten proportional weitaus mehr deutsche als amerikanische Frauen. Damals litt Deutschland wie der Rest der Welt an den Folgen der Weltwirtschaftskrise. Eine Möglichkeit, das Arbeitslosenproblem zu entschärfen, war die Entlassung von Frauen aus Familien mit doppeltem Einkommen; Österreich, Belgien, Großbritannien, Frankreich, Italien, Luxemburg, die Niederlande, Spanien, Schweden und die Vereinigten Staaten verabschiedeten entweder entsprechende Gesetze oder dachten zumindest darüber nach. In Deutschland wurde der einzige solche Entwurf, der es bis ins Gesetzbuch schaffte, nicht von Hitler eingebracht, sondern von Reichskanzler Heinrich Brüning. Die Wirtschaftsbehörden wie das Finanzministerium und die Zentralbank widersetzten sich diesem Gesetz, und so zeitigte es kaum Wirkungen - nur sehr wenige Frauen verloren ihre Arbeit. Innerhalb des ersten Jahres nach der Machtergreifung endeten alle Versuche, es umzusetzen.

Zu dieser Zeit hatten sich alle ideologischen Vorbehalte, die die Nazis in Hinblick auf Frauen in der Lohnarbeit gehabt haben mögen, in Luft aufgelöst. Schon 1932 bemerkte Goebbels, daß der Führer die Frau als »Arbeitsgenossin« des Mannes ansehe. »Sie ist es immer gewesen und wird es immer bleiben. ... Ehedem auf dem Feld, heute auf dem Büro. Der Mann ist der Organisator des Lebens, die Frau seine Hilfe und sein Ausführungsorgan! Diese Auffassungen sind modern und heben uns turmhoch über alles deutschvölkische Ressentiment.« (Die Nazis konkurrierten mit der Deutschen Volkspartei um

Wählerstimmen.) Und später: »Wir wären Narren, wenn wir nicht auch die Frauen in die gemeinsame Aufgabe miteinbeziehen würden, unsere Nation zu bauen.« Wie Hitler es in einer Wendung faßte, die die Angehörigen beider Geschlechter ansprechen sollte: »Arbeit ehrt Männer wie Frauen, aber Kinder adeln die Frau.«

Als Hitlers sonstige Maßnahmen gegen die Arbeitslosigkeit Früchte zu tragen begannen, stieg die Zahl der Frauen, die Sozialversicherungsbeiträge zahlten, von 4,6 Millionen im Jahr 1932 auf 4,74 Millionen im Jahr 1933 und 5,05 Millionen im Jahr 1934. Als sich die Wirtschaft weiter erholte, war in Deutschland ein größerer Prozentsatz von Frauen beruflich tätig als in jedem anderen Land außer Frankreich. 1939 lag die absolute Zahl der arbeitenden Frauen um 26 Prozent höher als 1933, und der Prozentsatz von Frauen in der Arbeiterschaft war von 35 auf 37 Prozent gestiegen. Wie in anderen Ländern änderten sich die Berufsfelder, in denen Frauen beschäftigt waren. Zunehmend arbeiteten sie als Angestellte oder Beamtinnen in Bereichen wie Sekretariat, Kommunikation, Handel und den akademischen Berufen. Es ist gesagt worden, daß »fünf Jahre Naziherrschaft in mancher Hinsicht mehr für die Akademikerinnen getan haben als ein Jahrzehnt feministischen Drucks in der Weimarer Republik«.

Wie in anderen Ländern verdienten deutsche Frauen in der Nazizeit weniger als ihre männlichen Kollegen. Wie in anderen Ländern waren die Hauptgründe dafür die mangelnde Bereitschaft ihrer Familien, in ihre Berufsausbildung zu investieren, ebenso wie die Tatsache, daß sie dem Arbeitsmarkt oft nur mit Unterbrechungen (Geburten usw.) zur Verfügung standen. Mehr als in anderen Ländern versuchten die Nazis die deutschen Arbeiterinnen durch ein Regelwerk zu schützen. Ein Gesetz verbot Arbeitgebern, Frauen an pedalgetriebenen Maschinen einzusetzen. Ein anderes verbot ihnen, unter Tage zu arbeiten. Frauen durften nicht mit giftigen Materialien umgehen, keine schweren Lasten tragen oder Maschinen mit einer Ladekapazität von mehr als 1,5 Tonnen führen. Zudem durften sie nicht in Schicht- oder Nachtarbeit eingesetzt werden, die als unvereinbar mit der Hausarbeit galten.

Ende der dreißiger Jahre zwang der Mangel an Arbeitskräften die deutschen Arbeitgeber, ihre Beschäftigten, auch die Frauen, enger an sich zu binden. Deshalb stiegen ihre Löhne schneller als die der Männer; außerdem gab die Situation dem Mutterdienst des Reiches und der Frauen-Sektion der Deutschen Arbeitsfront die bisher nicht dagewesene Möglichkeit, bessere Bedingungen für arbeitende Frauen durchzusetzen. Frauen erhielten etwa in der Textil-, Elektro- und metallverarbeitenden Industrie, im Bergbau und in Ziegeleien allmählich gleiche Löhne wie Männer, eine Leistung, auf die die Arbeitsfront verständlicherweise stolz war. Einzelne Firmen boten zusätzliche Anreize wie etwa Haushaltskurse, Zuschüsse zu den Mutterschaftsbeihilfen des Staates, eine »Geburtenprämie« und eine »Stillprämie«. Manche Firmen halfen jungen Müttern mit kostenloser Kinderbetreuung, medizinischer Behandlung und Arzneimitteln. Überall in der Arbeitswelt wurden Räumlichkeiten zum Stillen, Wickeln und zur Betreuung von Kindern der weiblichen Beschäftigten üblich. Darüber hinaus forderte eine Reihe von Gesetzen, die 1938 verabschiedet wurden, Toiletten, Waschräume, Umkleideräume und Kantinen für Männer und Frauen. Die Gesetze erwiesen sich als so fortschrittlich, daß sie über vierzig Jahre lang in Kraft blieben; und dies zu einer Zeit, in der zum Beispiel in Großbritannien solche Errungenschaften praktisch unbekannt waren.

Verantwortlich für die Vorbereitung der deutschen Wirtschaft auf den Krieg war in diesen Jahren Hermann Göring. Unter anderem entwickelte er Pläne, Frauen zur Zwangsarbeit heranzuziehen; erfolglos, da Hunderttausende von ihnen Mittel und Wege fanden, sich diesen Maßnahmen zu entziehen. Von 1940 an erhielt er Unterstützung von so mächtigen Männern wie dem Führer der Arbeitsfront Robert Ley, dem Propagandaminister Joseph Goebbels, dem Minister für Rüstung und Kriegsproduktion Albert Speer und dem Chef der Wirtschaftsabteilung des Oberkommandos der Streitkräfte, General Georg Thomas. Wieder erfolglos. Wie Hitler seinem Bevollmächtigten für die Arbeitseinsätze, Fritz Sauckel, erklärte, waren die »langgliedrigen« deutschen Frauen nicht für schwere Arbeit geschaffen und konnten eine solche nur unter sehr großen kör-

perlichen und psychischen Einbußen verrichten. Seiner Meinung nach hatte der Staat es im Ersten Weltkrieg versäumt, die Frauen zu schützen, und es zugelassen, daß sie »unsagbares Leid« ertragen mußten, was wiederum die Moral schädigte und zur Niederlage beitrug. Diesen Fehler würde er nicht wiederholen. Wenn Hitler hier ausführlicher wurde, vertrat er ein seltsames Gemisch aus neuem und altem Gedankengut. Ihre »Ehegatten, Verlobten, Väter und Brüder [hatten] ein Recht«, zu erwarten, daß arbeitende Frauen unter allen Umständen vor »schlechter Behandlung, Belästigungen, Kränkungen oder auch moralischen Schäden« geschützt werden müßten; jetzt, da die Männer an der Front waren, mußte die Partei diesen Schutz übernehmen. Unglücklicherweise ließ der Krieg nicht zu, daß die Frauen so geschützt wurden, wie es eigentlich nötig war. Dennoch blieb das Ziel bestehen, sicherzustellen, »daß in 20 Jahren keine Frau mehr in Fabriken arbeiten dürfe«.

Noch als das Dritte Reich ums Überleben kämpfte, spiegelte die gesellschaftliche Realität diese Ansichten wider. Als Millionen Männer einberufen wurden und den Frauen bei ihren häuslichen Pflichten nicht mehr helfen konnten, sank zwischen Oktober und Dezember 1939 die Zahl der arbeitenden Frauen um 300000; im Mai 1941 waren es sogar 500000 weniger als im Mai 1939. Ein Grund dafür waren die deutschen Bestimmungen zum Unterhalt der Familien von Wehrmachtangehörigen, die im Vergleich zu anderen Ländern sehr großzügig ausfielen. Im Oktober 1939 wurde ein Gesetz verabschiedet, das es Soldatenfrauen explizit gestattete, nicht mehr zu arbeiten. Während eine britische Ehefrau mit zwei Kindern 38 Prozent des Einkommens ihres abwesenden Ehemannes erhielt und eine amerikanische 36 Prozent, bekamen ihre deutschen Schwestern 75 Prozent. Und mehr noch: Als einziger aller kriegführenden Staaten stellte Deutschland Renten für die Verlobten gefallener Soldaten und auch für die Mütter ihrer unehelichen Kinder bereit.

Obwohl sich dieser Trend der abnehmenden weiblichen Lohnarbeit in den späteren Kriegsjahren umkehrte, war immer noch keine Rede davon, daß Frauen »harte Arbeit« in den »Fabriken und auf den Feldern« leisteten. Dies geht aus der Tat-

sache hervor, daß von Mai 1939 bis Mai 1944 die Gesamtzahl der arbeitenden Frauen nur um 180000 anstieg; die Zahl der in der öffentlichen Verwaltung beschäftigten Frauen dagegen stieg von 954000 auf 1746 000. Der Krieg brachte mehr Frauen zu Bürotätigkeiten, mit dem Ergebnis, daß proportional weniger deutsche als alliierte Frauen schwere Arbeit in Fabriken, Bergwerken und dem Transportgewerbe verrichteten. Diejenigen, die es taten, fanden relativ gute Bedingungen vor. Während in den Vereinigten Staaten nicht weniger als 50 Prozent aller beschäftigten Frauen Nachtschichten leisteten, wurden in Deutschland die entsprechenden Verbote erst im Januar 1944 aufgehoben. Deutschland stellte auch weit mehr bezuschußte Kindergartenplätze für die Kinder arbeitender Frauen zur Verfügung als die Vereinigten Staaten oder Großbritannien. Zudem waren die Nazis nicht gerade wild darauf, bei arbeitenden Frauen hart durchzugreifen. Während mehr als zehntausend Männer als Deserteure hingerichtet wurden, ignorierte die Polizei Beschwerden von Arbeitgebern über die laxen Disziplin und das häufige Fehlen von Arbeiterinnen praktisch immer. Versuche, Frauen zu freiwilligen Kriegseinsätzen aufzurufen, scheiterten völlig.

Ein weiterer Grund für die in mancher Hinsicht bessere Situation deutscher Frauen in Vergleich zu der in anderen kriegsführenden Staaten war die Anwesenheit ausländischer Zwangsarbeiter. Zehn Millionen Männer starben bei harter Arbeit in Bergwerken und Fabriken wie die Fliegen. Zwei Millionen waren Frauen, fast nur aus dem Osten; Sauckels Repräsentanten im besetzten Westen rekrutierten keine Frauen, sondern nur Männer als Zwangsarbeiter. Von den zwei Millionen Zwangsarbeiterinnen kamen mehrere hunderttausend ins Land, um den deutschen Frauen zu helfen, deren männliche Familienmitglieder eingezogen worden waren. Die Annehmlichkeiten, die deutsche Frauen während des Krieges genossen, verdankten sich also zum Teil der Ausbeutung ausländischer Frauen wie auch Männer.

Während die meisten Frauen so gut wie möglich zurechtzukommen suchten, förderte und rühmte das Regime öffentlich immer wieder die Heldentaten einiger weniger, die den ande-

ren als Beispiel dienen sollten. Leni Riefenstahl zum Beispiel produzierte die berühmtesten Propagandafilme, die je für eine politische Bewegung gedreht wurden. Zu einer Zeit, als Britinnen und Amerikanerinnen nur Transportflugzeuge fliegen durften, wurden wenigstens drei deutsche Frauen Testpilotinnen. Hanna Peitsch flog den ersten Hubschrauber der Welt. Melitta Schiller absolvierte nicht weniger als 15000 Testflüge mit Stuka-Sturzbombern und erprobte auch die weltweit ersten Jets und raketentriebenen Flugzeuge. Auch Beate Köstlin, Hauptmann der Luftwaffe, flog Jets und Raketenflugzeuge. Als Beate Uhse wurde sie nach dem Krieg durch eine sehr erfolgreiche Firma, die mit Pornographie und Sexualartikeln handelte, reich und berühmt.

Wie gingen deutsche Frauen mit den verbrecherischeren Seiten des Nazi-Regimes um, etwa mit den Maßnahmen gegen rassistisch »minderwertige« Männer und Frauen? Soweit sie die Möglichkeit hatten, unterstützten sie diese Maßnahmen. Schon früh begannen verschiedene Frauenbünde, ihre jüdischen Mitglieder auszuschließen, noch bevor sie offiziell dazu aufgerufen wurden. Später verbrauchten die Führerinnen der Frauenschaft viel Energie darauf, Frauen die Notwendigkeit der Rassenreinheit einzutrichtern. Wie schon erwähnt, waren manche Frauenbünde lange für die Zwangssterilisation eingetreten; Reichsfrauenführerin Scholtz-Klink setzte diese Linie fort und beanspruchte (nicht nur) in dieser Hinsicht zu Recht, das auszusprechen, was viele deutsche Frauen schon lange wollten.

Das Sterilisierungsprogramm beruhte fast völlig auf Denunziation, und Frauen fanden sich sowohl unter den Informanten wie auch in Diensten der Polizei (während des Krieges waren vierzig Prozent des Gestapo-Personals in Wien weiblich). Oft gaben Sozialarbeiterinnen, die die Frauen zu Hause aufsuchten, den Anstoß. Ärztinnen halfen, Kandidatinnen für eine Sterilisation zu untersuchen, und nahmen einige der Operationen vor. Ärztinnen führten Zwangsabtreibungen bei Insassinnen von Konzentrationslagern durch und nahmen an medizinischen Experimenten an ihnen teil. Krankenschwestern töteten Tausende geistig behinderte und entstellte Menschen,

darunter auch Kinder. Frauen, meist der Unterschicht, aber auch einige Angehörige der Mittelschicht, stellten etwa zehn Prozent der Wachen in den Konzentrationslagern; Insassen hatten sie als besonders böse in Erinnerung. Weibliche Wachen schlugen Gefangene, ließen sie verhungern, folterten sie. In Auschwitz drängten sich einige weibliche Wachen an den Gucklöchern, wenn die Opfer Zyanklid einatmeten und sich im Totenkampf wanden; In Ravensbrück führte eine Ärztin, Herta Oberheuser, furchtbare medizinische Experimente an Insassinnen durch.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß die Nazi-Führer anfangs ganz klare Vorstellungen vom Platz der Frauen in der Gesellschaft hatten - die sie allerdings nicht daran hinderten, Frauen für sich arbeiten, für sich Wahlkampf machen und sich in zunehmendem Maße von ihnen wählen zu lassen. Später attackierte Hitler nicht die feministische »Macht«, sondern übernahm vielmehr die Ziele vieler ihrer Anführerinnen, darunter auch die von Gertrud Bäumer als der wichtigsten Vordenkerin überhaupt. Nichts lag Hitler ferner, als die Frauen zu verfolgen. Er persönlich betrachtete sie als das wertvollste Vermögen des Volkes, das »mit allen Mitteln« geschützt werden sollte. Dieser Schutz hatte negative wie positive Seiten. Die negativen wirkten sich nur auf eine sehr kleine Zahl deutscher Frauen aus, vor allem auf Beamtinnen, Wissenschaftlerinnen und Juristinnen; wobei allerdings gesagt werden muß, daß beim Sturz des Regimes weitaus mehr Frauen Jura studierten als zur Zeit der Machtergreifung. In jeder anderen Hinsicht sollte die Nazi-Politik ausdrücklich dazu dienen, Frauen in dem Bereich zu helfen, den die meisten von ihnen lange als ihr vorrangiges Betätigungsfeld betrachtet hatten - die Mutterschaft. Die meisten wichtigen Maßnahmen ähnelten denen anderer Länder in jener Zeit. Mit Ausnahme des von allen möglichen unappetitlichen Legenden umgebenen *Lebensborns*, dessen eigentliches Problem es jedoch war, daß er den Unterschied zwischen schwangeren Frauen mit Ehemännern und jenen ohne zu verwischen drohte, bekamen sie hohes Lob von den deutschen Frauen.

Wie in anderen Ländern versuchten auch die Nazis die Ar-

beitslosigkeit zu bekämpfen, indem sie Frauen aus Familien mit doppeltem Einkommen aus dem Arbeitsleben verbannten, aber ihr halbherziger Versuch führte nicht zum Ziel. Früher als in anderen Ländern begannen die Nazis nach dem Ende der Weltwirtschaftskrise, Frauen zu ermutigen, bezahlte Arbeit aufzunehmen. Weniger als in anderen Ländern wurden die deutschen Frauen *gezwungen*, während des Zweiten Weltkriegs Lohnarbeit zu verrichten. Mehr als in anderen Ländern waren diejenigen, die arbeiteten, vor allem als Angestellte und Beamtinnen tätig, während es nichtdeutsche Zwangsarbeiter-Männer wie Frauen - waren, die die harte Arbeit auf dem Feld und in der Fabrik erledigten. Sie waren geschützt durch die verschiedensten Gesetze und Regelwerke; sie genossen auch Vorteile wie etwa Zuschüsse und subventionierte Kindergärten, auf die Frauen in anderen Ländern neidisch gewesen wären, wenn sie davon gewußt hätten. Kein Wunder, daß die meisten deutschen Frauen Hitler bis zum Ende treu blieben. Sie wurden nicht verfolgt, sondern nahmen sogar, soweit man sie ließ, an der Verfolgung anderer teil.

### **Schlußfolgerungen**

Diese drei Beispiele stellen nur eine kleine Auswahl jener Mythen dar, die gesponnen wurden, um die historische Unterdrückung der Frauen durch die Männer zu »beweisen«. Eine genauere Betrachtung hat allerdings gezeigt, daß alle drei falsch sind. Soweit wir sagen können, waren die Frauen des alten Griechenland nicht von der Außenwelt abgeschnitten und weder auf ihr Haus noch innerhalb ihres Hauses auf bestimmte Räumlichkeiten beschränkt; statt dessen partizipierten sie frei an den meisten Aspekten des Stadtlebens, darunter auch an vielen Formen öffentlicher Zusammenkünfte. Die Hexenverfolgung der Zeit zwischen 1500 und 1650 war *nicht* einfach ein vom Patriarchat erfundener Mechanismus, um Frauen zu kontrollieren und zu bestrafen, die den ihnen zugewiesenen Platz in der Gesellschaft in Frage stellten. Statt dessen war es ein Ideensystem, das offenbar zu der Wirklichkeit paßte, wie die

Zeitgenossen sie wahrnahmen, und das Männer wie Frauen teilten. Unter anderem wurde es oft absichtlich von Frauen benutzt, um sich an anderen Frauen zu rächen - was vielleicht ein Grund dafür ist, daß die Mehrzahl der Hexen Frauen waren.

Und schließlich: Wenn die Nazis darauf aus gewesen wären, die deutschen Frauen zu unterdrücken, dann hätten sie wohl kaum die begeisterte Unterstützung gerade dieser Frauen gewonnen. Vielmehr war die Politik der Nazis vorrangig darauf ausgerichtet, Frauen bei dem zu helfen, was sie und ihre Führer als ihre Hauptaufgabe ansahen, bei der Mutterschaft; sowohl nach ihren eigenen Maßstäben wie auch im Vergleich mit anderen Ländern hatte die Politik damit durchaus Erfolg. Wie die Nazis selbst darlegten, war die Kooperation der Frauen mit dem Nationalsozialismus für die Durchsetzung der Rassenpolitik wenigstens ebenso wichtig wie die der Männer. Dies galt um so mehr in einem anderen, schlimmeren Sinne. Ohne die Denunziationen von und gegen Angehörige beiderlei Geschlechts wäre das ganze schreckliche System nicht möglich gewesen.

Die drei oben aufgeführten Mythen sind nur eine sehr kleine Auswahl dessen, was Feministinnen sich ausgedacht haben, um zu zeigen, wie frauenhassende Männer Frauen diskriminiert, sie unterdrückt und unterworfen haben. In Wirklichkeit ist aber das Gegenteil der Fall. Frauen sind ganz und gar nicht das unterdrückte Geschlecht. Natur und Gesellschaft haben vielmehr in vieler Hinsicht zusammengewirkt, um ihnen das Leben leichter zu machen als den Männern. Weit von jeder Diskriminierung entfernt waren Frauen - und sind immer noch - freigestellt von vielen Bürden, die auf Männern lasten. Dies stimmt vom Moment ihrer Geburt bis zum Augenblick ihres Todes;

ganz zu schweigen von dem längeren Leben, das sie zwischen diesen beiden Punkten führen. Um sich von diesen Wahrheiten zu überzeugen, muß der Leser oder die Leserin die folgenden Seiten nur sorgfältig durchgehen.

## 2 Männlichkeit und ihre Probleme

### Das vergessene Geschlecht

Seit Simone de Beauvoir ist in der ganzen feministischen Literatur kein Vorwurf häufiger zu lesen als der, daß Männer sich selbst so verhalten und üblicherweise auch so behandelt werden, als seien sie das Standardgeschlecht, mit dem Frauen verglichen und an dem sie gemessen werden. Diese Behauptung entbehrt tatsächlich nicht jeder Grundlage. In vielen Sprachen, darunter auch dem Französischen, ist der Begriff »Mann« ein Synonym für »menschliches Wesen«.

Diese Medaille hat jedoch zwei Seiten. Gerade weil Männer als Standard gelten und sich selbst so betrachten, werden Frauen als besonders interessante Ausnahme wahrgenommen. Wie eine Mittelalter-Historikerin es ausdrückt, bildeten Frauen den »vierten Stand« womit sie andeutet, daß sie zwar nicht in einen der anderen drei hineinpaßten, aber so wichtig waren wie alle drei zusammen. Andersherum bedeutet es oft, daß man als Mann einfach als Standardmodell hingenommen und die individuelle Existenz ignoriert wird. Eine Suche in der amerikanischen Kongreßbibliothek zeigt zum Beispiel, daß Bücher mit dem Wort »Frauen« im Titel jene mit dem Begriff »Männer« um das Zwölfwache übertreffen. Bei amazon.com gibt es viermal so viele »Handbücher für Frauen« wie für Männer.

Und diese Tendenz setzt sich auch in bestimmten Teilgebieten fort. Bei amazon.com gibt es fast fünfmal so viele Titel zu den Stichwörtern »Frauen« und »Gymnastik« wie zu »Männern« und »Gymnastik«. Wahrscheinlich, weil so viele Frauen keinen Spaß am Sex haben, ist das Hauptthema der Sexologie angeblich die »narrative Darstellung des (weiblichen) Orgasmus«. Im Vergleich dazu »gibt es wenig literarisches Interesse an der orgasmischen Erfahrung des Mannes«. Eine wichtige Arbeit zur weiblichen Psychologie wurde von Helene Deutsch im Jahr 1944 veröffentlicht und bleibt mehrere Jahrzehnte lang

das Standardwerk zum Thema. Seit damals folgten ihm unter anderem die Bücher von Nancy Chodorow (1974) und Carol Gilligan (1989). Doch bis auf den heutigen Tag gibt es kein ähnlich umfassendes Werk über Männer. Es ist, als ob es einfach keine männerspezifischen psychischen Probleme gäbe. Daraus folgt etwa, daß, während die Psyche weiblicher Krimineller bis in kleinste Verästelungen hinein untersucht worden ist, sich Untersuchungen zu männlichen Kriminellen kaum je mit Überlegungen zu Geschlecht und Geschlechterrollen befassen. Man muß auch kein Spezialist sein, um diese Fakten zu bewerten. Wie ein Blick in die Medien zeigt, ziehen Verbrecherinnen und Gefängnisinsassinnen das — mitleidige wie sensationslüsterne — Interesse der Öffentlichkeit auf sich.

Ahnliches zeigt sich im Bildungsbereich: Die verfügbare Materialfülle zu den besonderen Bedürfnissen von Mädchen kann man nur umwerfend nennen. Wenn es allerdings um die Bedürfnisse von Jungen geht, herrscht eine geradezu betäubende Stille. Die weibliche Erziehung zog so viel zusätzliche Aufmerksamkeit auf sich, daß sie schon in den fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts eine besondere Katalognummer im Bibliothekensystem zugeordnet bekam. Wie eine Wissenschaftlerin zu ihrem eigenen Forschungsbereich schreibt, könnte sich ein Leser in Anbetracht der Tatsache, daß es kein Buch über die altägyptischen Männer gibt, fragen, mit welcher Rechtfertigung eines über altägyptische Frauen erscheint; diese Überlegung hielt sie natürlich nicht davon ab, eines zu schreiben.

Teilweise kann die Vernachlässigung von Männern bis in die Institutionen hinein verfolgt werden. Vor der sogenannten zweiten Welle des Feminismus um 1970 lag dies daran, daß sie als selbstverständlich betrachtet wurden; was jeder weiß oder zu wissen glaubt, muß nicht untersucht werden. Seit den siebziger Jahren ist es Absicht, Teil eines Feldzugs gegen das »Patriarchat«, der jeden Versuch, sich auf die Bedürfnisse von Männern zu konzentrieren, zu einem Fall für die Gerichte zu machen droht. Zu einer Zeit, in der neun von zehn Ländern eine oder mehrere Organisationen zur Frauenförderung haben, gilt es sofort als ein Problem, wenn weniger Frauen als Männer sich mit einem Thema beschäftigen. Dann versucht

man, korrigierend einzugreifen; selbst wenn es gar nichts mit Diskriminierung zu tun hat, wie etwa, wenn Frauen bei der Nutzung des Internet hinterherhinken. Wenn allerdings weniger Männer als Frauen sich mit etwas beschäftigen, wie es etwa bei den Fremdsprachen der Fall ist, stört das niemanden. Das alles erklärt vielleicht, warum, wie schon festgestellt worden ist, ein Besucher von einem anderen Stern bei der Erkundung unserer Bibliotheken und unseres wissenschaftlichen Lebens durchaus auf den Gedanken kommen könnte, daß es nur ein Geschlecht gibt, und zwar das weibliche.

Dieses Kapitel wird zeigen, daß es im Gegenteil viel schwerer ist, ein Mann zu werden und zu sein, als eine Frau zu werden und zu sein. Ich beginne mit einer kurzen Zusammenschau der biopsychologischen Basis des Problems vom Moment der Empfängnis an. In einem nächsten Schritt untersuche ich die Art, wie Männer um Frauen konkurrieren und sie unterstützen, sowie auch einige Folgen ihres Scheiterns in dieser Hinsicht. Dann zeige ich, wie die Gesellschaft in dem angeblichen Bemühen, junge Männer auf die größeren Belastungen vorzubereiten, die sie als Erwachsene zu tragen haben werden, ihnen das Leben noch härter macht. Und schließlich faßt der letzte Abschnitt diese Probleme zusammen und erklärt, wie sie zu allem Überfluß noch durch das Verbot, über sie zu reden, verschärft werden.

### **Die biopsychologische Basis**

Warum hat die Natur zwei Geschlechter statt eines einzigen geschaffen? Heute würden die meisten Biologen darauf antworten, daß die sexuelle Reproduktion dazu da ist, jeder Generation einen neuen Start zu ermöglichen. Das Leben wird als Verschlechterung gesehen, da manche Gene spontan mutieren und Anomalien entwickeln, während andere durch ultraviolette Licht beschädigt werden. Indem sie zwei DNA-Stränge - von zwei verschiedenen Eltern - kombiniert, sorgt die sexuelle Fortpflanzung dafür, daß die Fehler ausgeglichen werden; fast so, als würde man ein neues Auto aus zwei Wracks

zusammensetzen, indem man die unbeschädigten Teile beider kombiniert. So werden Organismen geschaffen, die wachsen, reifen und sterben. Die DNA-Stränge dagegen, die Einheit, in der sich die Evolution abspielt, besitzen fast so etwas wie ein ewiges Leben, allerdings um den Preis ständiger Veränderung.

Um einen neuen Organismus zu formen, müssen erstens zwei Geschlechtszellen - also zwei Zellen mit nur der halben Chromosomenzahl - aufeinandertreffen; und zweitens muß ausreichend Nahrung bereitstehen, um die daraus entstehende Zygote durch die ersten Lebensphasen zu bringen. Theoretisch können diese beiden Anforderungen von zwei Zellen aus zwei verschiedenen Organismen erfüllt werden, die gleich mobil (um die andere zu suchen) und gleich nährstoffreich sind. Tatsächlich findet man diese Lösung des Problems, die sogenannte Isogamie, bei bestimmten Pilzarten. Doch dies ist etwa so, als würde man ein Flugzeug bauen, das gleichzeitig eine Transportmaschine und ein Kampffjet sein soll; die entstehende Mischung erfüllt beide Funktionen nicht besonders gut. Meist ist es viel besser, zwei verschiedene Flugzeuge zu haben, eines für den Lastentransport und eines zur Verteidigung.

So hat auch die überwältigende Mehrheit der sich sexuell fortpflanzenden Arten unterschiedliche Typen von Geschlechtszellen entwickelt. Manche Elternorganismen produzieren kleine, mobile Zellen (Spermien) und gelten als männlich; andere produzieren größere, weniger mobile, aber dafür nährstoffreichere Zellen (Eier) und gelten als weiblich. Wenn man berücksichtigt, daß der Bauplan jedes Fötus entweder weiblich oder geschlechtlich undifferenziert ist, dann hat die Bibel unrecht und die Männer sind sozusagen auf einem weiblichen Fahrstuhl aufgebaut. Die Entstehung eines männlichen Organismus erfordert ein außerordentliches Ereignis, das Auftauchen eines Y-Chromosoms von irgendwoher, das den Prozeß anlaufen läßt. Sollte das nicht passieren, dann wird sich die Zygote auf dem Weg des geringsten Widerstands zu einem weiblichen Organismus entwickeln. Das weibliche ist also das erste Geschlecht; er existiert, um ihr zu dienen, nicht andersherum.

Und die Empfängnis ist noch lange nicht das Ende der Geschichte. Bei vielen Arten, etwa bei Schildkröten und Kroko-

dilen, wird das Geschlecht der Jungtiere durch die Temperatur bestimmt, bei der die Eier ausgebrütet werden; und auch hier hat man festgestellt, daß die Natur »eine auffällige Vorliebe für das Weibliche« zeigt. Bei den Menschen können hormonelle Störungen trotz des Vorhandenseins eines Y-Chromosoms immer noch dazu führen, daß das Baby wie ein Mädchen aussieht und sich so verhält. Männlich zu werden ist so schwierig, daß bei allen Arten, über die Erkenntnisse vorliegen, nach der Geschlechtsfestlegung des Fötus mehr männliche als weibliche Föten absterben; bei vielen Arten legt selbst das Ausbrüten oder die Geburt den männlichen Charakter eines männlichen Organismus nicht für das ganze Leben fest.

Biologisch schlägt der weibliche Organismus bei seiner Entwicklung den Weg des geringsten Widerstandes ein. Insoweit, als es die Gesellschaft Mädchen erlaubt, direkt in die Fußstapfen ihrer Mütter zu treten, wählen sie auch psychologisch gesehen den Weg des geringsten Widerstandes. Wie Mädchen werden Jungen von Frauen geboren und verbringen die frühesten, besonders verletzlichen und prägenden Jahre ihrer Kindheit unter ihrer Obhut. Anders als Mädchen müssen sie sich an einem bestimmten Punkt von den Müttern lossagen und gleichzeitig anfangen, sich mit ihren Vätern zu identifizieren, um zu Männern heranzuwachsen. Dies mag vielleicht geschehen, weil der Vater ihnen mit Kastration droht, wie Freud glaubte; oder weil die Mutter als groß und bedrohlich gesehen wird; oder, wie einige moderne Autorinnen gemeint haben, weil die Jungen das Leid mit ansehen müssen, das ihre Väter ihren Müttern zufügen, und alles tun werden, um dieses Leid nicht teilen zu müssen. Jedenfalls leiden die Männer unter einem Ödipus-Komplex. Wenn sie nicht für immer in einem Zustand der Kindheit verharren wollen, muß er aufgelöst werden, und diese Auflösung ist vielleicht das Schwierigste und Schmerzlichste, was sie in ihrem ganzen Leben tun müssen.

Auch nach der Trennung von ihrer Mutter sind die Männer dazu verurteilt, das überflüssige Geschlecht zu sein. Da ein einziger Mann eine große Zahl von Frauen befruchten kann, werden viele Männer, vielleicht sogar die große Mehrheit, schon von Anfang an gar nicht gebraucht. Sobald sie ihren Samen ge-

spendet haben, sind sie noch weniger vonnöten. All dies führt, wie ein Biologe sagt, zu dem Schluß, daß Männer die Methode der Natur sind, zusätzliche Frauen zu schaffen, und noch dazu eine ziemlich verschwenderische Methode. Wirklich gebraucht werden nur ein Reagenzglas und ein paar Kubikzentimeter Samen; wenn sich bereits laufende Experimente, bei denen Eier mit der DNA von anderen Eiern befruchtet werden, von Mäusen auf Menschen übertragen lassen, dann werden wir bald nicht einmal mehr den Samen brauchen. Die Tatsache, daß die dazu notwendigen Techniken von Männern erfunden wurden, macht die Sache nicht besser. Es ist, als ob die Männer sich immer, wenn sie versuchen, den Frauen zu helfen, noch überflüssiger machen.

Bei der Gottesanbeterin und der Schwarzen Witwe zeigt sich am deutlichsten, wie entbehrlich der Mann doch ist. Die Weibchen dieser Gattungen fressen die Männchen tatsächlich auf, während sie noch mit ihnen kopulieren; zusätzlich zu seinem Sperma gibt das Männchen also auch noch sein übriges Eiweiß ab. Dies ist wahrscheinlich nur wenig schlimmer, als sofort nach der einzigen Paarungsgelegenheit zu sterben, wie bei den Ameisen und Bienen; unter den ersteren zumindest enden überzählige Männchen auch öfter als Proteinquellen für ihre Schwestern. Anderswo im Tierreich sind die Lösungen der Natur weniger radikal und nicht direkt tödlich. Wenn wir uns auf die Säugetiere beschränken, dann führen die Männchen vieler Arten ein Leben als Einzelgänger, das sie sofort nach der Paarung wiederaufnehmen. Nur wenn sich ihnen wieder die Möglichkeit bietet, ein Weibchen zu befruchten, geben sie ihr Single-Leben kurzfristig auf, ansonsten haben sie keinen Anteil an der Vermehrung der Art. Bei den Pferden, Hirschen, Känguruhs und Seelöwen und anderen Arten, bei denen ein einziges Männchen sich einen Harem hält und damit eine Anzahl von Weibchen für sich monopolisiert, haben die meisten Männchen gar keine Möglichkeit, sich überhaupt jemals zu paaren.

Ob männliche Tiere wissen, daß sie entbehrlich sind, ist nicht zu ergründen. Wenn man sich junge Männchen einiger Säugetierarten, wie etwa Paviane oder Zebras, anschaut, die sich op-

fern, um Weibchen und ihre Jungen vor Raubtieren zu schützen, dann könnte man es vermuten: Das Wissen, daß ihr Tod weniger evolutionären Schaden anrichten wird als der anderer Mitglieder ihrer Gruppe, ist offenbar tief in ihrem Gehirn verankert. Jedenfalls ist bei Menschen die Tatsache, daß »der Mann das unfruchtbare Tier« (Nietzsche) ist, allen offensichtlich. In vielen Kulturen wird es den Kindern schon früh beigebracht. Schon als Kinder hören die Mädchen, daß sie eines Tages Babys haben werden, während man den Jungen sagt, daß sie Männer werden müssen. Die längste Zeit der Geschichte durften Männer noch nicht einmal beim Geburtsprozeß dabeisein, und selbst wenn sie dabei sind, beweist ihre Anwesenheit doch nur ihre fundamentale Hilflosigkeit. Manche Gesellschaften haben Riten, bei denen die Männer die Schmerzen einer Frau in den Wehen nachahmen, sich absondern, laut schreien und tage- oder wochenlang im Bett bleiben. Es gibt auch Geschichten über Männer, die selbst - natürlich völlig sinn- und ergebnislos - Wehen bekamen.

Wie um diese Argumentation zu bekräftigen, ist eine Gesellschaft, die nur aus Frauen besteht, nicht nur vorstellbar, sondern auch schon oft beschrieben worden. Eine der frühesten Geschichten in diesem Zusammenhang berichtet von den Amazonen, die nicht nur Kriegerinnen waren, »den Männern gleichwertig«, fähig, mit ihnen zu kämpfen und sie, wenn notwendig, auch zu überwinden, sondern die auch allein ohne Männer lebten. Wie sie dieses schafften und dennoch Nachkommen hatten, ist Thema mehrerer Legenden, die meist aus relativ später Zeit stammen. Die Reproduktion wurde durch gelegentliche Treffen mit den Männern benachbarter Stämme sichergestellt. Die Mädchen, die dabei entstanden, wurden behalten und aufgezogen, die Jungen entweder getötet oder zu ihren Vätern zurückgeschickt.

Die Amazonen-Sage wirkte stark auf die Phantasie der Menschen und führte zu zahllosen Nacherzählungen. So beschreibt etwa Mary E. Bradley in *Mizora* (1890) eine Welt voller blonder, mächtiger Brunhilden, die durch die Entdeckung des »Geheimnisses des Lebens« alle Männer ausrotten konnten. In Charlotte Perkins Gilmans *Herland* (1915) führen Frauen, die

irgendwie »ihre brutalen [männlichen] Eroberer« losgeworden sind, ein abgeschiedenes Leben auf einem Plateau im Amazonasgebiet. Zuerst gehen sie davon aus, daß ihre Gesellschaft untergehen wird, weil es keine Nachkommen gibt. Dann beginnen sie sich dank eines Wunders durch Parthenogenese zu vermehren, und glücklicherweise sind die dabei entstehenden Nachkommen ebenfalls nur weiblich. Anders als ihre Ahnfrauen, die Amazonen, konnten diese Frauen sich nicht gegen Männer verteidigen. Um einen unerwarteten Besuch dreier männlicher Eindringlinge zu überleben, muß die Lage ihres Landes geheimgehalten werden; es sagt einiges über den Charakter dieser Männer, daß sie, nachdem sie als Bedingung für ihre Freilassung versprochen haben, das Geheimnis zu wahren, ihr Wort auch halten.

Und natürlich schuf auch die zweite Welle des Feminismus in den sechziger und siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts eine neue Serie solcher Geschichten. In Joanna Russ' *The Female Man* (1975) werden die meisten Männer von einer mysteriösen Krankheit getötet, die nur ihr Geschlecht betrifft. Die Überlebenden werden von Jael erledigt, einer männerhassenden Furie mit einziehbaren stählernen Fingernägeln; Kinder entstehen, indem man zwei Eier zusammenbringt. In *The Wanderground* (1978) erreichte Sally Gearhart dasselbe durch »Implantation« und »Eiverschmelzung«. Die entstehenden Kinder hatten das Glück, nicht von einer, sondern von sieben Müttern aufgezogen zu werden. In den Utopien anderer Frauen werden Kinder von Maschinen großgezogen, damit ihre Mütter Zeit haben, die eigene geistige Entwicklung voranzutreiben. Tatsächlich ist nicht auszuschließen, daß die spermienlose Befruchtung von Eiern - basierend auf der Aktivierung des genetischen Codes, der schließlich in jeder einzelnen Körperzelle vorhanden ist - eines Tages Wirklichkeit wird. Wenn die Genetik lernt, männliche von weiblichen Spermatozoen zu trennen, dann kann auch der radikalfeministische Traum von der »Eliminierung des Y-Geschlechts-Chromosoms« wahr werden.

Bis es soweit ist, könnte es Frauen in den Sinn kommen, ein paar Männer zum Zwecke der Fortpflanzung wie auch zum

sexuellen Vergnügen in Käfigen zu halten. In einem ihrer Essays schlug Gearhart vor, daß man ihre Zahl auf zehn Prozent der Bevölkerung begrenzen könnte; in *Les Guérillères* [Die Verschwörung der Balkis] erklärt sich Monique Wittig bereit, ein paar Männer am Leben zu lassen - vorausgesetzt, daß sie eine feministische, von einem primitiven Kommunismus geprägte Gesellschaft akzeptieren; vorausgesetzt, daß sie keine Ansprüche auf die Kinder erheben, die sie zeugen; und vorausgesetzt, daß sie ihre Haare lang tragen. Andere Visionärinnen schlagen vor, Männern per Spritze zur Stillfähigkeit zu verhelfen oder sie durch einen Pawlowschen Reflex so abzurichten, daß sie beim »süßen Klang von Glocken« eine Erektion auf Befehl produzieren. Dagegen haben männliche Autoren kaum jemals versucht, die Welt von den Frauen zu befreien, teils, weil ihnen klar ist, daß Frauen unverzichtbar sind, und teils, weil sie sie zu sehr mögen.

Das größere Bedürfnis von Männern nach Frauen ist vielleicht eine Funktion des Reproduktionsmechanismus an sich. Abhängig von der Art variiert der Größenunterschied zwischen Ei und Samenzelle vom Sechsfachen wie bei Säugetieren bis hin zum mehr als Zwölffachen bei bestimmten Vögeln. Daher bedeutet jedes Ei für das Weibchen eine weitaus größere Investition als jedes Spermium Männchen; gleiches gilt, wenn man nach kompletten Ejakulationen rechnet statt nach einzelnen Spermien. Ein Männchen kann ganz eindeutig sehr viel häufiger ein Ei befruchten, als ein Weibchen ein Ei zu dem Punkt bringen kann, an dem es befruchtet werden kann. Beim Menschen beispielsweise kann ein Mann im Laufe seines Lebens mehrere tausend Mal ejakulieren, eine Frau aber ovuliert nur etwa vierhundert Mal. Und selbst von diesen Eiern wird nur ein kleiner Anteil befruchtet, der Rest geht auf natürlichem Wege ab. Die größte Kinderzahl, die ein einziger Mann gezeugt hat - ein marokkanischer König des frühen 18. Jahrhunderts, Ismail der Blutrünstige -, beträgt 700, Töchter nicht mitgerechnet. Dagegen weiß man von keiner Frau, die mehr als 69 Kinder bekommen hat; das war eine Russin des 19. Jahrhunderts, die mehrmals Drillinge bekam.

Wenn man dann noch die Zeit der Schwangerschaft dazu-

nimmt, wird der Unterschied so immens, daß man ihn kaum noch berechnen kann. Die meisten gesunden Männer mittleren Alters können wenigstens einmal am Tag ejakulieren, was zu weiterem Nachwuchs führen kann. Wenn eine Frau Geschlechtsverkehr hat, besteht die Möglichkeit, daß sie schwanger wird. Sobald sie es ist, endet ihre Empfängnisbereitschaft für wenigstens neun Monate; vom fortpflanzungstechnischen Gesichtspunkt aus ist Sex für sie so lange reine Zeitverschwendung. Auch nach der Geburt bleibt die Mutter unfruchtbar, solange sie stillt, was je nach Gesellschaftsstruktur ein paar Monate bis hin zu drei Jahren dauern kann. Die relativ wenigen Male, die sie während ihres Lebens ein Kind empfangen kann, und ihre gewaltigen Investitionen in jedes Kind vor und nach der Geburt geben ihr das größtmögliche Interesse, sicherzustellen, daß jedes Kind überlebt und selbst erwachsen wird. Daraus folgt, daß Frauen eher »geizig mit ihrer Vagina« sind, wie es eine Volksweisheit in Neuguinea ausdrückt. Experimente zeigen, daß Männer sehr viel eher bereit sind, sexuelles Vergnügen in den Armen fremder Frauen zu suchen; eine ähnliche Lust auf Abwechslung ist auch bei den Männchen vieler anderer Säugetierarten beobachtet worden.

Das soziale Arrangement zur Regulierung des Sexualverhaltens ist landläufig unter dem Namen Ehe bekannt. Da ihre Einstellung zum Sex nicht die gleiche ist, bedeutet auch die Ehe für die Angehörigen beider Geschlechter verschiedenes. Befragungen wie auch der gewaltige Aufwand, der rund um die Braut getrieben wird, beweisen, daß zumindest in den westlichen Gesellschaften Frauen, die in die Ehe gehen, ihren Neigungen folgen und sich tatsächlich ihre Träume erfüllen. Anders dagegen Männer, die in denselben Gesellschaften bei einem Arrangement, dessen Ziel es ist, sie auf eine oder wenige Frauen zu beschränken, wenig zu gewinnen haben und sich vielleicht wirklich eine bessere Chance auf evolutionäres Überleben ausrechnen können, wenn sie Single bleiben. Das Ungleichgewicht erklärt, warum die Zeitschrift *Bräutigam*, in der Zylinder und Hochzeitsanzüge verkauft werden, noch nicht erfunden worden ist. Statt dessen erleben wir Junggesellenabschiede, die noch einmal ein letztes Stückchen sexueller Freiheit aufleben

lassen - oder in Form einer Stripperin zumindest eine drittklassige Imitation dieser Freiheit.

Es gibt zwar Belege dafür, daß einige Primatenweibchen, vor allem Bonobos, ebenso promiskuitiv sind wie die dazugehörigen Männchen, doch erklärt dies nicht, warum Versuche, Frauen für Pornographie zu interessieren, nur mäßigen Erfolg hatten und warum von allen Menschen, die sexuelle Dienste gegen Geld anbieten, der Gigolo der seltenste ist. Man könnte natürlich sagen, daß während unserer gesamten Geschichte die einzige Zeit, in der Frauen beinahe ebenso schnell zu Sex bereit waren wie Männer, die sogenannte sexuelle Revolution der sechziger Jahre war. Nicht zufällig folgte sie der Einführung der Pille und endete mit der Ausbreitung von AIDS. Ebenfalls nicht zufällig fand sie zu einer Zeit statt, in der der Glaube an Wissenschaft und Technik seinen Höhepunkt erreichte, der Wohlfahrtsstaat wucherte und die Menschen einen grenzenlosen Reichtum für sich erwarteten. Jedenfalls dauerte diese Revolution nur fünfzehn Jahre. Um 1980 war das wirtschaftliche Klima sehr viel rauher geworden, und der Wohlfahrtsstaat befand sich auf dem Rückzug. Der Traum vom Reichtum ohne Arbeit war ausgeträumt, und das Pendel der sexuellen Freizügigkeit schwang wieder zurück. Gegen Ende des Jahrhunderts war davon nur noch wenig übrig.

Über die Angst der Frau vor dem Geschlechtsverkehr sowie die körperlichen und mentalen Folgen einer mißlungenen Einführung in die Sexualität ist viel geschrieben worden. Dabei wurde aber die andere, nicht minder wichtige Seite der Medaille übersehen. Beim Sex, wie bei so vielen anderen Dingen, darf eine Frau sich entspannen und warten, was kommt. Oft wurde dies sogar von ihr gefordert - ausgehend von der Ansicht, daß jede Bewegung von ihrer Seite aus unanständig war und/oder die Empfängnischancen minderte. Von Männern dagegen erwartet man, daß sie aktiv sind, und ohne ihre sexuelle Aktivität kann der Akt überhaupt nicht stattfinden. Wie Betty Friedan, ansonsten nicht gerade für ihre Sorge um die Männer bekannt, in ihren Memoiren schreibt, »wäre es schrecklich, diesen Druck ständig auf sich lasten zu haben«. Das Ergebnis ist, daß Männer dem ersten Mal, und durchaus nicht

nur dem ersten Mal, mit Angst und Besorgnis entgegensehen. Weil sie sich nicht der Verachtung aussetzen wollen, können sie ihre Unwissenheit niemandem, gleich welchen Geschlechts, offenbaren. Ziemlich oft fühlen sie sich dazu gedrängt, ihre angebliche Erfahrung in diesen Dingen herauszustellen. Dies kann die Dinge noch schlimmer machen, wenn die Partnerin die Situation entweder mißverstehet oder sie absichtlich ausnutzt und sich über ihre Anstrengungen lustig macht.

Die moderne Gesellschaft konzentriert sich ganz auf die Schwierigkeiten der Mädchen und fordert von den Jungen, allein zurechtzukommen. Anders verhielten sich frühere Kulturen, die dem Problem viel Aufmerksamkeit widmeten. Ihre Versuche, damit umzugehen, wie fehlgeleitet sie manchen von uns auch heute scheinen mögen, zeugen doch auf jeden Fall davon, daß sie es ernst nahmen. Oft wurden besondere Arrangements für junge Männer getroffen. Entweder wurden sie von ihren Ältesten unterrichtet — wie es bei den orthodoxen Juden bis heute üblich ist —, oder sie wurden von einer erfahrenen älteren Frau in die körperliche Liebe eingeführt. Das konnte eine unverheiratete Dienerin, die bei der Familie lebte, oder aber eine Prostituierte sein. In Frankreich, Italien, Spanien und Lateinamerika war es üblich, daß Väter ihre heranwachsenden Söhne in ein Bordell mitnahmen, um ihnen für die Zukunft Peinlichkeiten zu ersparen. In *Königliche Hoheit* beschreibt Thomas Mann, wie diese Dinge in den oberen Schichten im Deutschland des späten 19. Jahrhunderts geregelt wurden. Dort gehörte die Organisation zu den Aufgaben des Tutors des jungen Helden. Die Dame war die Geliebte eines älteren Mannes. Sie lebte in einem anderen Teil des Landes, wo sie eine schwache Verbindung mit der sozial verdächtigen Welt des Theaters aufrechterhielt. Als Lohn für ihre Bemühungen bekam sie eine Erinnerungsgabe.

Wenn ein Mann aufgrund von Unwissenheit, Angst oder auch aufgrund des Verhaltens seiner Partnerin nicht zum Orgasmus kommt, dann kann dies sein Leben ebenso prägen wie bei einer Frau. Eigentlich sogar noch stärker, denn das einzige, was noch mehr Schmach auf sich zieht als eine frigide Frau, ist ein impotenter Mann. Während ersteres verheimlicht werden

kann und oft auch verheimlicht wird, ist das bei letzterem nicht möglich; schlimmer noch, während eine Frau, die ihre Unfähigkeit, Sex zu genießen, ihrem Ehemann anlastet, mit Mitleid rechnen kann, wird ein Mann, der eine Frau beschuldigt, ihn zu »kastrieren«, wohl eher ausgelacht. Der Unterschied erklärt vielleicht auch, warum selbst in Gesellschaften, in denen Scheidung so gut wie unmöglich war, eine Frau, deren Ehemann seine »ehelichen Pflichten« nicht erfüllen konnte, üblicherweise eine Trennung durchsetzte, wenn sie ihre Behauptung nur beweisen konnte. Es gibt sogar Akten von mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Gerichten, die die Methoden dieser Beweise dokumentieren; es ist nicht nötig, zu beschreiben, wie demütigend und sogar kontraproduktiv sie waren.

Selbst wenn alles so funktioniert, wie es sollte, wird man als Mann feststellen, daß die sexuellen Fähigkeiten der Frau in mancher Hinsicht denen des Mannes überlegen sind. Was immer sie auch fühlt, sie ist immer bereit und kann kommen und kommen, während er es nicht kann. Dazu noch das Problem der vorzeitigen Ejakulation — das sogar dazu führen kann, daß ein Geschlechtsverkehr unmöglich wird, und das angeblich bis zu dreißig Prozent aller Männer betrifft -, und es wird verständlich, warum für viele von ihnen die Impotenz eine ständige Quelle der Angst ist. Diese Angst kann sich als nur allzu berechtigt herausstellen. Eine *Cosmopolitan*-Befragung ergab Mitte der achtziger Jahre des 20. Jahrhunderts, daß etwa die Hälfte aller verheirateten Leserinnen eine Affäre gehabt hatte. Da *Cosmopolitan*-Leserinnen normalerweise relativ jung sind, ist damit die Wahrscheinlichkeit, daß eine Frau sich einen solchen Seitensprung im Laufe ihres Lebens leistet, wohl noch zu gering eingeschätzt.

Schlimmer noch für Ehemänner: Neueste Untersuchungen zeigen, daß Frauen eher schwanger werden, wenn sie Ehebruch begehen, als wenn sie mit ihrem Ehemann schlafen. Dies wiederum mag erklären, warum nach DNA-Tests zwischen fünf und dreißig Prozent aller von verheirateten Amerikanerinnen und Britinnen geborenen Babys einen anderen Vater haben als den jeweiligen Ehemann. In Deutschland soll die entsprechende Zahl bei fast zehn Prozent liegen. Und auch

die ist wahrscheinlich noch zu niedrig angesetzt in Anbetracht der Tatsache, daß das Gesetz die Testergebnisse nur als Beweismittel zuläßt, wenn sie mit Zustimmung der Frau erhoben wurden. Wie hoch die Zahl in früheren Zeiten gelegen haben mag, werden wir nie wissen. Doch selbst die Weibchen von angeblich monogamen Affenarten betrügen ihre Partner oft. Ein DNA-Test bei Schimpansen ergab, daß mehr als fünfzig Prozent aller Jungtiere in einer Gruppe Nachkommen von Männchen waren, die nicht der Gruppe angehörten. Nicht umsonst wird die Identität von jüdischen Kindern immer über die Mutter festgelegt. Und nicht umsonst stoßen Versuche, diese Regel zu ändern, auf entschlossene Gegenwehr orthodoxer Rabbis. Sie fürchten, daß, wenn Vaterschaftstests durchgeführt würden, die Zahl jüdischer Kinder dramatisch zurückginge; und das mit gutem Grund, wie mir eine Angestellte des Hadasah-Krankenhauses versicherte.

Zusammenfassend ist festzustellen, daß es schon ein riskantes Unternehmen ist, ein Mann zu werden. Selbst wenn das schließlich geglückt ist, bleiben Männer das überflüssige Geschlecht, sowohl vor der Paarung wie auch danach; und dieser Tatsache sind sie sich auch durchaus bewußt. Unter anderem ist so eine ganze Literatur über Welten ohne Männer entstanden, während die Zahl der Versuche, frauenlose Welten zu schaffen, gegen null tendiert. Wie Darwin vielleicht als erster festgestellt hat, geben biologische Faktoren vor, daß Frauen in Sachen Sex wählerischer sein müssen als Männer. Im Hinblick darauf, daß Männer einen stärkeren Drang verspüren, mit so vielen Frauen wie möglich Geschlechtsverkehr zu haben, stellt die Ehe an sich ein sehr viel größeres Opfer für sie als für die Frauen dar; dies gilt um so mehr dort, wo Monogamie die Regel ist. Mit oder ohne Ehe ist »die phallische Macht eine gnadenlose Treitmühle, die jeden Moment in sich zusammenzubrechen droht«, und die sexuelle Leistungsfähigkeit der Frau bleibt in mancher Hinsicht einfach überlegen — ganz zu schweigen von ihrer Fähigkeit, Nachkommen hervorzubringen, deren Vaterschaft bis vor kurzem kaum je mit letzter Sicherheit festgestellt werden konnte.

## Konkurrenzkampf und Versorgung

Wie wir sahen, führen sowohl die Größe wie auch der Aufbau männlicher Geschlechtszellen zu größerer Mobilität. Sie müssen die weniger mobilen weiblichen Zellen entweder innerhalb des Körpers (wie bei Säugetieren) oder außerhalb (wie bei Fischen) finden. Der Himmel verhüte, daß dies als Beweis dafür gedeutet wird, daß weibliche Geschlechtszellen womöglich weniger »aktiv« seien als männliche; sie zeigen vielmehr eine andere *Art* von Aktivität. Spermatozoiden konkurrieren miteinander, wenn sie das Ei zu erreichen und seine Hülle zu durchdringen suchen. Eier bleiben am Ort und setzen fingerähnliche Strukturen auf dieser Hülle ein, um zu »entscheiden«, welche Zelle eingelassen und welche abgestoßen wird. Für die männlichen Geschlechtszellen beginnt so schon das Leben mit einem Konkurrenzkampf, der für alle bis auf eine tödlich enden wird.

Um ihr Sperma unterzubringen, müssen Männchen zunächst um den Zugang zu einem oder mehreren Weibchen und eine möglichst weitgehende Monopolisierung dieser Beziehung konkurrieren. Abhängig von der Lebenserwartung und der Länge der Tragzeit, der Nachkommenzahl aus jedem einzelnen sexuellen Akt und ähnlichen Dingen schwankt die Härte der Konkurrenz je nach Art; das Prinzip an sich allerdings ist weit verbreitet. Männliche Ameisen und Bienen konkurrieren miteinander um die Königin als das einzige fruchtbare Weibchen. Bei vielen Fischarten rivalisieren die Männchen um die Aufmerksamkeit der Weibchen, indem sie hinter ihnen her jagen und strahlende Farben zeigen. Bei den Vögeln ist es oft dasselbe; zusätzlich konkurrieren sie oft noch hinsichtlich der Größe (z.B. mit langem Schwanzgefieder), des Kopfschmucks, des Gesangs und des Nestbaus — ebenso wie auch viele männliche Säugetiere. Abgesehen davon, daß sie meist größer werden als die Weibchen, entwickeln viele auch eine Besonderheit im Aussehen wie etwa Reißzähne, Mähnen, Geweihe oder strahlende Farben. In jedem Falle steht das Weibchen, wenn es nicht vergewaltigt wird (was auch unter Tieren nicht völlig unbekannt ist), daneben und sieht zu. Wenn der Konkurrenz-

kampf entschieden ist, drückt es seine Zustimmung aus, indem es sich mit dem Sieger paart.

Das männliche Gebot, um Weibchen zu konkurrieren, kommt sie oft teuer zu stehen. Bei manchen Säugetieren, wie etwa Känguruhs, Bergschafen, Hirschen und See-Elefanten, kann es bei solchen Kämpfen zu lebensgefährlichen Verletzungen kommen. Zumindest aber hat der Verlierer einen Statusverlust sowie die Vertreibung aus den besten Weide- oder Jagdgründen zu erwarten, was wiederum zu einer verkürzten Lebenserwartung führt. Es stimmt, daß zum Beispiel Affenmännchen selten direkt um Weibchen kämpfen. Doch auch dort hat ein hoher Status seine Privilegien und ein niedriger Status seinen Preis. In jeder Gruppe von Tieren steigen die Chancen, mit vielen Weibchen zu kopulieren, seine Gene zu verbreiten und Nachkommen zu hinterlassen, mit dem Rang eines Männchens. Je mehr Nachkommen es hat, desto wahrscheinlicher zeigen zukünftige Männchen derselben Spezies die Eigenschaften und das Verhalten, die ihrem Vorfahren seinen hohen Rang eingebracht haben — und so setzt sich der Prozeß fort.

Doch nicht nur im Kampf gehen die Männchen ein Risiko ein. Die sexuelle Selektion arbeitet oft anderen evolutionären Kräften entgegen. Ein Männchen, das überproportional große Körperteile entwickelt, bunte Farben zeigt oder bestimmte Laute abgibt, kann durchaus seine Beweglichkeit einbüßen und/oder ein leichteres Opfer für Raubtiere werden; der Versuch, ein Weibchen anzulocken, kann es das Leben kosten. Und selbst wenn dies nicht geschieht, kann eine Vergrößerung eines Körperteils oder eine Aktivität, deren einziges Ziel die sexuelle Zurschaustellung ist, in Hinblick auf die biologischen Ressourcen sehr teuer kommen. Berühmte Beispiele dafür sind das Schwanzgefieder des Pfau und das Geweih des Hirschs, das jedes Jahr abgeworfen wird und neu wächst. Die Notwendigkeit, ein Weibchen auf sich aufmerksam zu machen, wird also fast sicher das Leben des Männchens beeinträchtigen. Doch gerade das ist vielleicht der entscheidende Punkt. Männchen zeigen ihre biologische Kraft, indem sie Aktivitäten oder Eigenschaften entwickeln, die nicht lebensnotwendig sind; je höher die biologischen Kosten einer Farbe oder eines Körperteils, de-

sto deutlicher ist die Fähigkeit des Besitzers, diese Kosten zu tragen. Die Situation ähnelt der eines Mannes, der einen Mercedes fährt. Ein solches Auto ist zu Transportzwecken nicht notwendig, aber es zeigt die Bedeutung seines Besitzers in einer Weise, die ein einfacher Dodge oder Volkswagen niemals leisten könnte. Der Mercedes-Besitzer sagt der Welt, daß er einen Überschuß besitzt, den er, so hoffen die Frauen, mit ihnen und ihrem Nachwuchs teilen wird.

Beim Menschen und wahrscheinlich auch bei anderen Primatengattungen ist dieser Konkurrenzkampf noch gemeiner, weil die Ausgangspositionen so verschieden sind. Mädchen reifen schneller und sind früher erwachsen als Jungen. Gerade in dem Alter also, in dem sie sich zum ersten Mal für das andere Geschlecht interessieren, stellen Jungen fest, daß die Mädchen aus ihrer eigenen Altersgruppe ihnen sowohl körperlich wie auch geistig weit voraus sind; während Jungen noch Jojo spielen, tragen Mädchen schon hochhackige Schuhe, benutzen Lippenstift und versuchen aufzufallen. Die Mädchen andererseits interessieren sich beinahe sicher für ältere Jungen — Jungen, die nicht nur körperlich stärker und entwickelter sind, sondern vielleicht auch schon Geld verdienen, eine eigene Bude und einen Führerschein haben usw. Männer haben also von Anbeginn an ein Handicap, das ihnen wenigstens einige Jahre lang anhängt. Im Vergleich mit Studenten oder, in Ländern, die noch die Wehrpflicht haben, mit Soldaten, können Gymnasiasten nicht mithalten — mit ihren Versuchen, diese Kluft zu überbrücken, machen sie sich oft nur lächerlich.

Auch Frauen rivalisieren um Männer, aber ihr Wettbewerb sieht anders aus. In fast allen Kulturen muß ein Mann in eine Frau investieren, um sie anzulocken und zu halten; um einen Mann anzulocken und zu halten, muß eine Frau in sich selbst investieren. Kaum ein Mann erreicht sein Ziel einfach nur dadurch, daß er gut aussieht und nett ist. Bei Frauen dagegen ist Schönheit üblicherweise der kürzeste Weg zum Aufstieg, und soziale Kompetenzen reichen oft aus, um diesen Aufstieg noch zu fördern. Männer wie Frauen sind sich dieser Tatsachen durchaus bewußt. Es ist kein Zufall, daß die meisten Zeitschriften, die sich mit Schönheit und Mode beschäftigen, von Frauen

gelesen werden. Es ist auch kein Zufall, daß die meisten Zeitschriften, die sich mit Karrieremöglichkeiten beschäftigen, von Männern gelesen werden. Ob der Königsweg zum Erfolg über Börsengeschäfte führt oder über ein schickes Auto, ist unwesentlich; wie die Werbebilder, die den Text begleiten, zeigen, besteht die Belohnung immer in Frauen mit tiefem Ausschnitt und leicht geöffneten Lippen. Ähnliche Unterschiede gibt es andersherum bei der plastischen Chirurgie, Diätprogrammen und Kleidung. All das wird vor allem von Frauen gekauft, die Männer auf sich aufmerksam machen wollen; in amerikanischen Kaufhäusern ist die Fläche, auf der Accessoires, Schmuck und Kosmetika für Damen angeboten werden, siebenmal so groß wie die für Herren.

Anders ausgedrückt verleitet der Konkurrenzkampf der Männer — selbst wenn sie dafür in sich selbst investieren wie beim Bodybuilding — sie zum Geben. Wie immer ihre sonstigen Leistungen auch aussehen, letztendlich werden sie doch vor allem an ihrem Portemonnaie gemessen; auch von einem Boxer, der seinen Gegner k.o. geschlagen hat, erwartet die Frau noch, daß er die Miete bezahlt. Der Konkurrenzkampf der Frauen dagegen besteht vor allem aus Selbstverschönerung. Da sie darauf aus sind, einen Mann zu finden, der für sie zahlt, dreht sich schon per definitionem bei diesem Kampf alles um sie. Dies erklärt, warum zum Beispiel in Deutschland alleinstehende Männer doppelt so viel in Restaurants und Hotels ausgeben wie alleinstehende Frauen. Es erklärt vielleicht auch, warum der Konkurrenzkampf der Frauen die sozialen Kontakte untereinander weniger schädigt. Man kann vermuten, daß die Neckereien, das Lächeln und die Umarmungen, die Teilnehmerinnen von Schönheitswettbewerben routinemäßig mit ihren Konkurrentinnen austauschen, nicht immer wirklich von Herzen kommen. Immerhin aber erwartet niemand von diesen Frauen, daß sie einander umbringen.

Vorausgesetzt, daß sie gut aussehen und/oder aus irgendeinem anderen Grund attraktiv sind, können manche Frauen sogar gewinnen, wenn sie verlieren. Ein großartiges Beispiel dafür lieferte im Sommer 2000 die neunzehnjährige Tennisspielerin Anna Kournikova. Nach Darstellung der International

Herold Tribüne »floppte sie bei den French Open mit einer Kaskade von unnötigen Fehlschlägen und Doppelfehlern«. Obwohl sie noch kein größeres Turnier gewonnen hatte, machten ihre »kilometerlangen Beine und der zentimeterkurze Rock« sie zur »Femme fatale der Aufschläge und Effetbälle«; sie schaffte mehr Geld als jede andere Spielerin und übertrumpfte auch die meisten ihrer männlichen Kollegen. Und die Kournikova ist nicht die einzige Athletin, die beim Verlieren gewinnt. Ein noch besseres Beispiel ist Ellen McArthur, eine Seglerin. Vierundzwanzig Jahre alt und nur knapp einen Meter sechzig groß, beendete sie im Februar 2001 ihre Reise um die Welt mit einem Empfang mit mehreren hunderttausend Menschen, 1 000 Journalisten, 50 Fernsehkameras und dicken Buch- und Werbeverträgen. Die Tatsache, daß ein Mann das Rennen gewonnen hatte, geriet fast völlig in Vergessenheit. Auch daß er sie um nicht weniger als 24 Stunden und 300 Seemeilen geschlagen hatte.

Zu den großen Anforderungen, denen Männer sich stellen müssen, kommt noch erschwerend hinzu, daß die Kontrolle über die Reproduktionsfähigkeit einer Frau in vielen Gesellschaften bei ihrer Familie liegt. Eine junge Frau mag sich aus bloßer Schwärmerei einem Manne schenken, wie Romeos Julia es tat. Anders sieht es da mit ihren Eltern oder anderen Verwandten aus, die meist praktische Überlegungen im Hinterkopf haben. Seit den Zeiten der alten Griechen berichtet die Literatur vieler Völker von Herrschern, die Wettbewerbe um die Hand ihrer Töchter ausrichteten. Im irischen Epos *Tain* muß der Held Cuchulainn vierundzwanzig Männer töten — und natürlich riskieren, von jedem von ihnen getötet zu werden —, bevor er sich das Recht erwirbt, das »süße Land« der Brüste seiner Liebsten zu durchreisen. Später in dem Epos verspricht eine Frau, Medb, ihrer Tochter Finnabair nicht weniger als sieben verschiedene Freier gleichzeitig, ein großangelegter Betrug, wie die Welt ihn selten gesehen hat. Alle diese Geschichten erzählen auch von den jungen Männern, die durch eine Vielzahl exotischer Todesarten ihr Ende fanden.

Und solche Situationen, in denen Frauen den besten Kämpfern versprochen wurden oder sich selbst ihnen versprochen,

sind nicht auf den Mythos beschränkt. Schon im alten Rom genossen manche Gladiatoren eine ähnliche Aufmerksamkeit von selten der Frauen wie moderne Popstars; wenigstens einer war bekannt als »der Herr und Heiland der Mädchen in der Nacht«. In vielen Stammesgesellschaften können Krieger und Jäger ihre Fertigkeit gegen sexuelle Gunst eintauschen, sei es zeitweilige vor der Ehe oder dauerhafte in der Ehe. Ein hervorragendes Beispiel dafür, wie das funktionierte, und oft auch heute noch funktioniert, liefert der Werdegang des anglonormannischen Ritters Guillaume le Maréchal (1146-1219). Als geborener Soldat stieg Guillaume durch eine Reihe von Kämpfen auf. Zur Belohnung gab ihm sein König Richard Löwenherz die Hand der Tochter des Earl of Pembroke und machte ihn damit unermesslich reich. Er repräsentiert Legionen junger Männer in solchen Konkurrenzsituationen bis auf den heutigen Tag. Ihn zeichnet allerdings aus, daß er anders als die meisten so erfolgreich war, daß sein Name in Erinnerung geblieben und sogar ein langes Gedicht ihm zu Ehren entstanden ist.

In vielen Gesellschaften gibt es noch einen weiteren Weg, wie Männer sich in Konkurrenz miteinander um eine Frau bewerben können — den Brautdienst. Der biblische Jakob mußte Laban sieben Jahre lang dienen, bevor er dessen Tochter Lea zur Frau bekam, und dann noch einmal sieben, bis er endlich seine wahre Liebe Rachel in die Arme schließen durfte. Heute gibt es den Brautdienst bei vielen schwarzafrikanischen Stämmen sowie in Teilen Ozeaniens und Australiens. Manchmal ist er nur noch symbolischer Natur und dauert nur einen Tag wie bei den Ngondi im früheren Rhodesien und den Baganda in Kenia. Er kann aber auch bis zu zwanzig Jahre dauern und die Kräfte eines Mannes aufzehren wie bei den Goba im Sambesital. In der üblichsten Form muß ein junger Bewerber seinen zukünftigen Schwiegereltern einen Teil seiner Jagdbeute zukommen lassen oder als unbezahlte Arbeitskraft ihr Vieh hüten oder ihre Felder bearbeiten. Die Dauer dieses Dienstes wird gemeinsam festgelegt und beginnt Jahre, bevor die Hochzeit stattfinden kann. Wie bei Jakob gibt es auch hier keine Garantie, daß der junge Mann tatsächlich letztendlich als Schwiegersohn akzeptiert wird, denn sowohl die Frau selbst wie auch ihre El-

tern können ihre Meinung noch ändern. Die Arbeit kann der Mann selbst erledigen. Oft springen aber auch seine Verwandten, Altersgenossen und Freunde für ihn ein. Üblicherweise steigt die Menge der geleisteten Arbeit bis zur Hochzeit hin an und sinkt dann, wenn die Hochzeit stattfindet und Kinder kommen.

Manche Wissenschaftler verstehen Brautdienst und Brautgabe als ein System, mit dem ältere Männer die jüngeren kontrollieren. Andere denken, es soll »unsicheren« Ehemännern die Sicherheit geben, daß ihre Ehefrauen nicht in den frühesten Phasen der Ehe auf und davon gehen; wieder andere sehen eine Verbindung zwischen der niedrigen Scheidungsrate in Japan und der Tatsache, daß ein Bräutigam oder seine Familie erst einmal um die 30000\$ aufbringen muß, bevor eine japanische Hochzeit stattfinden kann. Unabhängig von den genauen Hintergründen ist jedoch eines klar: In allen Gesellschaften sind es die Männer, nicht die Frauen, die im Schweiß ihres Angesichts arbeiten oder bezahlen müssen (oder beides), um heiraten zu können. Emer war nicht damit zufrieden, daß Cuchulainn sein Leben vierundzwanzigmal aufs Spiel setzte, sondern wollte, daß er »zweimal sein Gewicht in Gold« trug und dabei gleichzeitig noch den »Lachssprung« ausführte. Das System, durch das Männer gezwungen werden, sich den Zugang zu Frauen zu erkaufen, ist so umfassend, daß manche von ihnen außereheliche Affären haben gerade in der Hoffnung, um ihrer selbst willen geliebt zu werden; eine Hoffnung allerdings, die von einer Geliebten wohl noch eher enttäuscht wird als von der angetrauten Ehefrau.

Initiiert und angestachelt von Frauen, prägt dieser Konkurrenzkampf oft das ganze Leben eines Mannes. Von den Sekten am Toten Meer über die »utopischen« Gemeinschaften des 19. Jahrhunderts bis zu den modernen israelischen Kibuzzim sind hier und da Versuche unternommen worden, diesen Teufelskreis zu durchbrechen, indem man Gruppen von »Brüdern« gründete, die Ressourcen zusammenfaßte und einen kommunalen Lebensstil übte - ohne Erfolg. Auf lange Sicht hatten solche Gemeinschaften nur Erfolg, wenn Männer und Frauen getrennt wurden wie in christlichen und buddhistischen Klö-

stern. Wo Männer und Frauen zusammenlebten, stellten letztere unweigerlich fest, daß sie jetzt für Fremde taten, was sie bisher für ihre eigenen Familien getan hatten; manchmal schloß dies sogar sexuelle Dienste ein. Es war die Unzufriedenheit der Frauen und nicht der Männer, die zum Zusammenbruch der meisten utopischen Gemeinschaften des 19. Jahrhunderts in Nordamerika führte. Die Auflösung der israelischen Kibbuzim ist großteils auf die gleichen Probleme zurückzuführen. In den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts, gerade zu der Zeit, als die Feministinnen im Westen eine Kinderversorgung rund um die Uhr forderten, damit sie so frei arbeiten konnten wie die Männer, revoltierten die Frauen in den Kibbuzim. Sie forderten, die gemeinschaftlichen Schlafsäle zu schließen und jeder Familie das Recht — und die materielle Möglichkeit — einzuräumen, ihr eigenes Kind oder ihre Kinder über Nacht zu beherbergen. Nach diesem ersten Schritt folgten bald weitere, in vielen Fällen bis hin zu unterschiedlichen Löhnen und der Wiedereinführung des Privateigentums.

Wie schon gesagt kann derjenige, der im Wettkampf siegt, Macht, Reichtümer und ein gestiegenes Selbstwertgefühl erringen. Doch selbst er zieht nur einen zweifelhaften Nutzen aus seinen Belohnungen, denn gerade die Eigenschaften, die den Sieg möglich machen — Aggression, Verschlagenheit und Erbarmungslosigkeit —, führen leicht dazu, daß er sich isoliert und es ihm fast unmöglich ist, echte Beziehungen zu Männern oder zu Frauen aufzubauen. Nicht selten ist der Mann an der Spitze der mit den wenigsten Freunden. So hatte sich etwa der römische Kaiser Caligula den Satz »Mögen sie mich hassen, solange sie mich nur fürchten« zum Wahlspruch auserkoren — der einem anderen überaus erfolgreichen Mann, König Atreus von Mykene, zugeschrieben wurde. Josef Stalin war vielleicht der mächtigste Mann aller Zeiten. Im privaten Kreis katzbuckelten selbst seine engsten Kumpane vor ihm; im Ausland erreichte er dieselbe Wirkung durch Drohungen, seine fünfhundert Armeedivisionen und später Atombomben einzusetzen. Ein Dokumentarfilm zeigt ihn, Wodkaglas in der Hand, wie er einer Privatdarbietung einer berühmten Ballerina zuschaut. Am Ende machte er sich nicht einmal die Mühe, mit ihr zu schlafen;

das hatte er ja auch gar nicht mehr nötig, um seine Macht zu beweisen.

Schlimmer noch: Der erfolgreiche Mann wird leicht feststellen, daß sich seine engsten Verwandten beiderlei Geschlechts in Feinde verwandelt haben. Selbst wenn er Glück hat, kann sich ihm niemand, weder Mann noch Frau, anders als unterwürfig nähern, immer auf der Suche nach dem ersten Zeichen von Zorn und immer bereit, um Gnade zu winseln. Solche Männer machen leicht die Erfahrung, daß alle nur auf ihren Tod warten und daß die Menschen nicht selten bereit sind, alles in ihrer Macht Stehende zu tun, um dieses erhoffte Ereignis herbeizuführen. Ein Beispiel ist Shakespeares König Heinrich IV. Er ist krank und fällt plötzlich in Ohnmacht. Als er das Bewußtsein wiedererlangt, entdeckt er, daß sein Sohn, der Kronprinz, schon auf seinen Tod gehofft hatte:

Wie? Kannst du nicht ein Stündchen auf mich warten?  
 So mach dich fort und grabe selbst mein Grab,  
 Heiß deinem Ohr die frohen Glocken tönen,  
 Daß du gekrönt wirst, nicht, daß ich gestorben ...  
 Gib das den Würmern, was dir Leben gab.  
 Setz meine Diener ab, brich meine Schlüsse;  
 Nun ist die Zeit da, aller Form zu spotten:  
 Heinrich der Fünfte ist gekrönt!

Für Typen wie Heinrich war es kein Problem, eine Familie zu ernähren. Anders steht es mit den meisten Männern, die erfolgreich um die Gunst einer Frau geworben haben und nun vor der noch größeren Belastung stehen, für sie und ihre Kinder sorgen zu müssen. Manche, aber ganz und gar nicht alle Vogel Männchen, leben monogam und füttern ihre Weibchen während der Werbung oder der Brutzeit. Selbst für sie ist dies ein vorübergehendes Arrangement, das nicht das ganze Leben lang andauert. Die Männchen der meisten Säugetierarten dagegen verschwinden nach der Paarung ganz einfach und hinterlassen ihrer Nachkommenschaft nichts weiter als ihre Gene. Nur wenige Arten, wie Gorillas, Gibbons und Tamarine, zeigen überhaupt irgendeine Form von Brutpflegeverhalten; meist spielen

auch sie nur ein bißchen mit den Kleinen herum, wenn sie in Stimmung dazu sind. Nur bei uns Menschen geht man davon aus, daß der Vater für seine Nachkommen sorgt.

Im Verhältnis zur Größe ihrer Mütter sind menschliche Babys riesengroß. Dies und die Tatsache, daß der aufrechte Gang den menschlichen Geburtskanal im Verhältnis kleiner werden ließ als bei allen anderen Säugetieren, macht die Geburt schwierig und gefährlich. Nach der Entbindung ist kein anderes Säugetierjunges hilfloser oder braucht eine längere Zeit der Aufzucht — sowohl absolut gesehen wie auch in Relation zur gesamten Lebensdauer. Selbst die frühreifsten Jugendlichen in den einfachsten Gesellschaften vollenden diesen Prozeß erst mit vierzehn oder fünfzehn Jahren. Fast sicher entwickelten unsere Jäger-und-Sammler-Vorfahren deshalb dieses Arrangement — das sich bei keiner anderen Tierart findet —, durch das die Männchen nicht nur ihre Nachkommen, sondern auch deren Mütter langfristig wirtschaftlich unterstützen. Ein Arrangement, das, angefangen bei dem Geschöpf, das wir »Lucy« getauft haben, jetzt vielleicht schon drei Millionen Jahre alt ist.

Bis zum heutigen Tag muß eine Mutter (oder ein Vater), die/der allein Kinder aufzuziehen versucht, viele Hindernisse überwinden und hat größere Schwierigkeiten, gesunde, gut angepaßte Kinder in die Gesellschaft zu entlassen. So ist behauptet worden, daß in den Vereinigten Staaten siebzig Prozent aller Jugendlichen im Gefängnis in Haushalten mit nur einem Elternteil aufwachsen, deren Vorstand in fünf von sechs Fällen die Mutter war; offenbar ist es sogar besser, mit einem Stiefvater aufzuwachsen, als ganz ohne Vater. Um Frauen im Umgang mit diesen Schwierigkeiten zu helfen, hat sich eine im wesentlichen dauerhafte Unterstützung durch die Männer entwickelt. Sie beginnt in dem Moment, in dem zwei Menschen eine mehr oder weniger dauerhafte Beziehung eingehen, und endet erst mit dem Tod oder noch später. Eingeschlossen ist auch die Phase nach der weiblichen Menopause, die an sich ein spezifisch menschliches Phänomen ohne Äquivalent im Tierreich ist und unter modernen Bedingungen jahrzehntelang dauern kann.

Ob monogam, polygyn oder polyandrisch; ob bei Sammlern und Jägern oder in einer postindustriellen Gesellschaft; ob bei Christen, Muslimen, Buddhisten oder Animisten — eine Ausnahme bildet vielleicht das kurzlebige kommunistische Experiment, zu dem ich unten noch mehr sagen werde —, die menschliche Ehe bedeutet, daß ein (selten mehrere) Männchen ein (manchmal mehrere) Weibchen und ihren Nachwuchs versorgen. Man sollte sofort noch anfügen, daß Polyandrie sich bei weniger als einem Prozent aller Gesellschaften findet. In der überwältigenden Mehrheit der Fälle heiraten Männer eine oder mehrere Frauen. Dann erwartet man von ihnen, daß sie ihnen viel, vielleicht den größeren Teil ihres Besitzes, übergeben; man hat berechnet, daß das verfügbare Einkommen der meisten Männer im entwickelten Westen um bis zu drei Viertel höher läge, wenn sie keine Familie hätten. In der gesamten Natur gibt es kein anspruchsvolleres und altruistischeres Arrangement.

In Anbetracht der gewaltigen Bürde, unter der sie sich abmühen, ist es kaum verwunderlich, daß manche Männer dieses Arrangement die ganze Zeit über kaum erträglich und fast alle es manchmal schwer erträglich finden. Abhängig von der Kultur und ihren persönlichen Neigungen gibt es verschiedene Auswege aus dieser Situation. Einige davon möchte ich hier besprechen, geordnet nach der Gefahr, die sie für die Männer selbst wie für die Gesellschaft darstellen. Zuerst einmal ist da die Phantasie. Sie kann viele Formen annehmen, von der Lektüre der *Ilias* bis zum Anschauen eines *Rambo*-Films. Zu allen Zeiten und an allen Orten träumten Männer wie Frauen von starken Männern, allerdings aus verschiedenen Gründen; er will ein starker Mann sein, sie will einen starken Mann haben. Von den römischen Spielen über mittelalterliche Turniere bis hin zur Superbowl ist die Funktion von Sportereignissen gleich geblieben. Indem sie Männern die Helden liefern, mit denen sie sich identifizieren können, lenken sie die Aufmerksamkeit von der Wirklichkeit ab, zumindest zeitweise und zumindest in einem gewissen Maße.

Auch Pornographie kann als eine Untergattung der Phantasie verstanden werden. Sie wird oft von Männern benutzt, die sich

nicht imstande fühlen, die Frauen, die sie wollen, zu erobern, und bietet eine Art Universum, in dem sie alles sehen, alles wissen und Macht über alles haben. Sie mag auch einen Versuch darstellen, das Geheimnis der Weiblichkeit zu ergründen — den »großen Abgrund des Nichts«, wie der amerikanische Schriftsteller Henry Miller es einst genannt hat —, oder ihre, wie sie fürchten, nachlassenden Leistungen im Bett zu stimulieren. Auch Pornographie beginnt beim geschriebenen Wort und geht bis hin zu der Stripperin, die, vielleicht mit der Behauptung, sie diene der Sache des Feminismus und der sexuellen Aufklärung, ihre Beine spreizt und Männern erlaubt, mit der Taschenlampe in der Hand ihre Genitalien zu erkunden. Es stimmt, daß auch Frauen auf Pornographie zurückgreifen, manchmal in Gesellschaft oder auf Drängen von Männern, deren Interesse sie auf diesem Wege zu stimulieren hoffen. Doch man muß nur zum nächsten Zeitungskiosk gehen, um zu sehen, daß die Zahl dieser Frauen weitaus geringer ist als die der Männer; während die schwule Pornographie zahlreich vertreten ist und seit dem alten Griechenland oft zu den großartigsten Kunstwerken geführt hat, gibt es quasi keine lesbische Pornographie. Wenn man Psychoanalytikern Glauben schenken darf, reagieren Frauen auf Pornographie auch anders als Männer. Vor allem interessieren sie sich offenbar nicht für Szenen, in denen Gewalt und Zwang eine Rolle spielen.

Ein anderer Ausweg für Männer ist das Verbrechen. Überall auf der Welt gibt es mehr männliche als weibliche Kriminelle. So begingen Männer etwa in Großbritannien in den neunziger Jahren 84 Prozent aller angezeigten Verbrechen, 92 Prozent der Gewaltdelikte und 97 Prozent aller Einbrüche. Mit fünf- undzwanzig Jahren ist ein Viertel aller Männer schon wegen irgendeines Vergehens verurteilt worden; die Frage ist natürlich, woran das liegt. Einen Teil der Antwort mögen die Biologie und die männlichen Hormone liefern. Doch die meisten Soziologen stimmen darin überein, daß die kriminellen Neigungen junger Männer ihre größeren Schwierigkeiten widerspiegeln, ihren Platz in der Welt zu finden. Vielleicht ist auch die härtere Behandlung der Männer durch die Gesellschaft ein Grund, sei es mit Hilfe der Gesetze, sei es durch andere, weni-

ger formelle, aber deshalb nicht weniger mächtige Mechanismen, die im nächsten Abschnitt näher erläutert werden.

Die Probleme der Männer hängen vielleicht damit zusammen, daß das moderne Stadtleben ihnen nicht erlaubt, ihren wichtigsten Vorteil auszuspielen: ihre körperliche Stärke und Tapferkeit. Dies sind Eigenschaften, mit denen in einfacheren Gesellschaften und sogar unter Schimpansen die männlichen Wesen ihren Erwachsenenstatus beweisen. Mit schweren, wenn nicht unmöglichen Zielen vor sich, behindert in den Mitteln, mit denen sie sie vielleicht erreichen könnten, und gebrandmarkt als Schwächlinge und Verlierer, wenn sie keinen Erfolg haben, ist es durchaus verständlich, daß einige von ihnen illegale Wege zum Ziel suchen. Unter sonst gleichen Voraussetzungen ist dies um so häufiger der Fall, je niedriger der soziale Status des Betreffenden ist. So wäre es etwa für schwarze Amerikanerinnen der Unterschicht völlig unvernünftig, wenn sie nicht erwarten würden, daß ihre »Niggahs« sie in protzigen Autos ausfahren und sie aushallen. Umgekehrt ist angeblich die Notwendigkeit, Geld zu beschaffen, um es mit Frauen auszugeben, ein wichtiger Antrieb des Drogenhandels.

Eine besondere Verbrechenskategorie, die in diesem Zusammenhang diskutiert werden muß, ist die Vergewaltigung. Bei Menschen, die einander kennen — dem sogenannten *date rape* —, könnte die Bezeichnung Vergewaltigung von einem Mißverständnis herrühren. Selbst die entschiedensten Kämpferinnen gegen die Vergewaltigung räumen ein, daß fünfzig Prozent der Frauen, um die es geht, von Menschen angegriffen werden, die sie kennen; einige Studien setzen diese Zahl noch viel höher an. Ein Mann hat vielleicht seiner Ansicht nach ein verständlichen Sex mit einer Frau, trennt sich von ihr in gegenseitiger Freundschaft und sieht sich doch am nächsten Tag oder Jahre später mit einer Anklage wegen Vergewaltigung konfrontiert. Kein Wunder, daß nach Auskunft von Polizeibeamten mit Erfahrung in diesen Dingen praktisch alle, die aufgrund dieses Verbrechens verhaftet werden, offenbar sehr überrascht sind, wenn sie von den Beschuldigungen gegen sie hören. In einer israelischen Untersuchung stellte sich heraus, daß vier von fünf Fällen, in denen der Vergewaltiger zur Rechenschaft gezogen

wurde — was bedeutet, daß er der Frau bekannt war —, sich als Falschanschuldigungen herausstellten. In wieder anderen Fällen ist eine Anklage wegen Vergewaltigung einfach darauf zurückzuführen, daß die Frau um Sex gebeten hat und zurückgewiesen worden ist. Denken Sie an Josef und das Weib des Potifar. Immerhin sind falsche Anschuldigungen »eine uralte weibliche Strategie«.

Auch unter Berücksichtigung all dieser Wahrscheinlichkeiten gibt es unzweifelhaft einige Fälle, in denen eine Vergewaltigung auch eine Vergewaltigung ist. Amerikanische wie britische Studien behaupten, daß die weitaus überwiegende Mehrheit der Vergewaltigter alleinstehende, arbeitslose Männer der Arbeiterschicht ohne Ausbildung sind. Wenn dies stimmt, dann könnte Vergewaltigung durchaus eine Methode von erfolglosen Männern sein, Zugang zu Frauen zu gewinnen, die sie verachten und nicht mit ihnen schlafen wollen. In anderen Fällen, besonders wenn Gewalt und sadistische Handlungen im Spiel sind, könnte Vergewaltigung eine Methode von Männern sein, sich an einer Frau stellvertretend für alle zu rächen. Wie auch immer, Vergewaltigung, wenn sie wirklich gegen den Willen der Frau stattfindet, verweist oft auf die Unfähigkeit des Vergewaltigers, Liebe zu finden, auf seine Unsicherheit, seine Unzufriedenheit, seine Machtlosigkeit.

Die letzte Möglichkeit, die Männer haben, ist die Selbstaufgabe. Erst seit dem 19. Jahrhundert gibt es Statistiken darüber, daß Männer häufiger Selbstmord begehen als Frauen, und man begann über die Gründe zu spekulieren. Andere Männer mögen dahinsiechen, wie es vielleicht am besten Herman Melville in seiner Kurzgeschichte »Bartleby der Schreiber« erzählt. Bartleby, ein Anwaltsschreiber an der Wall Street, weigert sich zu arbeiten oder für sich selbst zu sorgen. Er vernachlässigt sich immer mehr, sehr zum Entsetzen seines Arbeitgebers, der als Erzähler fungiert und der selbst beim Erzählen immer schwerer wird, bis er keinen Ausweg mehr sieht und in völlige Verzweiflung versinkt. Bartleby widersetzt sich allen flehentlichen Bitten seines Chefs, sich endlich zusammenzureißen, und landet schließlich an einem mysteriösen Ort namens »Die Gräber«, wo er nichts mehr zu sich nimmt und schließlich ver-

hungert. Die Geschichte wird vielen Männern vertraut vorkommen. Ihr Lebensschicksal ist endlose schwere Arbeit, deren Früchte größtenteils von anderen konsumiert werden; je mehr sie nach Hause bringen, desto größer werden die Forderungen. Wenn sie versagen, können sie davon ausgehen, daß sie alles verlieren, wofür sie gearbeitet haben, einschließlich vielleicht jener, für die sie gearbeitet haben. Schlimmer noch: Das wirklich Erschreckende an dieser Geschichte ist, daß Bartlebys Verhalten und Schicksal manchmal auch die aktivsten und erfolgreichsten Männer treffen kann.

Der einzige Weg, auf dem Männer den Belastungen, die auf ihnen ruhen, entrinnen können, ist letztendlich das Alter. In Platons *Staat* eröffnet ein alter Mann, Kephalos, die Diskussion. Auf eine Frage hin erklärt er, wie froh er sei, der »rasenden, wilden« Herrschaft des Geschlechts entkommen zu sein; endlich kann er ein ruhiges Leben führen und den Göttern opfern. Auch in der chinesischen Kunst gibt es das bekannte Motiv des kahlköpfigen, dicken, lächelnden alten Mannes, der bequem in der Lotusposition sitzt. Nachdem er den Sex hinter sich gelassen hat, muß er sich jetzt um nichts Sorgen machen, sondern nur noch soviel wie möglich essen. In den besten Beispielen des Genres scheint dieser Mann geradezu in der Luft zu schweben. Aber man muß im Auge behalten, daß ein so bequemes Alter an sich schon auf der Fähigkeit beruht, die Last zu schultern und den Konkurrenzkampf zu überleben. Unter den Affen wie unter den Menschen ist der Weg zur Seelenruhe mit männlichen Leichen gepflastert.

Zusammenfassend kann man sagen, daß die Mathematik der Fortpflanzung die Frauen zu einem wählerischen Geschlecht gemacht hat. In den Männern hat dieselbe Mathematik dagegen ein verzweifertes Bedürfnis nach Frauen geweckt und die Mitglieder des einen Geschlechts dazu verdammt, um die Angehörigen des anderen zu konkurrieren. Dies bezeichnet eine Konkurrenzsituation, die in Hunderttausenden von Jahren der Evolution fest in die Gene einprogrammiert worden ist. Dieser Wettbewerb ist schon in monogamen Gesellschaften intensiv genug. Noch gnadenloser aber ist er in polygamen Kulturen — die historisch die Mehrheit bilden —, in denen viele

Männer erst spät oder überhaupt nicht heiraten können. Der Konkurrenzkampf beginnt bald nach der Pubertät und zieht sich im Grunde fast durch das ganze Erwachsenenleben hindurch. Er kann die Form eines echten Kampfes annehmen oder durch Arbeit oder Bezahlung ausgetragen werden. In fast allen Fällen aber wird er die Last des wirtschaftlichen Unterhalts mit einschließen. Egal, ob man die Risiken oder die Ressourcen, den Reichtum oder die Gesundheit betrachtet - der Preis, den Männer in diesem Wettbewerb zahlen, ist unglaublich hoch. Kein Wunder, daß sie in manchen Fällen entweder zu unkonventionellen Mitteln greifen oder sich einfach verweigern.

### **Als Mann heranwachsen**

In jeder Hinsicht, mit Ausnahme von Schwangerschaft, Geburt und Stillzeit, müssen Männer mit den größeren Belastungen fertig werden. Als Jugendliche werden sie mehr oder weniger gewaltsam von ihren Müttern getrennt, damit sie in die Rolle des erwachsenen Mannes hineinwachsen — die Vertreibung aus dem mütterlichen Paradies, wie ein Psychiater es ausdrückt. Dann sind sie dazu verurteilt, mit anderen Männern um die Gunst der Frauen zu wetteifern; sei es durch erhöhte Risikobereitschaft und Leistung oder, was letztlich aufs Gleiche hinausläuft, indem sie sie versorgen. Selbst wenn sie dies alles geschafft haben, bleiben sie in einem gewissen Sinne noch immer das überflüssige Geschlecht. Sie müssen sich und anderen ihre Männlichkeit das ganze Leben hindurch immer wieder bestätigen — zumindest so lange, bis das Alter sie irrelevant werden läßt. In Anbetracht all dessen: Wie behandelt die Gesellschaft die Männer? Hilft sie ihnen und bahnt ihnen den Weg? Oder häuft sie im Gegenteil noch mehr Hindernisse vor ihnen auf?

Da ist zunächst einmal der grausame Bruch mit der Mutter. Hören wir Simone de Beauvoir: Das Kind, so sagt sie, kann »eine zweite, weniger brutale, langsamere Entwöhnung als die erste« erwarten. »Vor allem aber werden dem Jungen nach und nach Küsse und Liebkosungen verweigert. Das kleine Mäd-

chen streichelt man weiter, es darf weiterhin am Schürzenzipfel der Mutter hängen, der Vater nimmt es auf seine Knie und streicht ihm übers Haar; man zieht ihm duftige Kleidchen an, sieht ihm seine Tränen und Launen nach, macht ihm sorgfältig das Haar, amüsiert sich über sein Mienenspiel und seine Koketterien. Körperliche Berührungen und beifällige Blicke schützen es gegen die Angst vor dem Alleinsein. Dem kleinen Jungen dagegen wird nunmehr sogar das Kokettieren verboten. Seine Bestrickungsmanöver, seine Komödien erregen Ärger. »Ein Junge will nicht geküßt sein ... Ein Junge sieht nicht in den Spiegel ... Ein Junge weint nicht!« heißt es dann. Er soll ein »kleiner Mann« sein. Indem er sich von den Erwachsenen frei macht, findet er nun ihren Beifall. Er gefällt, wenn er nicht zu gefallen sucht.« Simone de Beauvoir fährt fort: »Erschreckt über die harte Unabhängigkeit, zu der sie verurteilt werden, möchten dann viele Jungen lieber Mädchen sein. Als sie zunächst noch wie Mädchen gekleidet waren, vertauschten sie oft unter Tränen den Rock mit der Hose, sahen sie ihre Locken fallen.« Kein Wunder, daß manche von ihnen leidenschaftlich gern ein Mädchen sein wollten, und dabei so weit gingen, daß sie »im Sitzen pissen« wollten.

Der Prozeß der Geschlechterdifferenzierung beginnt noch vor der Geburt: Mütter, die wissen, daß sie mit Jungen schwanger sind, sprechen eher von »kräftigen« Bewegungen des Fötus als diejenigen, die Mädchen austragen. Die größere Vitalität, die Jungen zugeschrieben wird, erklärt vielleicht auch, warum sie als Kleinkinder häufiger zurückgehalten, verachtet, bedroht und herumkommandiert werden. In einer späteren Phase drängen Eltern ihre Söhne mit größerer Wahrscheinlichkeit dazu, ihre Umgebung aktiv zu erkunden und dabei gewisse Risiken auf sich zu nehmen. Die männlichen Jungen vieler anderer Spezies, auch von Primaten, sehen sich ähnlichem Druck ausgesetzt; vielleicht ist die Strategie, Männchen mit höheren Forderungen zu begegnen, in unsere Gene eingebaut.

Während Jungen zur Aktivität gedrängt werden, schützt man Mädchen eher vor Gefahren jeder Art, sei es das Auf-Bäume-Steigen, das Schaukeln, das Fahrradfahren oder das Abends-

allein-Ausgehen. Sie genießen außerdem oft bessere Lebensbedingungen. In Großbritannien leiden Jungen jeder Schicht mit größerer Wahrscheinlichkeit an Platzmangel, Fehlen von Annehmlichkeiten und schlechter psychologischer Unterstützung als Mädchen. Kein Wunder, daß in allen Schichten mehr Jungen als Mädchen von »einschränkendem dauerhaften Unwohlsein« berichten. Jungen bemerken auch sehr schnell, daß Eltern ihnen das Leben schwerer machen, und verstehen die Absicht hinter diesem Verhalten. Wenn sie vier Jahre alt sind, drücken sie schon den Wunsch aus, »hart« zu sein. Mehr noch: Kinder beiderlei Geschlechts lernen schnell, das Verhalten der Eltern ihnen gegenüber nachzuahmen. Daher übertragen sie später höchstwahrscheinlich das gleiche Muster auf ihre eigenen Kinder.

Wenn Jungen als »schwierig« wahrgenommen werden — was oft synonym zu »vital« gebraucht wird —, dann wachsen die Unterschiede im Umgang noch. Das gleiche Verhalten, das Erwachsene dazu bringen kann, ein weibliches Kleinkind zu unterstützen und zu streicheln, führt unter Umständen bei einem männlichen zu Schelte und Disziplinierungsmaßnahmen. Andersherum wird ein Scheitern bei Mädchen leichter hingenommen, während es bei Jungen verspottet, bekämpft und bestraft wird. Aggressives Verhalten ahnden Lehrer bei Jungen viermal so häufig wie bei Mädchen; in den Worten eines Psychologen ist für sie »der Kreislauf aus schwierigem kindlichen Verhalten . . . und direkter Reaktion stärker ausgeprägt«. All dies sind nur Euphemismen dafür, daß quasi vom Augenblick der Geburt bis wenigstens zum Ende der Adoleszenz bei männlichen Wesen die Wahrscheinlichkeit, gedrängt und geschubst zu werden, proportional wesentlich größer ist als die einer Umarmung.

Sollte sich dieser Schubs aus irgendeinem Grund als kontraproduktiv erweisen, so gibt es heutzutage bewußtseinsverändernde Medikamente wie Ritalin, um die daraus entstehende Störung zu behandeln. 1995 erhielten allein in den Vereinigten Staaten zweieinhalb Millionen Kinder dieses Medikament, oft auf der Basis einer vagen oder sogar falschen Diagnose; und die Zahlen stiegen noch weiter. Heute führt man eine ganze

Reihe von langfristigen Nebenwirkungen auf Ritalin zurück. Das geht von unterbrochenem Wachstum bis zu zurückgehender Kreativität und von einem Absinken des Selbstwertgefühls bis hin zur Abhängigkeit (Ritalin, ein Amphetamin, ist »stärker als Marihuana«); kein Wunder, daß fast die Hälfte der Kinder, die man gedrängt hat, es zu nehmen, es »haßte«. Vielleicht am interessantesten ist, daß zwar eines von drei Kindern, die am Aufmerksamkeitsdefizit-/Hyperaktivitätssyndrom (ADHS) leiden, aber nur einer von fünf Ritalin-Patienten ein Mädchen ist. Solange fast nur die Jungen gedopt werden, kümmert sich niemand darum.

In vielen Gesellschaften werden die Jungen durch einen Initiationsritus von ihren Müttern getrennt. Wie die Stammesangehörigen selbst es ausdrücken, besteht das Ziel darin, ihre »weibliche Substanz« auszutreiben. Dementsprechend interessiert die genaue Natur dieser Riten auch nicht sonderlich, solange keine Frauen mit einbezogen sind. Der erste Schritt in diesem Prozeß besteht vielleicht darin, die Novizen aus der Hütte ihrer Mutter herauszuholen und ihnen zu verbieten, sie je wieder zu betreten. Dann werden sie zu einem heiligen, verborgenen Platz außerhalb des Dorfes gebracht oder aber in ein Haus eingeschlossen, das keine Frau betritt. Dort werden sie mit männlichen »Geheimnissen« vertraut gemacht, die sie danach auch den Frauen, die ihnen am nächsten stehen, nicht verraten dürfen; in manchen Fällen wird ihnen sogar die Stirn bemalt oder tätowiert, damit diese Geheimnisse nicht entfliehen. Nach diesen Riten bekommen die Jugendlichen besondere Kleidung, Schmuck und Gerätschaften, die von da an ihren Status als Mann kennzeichnen.

Ein zweiter und eng verbundener Aspekt der Initiation ist die Mutprobe, bevor man den Jungen den vollen Status als Mann zubilligt. In zahllosen Gesellschaften rund um den Erdball müssen sie die Demütigung ertragen, daß ihr Haar (auch ihr Schamhaar) abrasiert wird. Sie werden vielleicht dazu gebracht, lächerliche Posen einzunehmen, sich selbst verspottende Formeln zu rezitieren oder sich nackt vor den Ältesten auszuziehen. Bei anderen Prüfungen muß man Hunger, Durst, Kälte und Schlafentzug überstehen oder dem eigenen Körper

unter »schrecklichen« Schmerzen Schnitte zufügen, sich verstümmeln oder tätowieren lassen.

Im alten Sparta umkreisten die Jungen einen Altar und wurden geschlagen, bis sie zu Boden sanken; Aldous Huxley beschreibt in *Schöne neue Welt* eine ähnliche Zeremonie, auf der Grundlage dessen, was er bei den Navaho in New Mexico beobachtet hatte. In Papua-Neuguinea war es bei einigen Stämmen üblich, daß die Männer einen Turm bestiegen. Mit einem Seil um die Füße wurden sie kopfüber hinuntergestürzt. Dies soll der Ursprung des Bungee-Jumping sein — außer daß es anders als das Bungee-Jumping nicht unbedingt ungefährlich war.

In vielen Gegenden überall auf der Welt steht die Beschneidung oder eine andere Form der Genitalverstümmelung im Mittelpunkt der männlichen Initiation. Außer bei den Juden wird die Zeremonie üblicherweise im Alter zwischen sechs und zwölf Jahren vorgenommen. Die Operation ist äußerst schmerzhaft — und das ist Absicht, weil der Sinn des Ganzen nur darin liegt, zu beweisen, daß der Junge es ohne mit der Wimper zu zucken ertragen kann. Wenn er das nicht schafft, entehrt er sich selbst und seine Familie. Frauen eines Stammes in Nordwestaustralien erklärten einem Ethnologen, sie würden sich weigern, einen Mann zu heiraten, der sich diesem Ritual nicht unterzogen hat. Im 19. Jahrhundert behauptete ein Arabien-Reisender, er sei Zeuge einer Zeremonie gewesen, bei der einem Jugendlichen im Beisein seiner Braut die Haut vom Penis abgezogen wurde. In der Hocke eine Trommel schlagend, hatte sie das Recht, ihn abzulehnen, wenn er sich auch nur rührte oder stöhnte.

Einige Gesellschaften praktizieren auch die weibliche Initiation, aber die ist meist eine vergleichsweise harmlose Angelegenheit. Es gibt wenig Demütigung — ein Mädchen wird höchstens aufgefordert, sich in Anwesenheit anderer Frauen auszuziehen — und keine Schmerzen. Üblicherweise wird die Initiantin, die das erste Mal menstruiert hat, für ein paar Tage isoliert. Wenn sie wiederauftaucht, wird sie gewaschen, gesalbt und mit weiblichem Schmuck und Kleidungsstücken beschenkt, die von da an ihren Status als heiratsfähige Frau markieren;

dann folgen Fest und Tanz. Feministische Anthropologinnen entdeckten die weibliche Initiation erst Jahrzehnte, nachdem Arnold van Gennep und andere die Bedeutung des männlichen Gegenstücks herausgearbeitet hatten. Zu jener Zeit wurden viele Zeremonien schon nicht mehr praktiziert, während andere durch den Kontakt mit Außenstehenden aufgeweicht waren. Deshalb sind Schilderungen aus erster Hand schwer zu finden. Aus den wenigen verfügbaren kann man ableiten, daß ihr Hauptzweck dann besteht, den Frauen, die diese Initiation begleiten, den Konsum von unglaublichen Mengen von Bier zu ermöglichen.

Manche Gesellschaften markieren die weiblichen Genitalien auf verschiedene Art, aber auch hier gibt es einen wesentlichen Unterschied. Welchem Zweck die weibliche Beschneidung auch dient, sie ist nicht als Charaktertest oder Mutprobe gedacht, denn die Mädchen, die sich dieser Operation unterziehen, dürfen so laut schreien, wie sie wollen, man erwartet es sogar von ihnen. Entgegen der landläufigen Meinung verlieren sie nicht notwendigerweise ihre Fähigkeit zum Orgasmus. Diesen Verlust erleiden offenbar nur Frauen, an denen die radikalste Form der Operation vollzogen wird, von der etwa Waris Diris in ihrem Buch berichtet. Nach den Worten der Sex-Gurus Masters und Johnson »soll die Masturbation nach der Klitorektomie ein ebenso wirkungsvolles Mittel sexueller Stimulation sein wie vor dem Eingriff«. Da fehlende sexuelle Erregung durch einen Hautlappen über der Klitoris verursacht werden kann, ist die Operation in ihren schwächeren Formen sogar dazu geeignet, einigen Frauen größere sexuelle Lust zu schenken. Viel hängt von der Art der Durchführung wie auch von den psychologischen Umständen ab. Eine Mutter, die aus Liebe zu ihrer Tochter die weise Frau des Dorfes bittet, an ihrer Tochter das zu tun, was auch an ihr getan worden ist, richtet vielleicht weniger Schaden an als eine andere, die ständig vor Männern warnt.

Ob eine Gesellschaft die männliche Initiation praktiziert oder nicht, hängt auch von ihrem Aufbau ab. Je egalitärer die Gesellschaft ist und je wichtiger das Alter als ein fundamentales Kriterium der Differenzierung von Menschen ist, desto wahr-

scheinlicher werden sich alle Jungen dieser Prüfung unterziehen müssen. Dies erklärt die Vorherrschaft in den einfachsten Stammesgemeinschaften wie auch in den Bürgerschaften des klassischen Athen und Sparta. In anderen, stärker hierarchisch aufgebauten Gesellschaften waren es nur die Jungen der Oberschicht, von denen man erwartete, daß sie sich zu vollwertigen Männern entwickelten, und die dementsprechend die formellen Initiationsriten durchlaufen mußten. Der erste Schritt war die Trennung des Jungen von seiner Familie und insbesondere vom »verderblichen« Einfluß seiner Mutter. Sie wurde üblicherweise im Alter zwischen sechs und neun Jahren vollzogen. Dann wurde er vielleicht im Haushalt des Herrn seines Vaters aufgezogen, wie in vielen hierarchischen und feudalen Gesellschaften im mittelalterlichen Europa und in Japan.

In zeitlich wie räumlich so weit auseinanderliegenden Regionen wie dem kaiserzeitlichen China, dem Ägypten des Mittleren Reiches und dem christlichen Europa vom frühen Mittelalter an fanden sich Jungen der oberen Schichten in besonderen Institutionen wieder. Diese Institutionen waren meist Militäarakademien oder Klöster oder eine Mischung aus beidem. Manchmal wurde diese Verbindung noch betont, indem die zukünftigen Krieger ebenfalls eine Tonsur bekamen und keusch leben mußten. Moderne Schulen dieses Typs ähneln Gefängnissen oder Konzentrationslagern, komplett mit Gittern vor den Fenstern, Appellplätzen, Mauern und befestigten Türmen. Eines ihrer ersten Ziele hat immer darin bestanden, ihre Insassen von der Außenwelt zu isolieren. Dies taten sie durch eine besondere Bekleidung, durch besondere Regeln, durch besondere Traditionen und Gebräuche und durch besondere, oft besonders harte Disziplin.

Schon allein der Eintritt in solche Institutionen war wohl meist eine demütigende Erfahrung: Der Schädel wurde rasiert, man bekam seltsame, unbequeme Kleidung usw. Alternativ wurden die Kandidaten einer Kraft- oder Härteprüfung oder beidem unterzogen. Die Erziehung spartanischer Jungen hat Plutarch ausführlich beschrieben. Im 20. Jahrhundert ließen Eliteschulen der Nationalsozialisten Zwölfjährige zu, wenn sie aus zehn Metern Höhe in ein Becken sprangen oder unter dem

Eis zehn Meter weit von einem Loch bis zum anderen tauchten. In der Citadel, South Carolina, werden Neuzugänge gezwungen, sich nackt auszuziehen und sich dann mit ihren Fingerspitzen an einen Balken zu hängen — mit einem Bajonett zwischen den Beinen. Ein ähnlicher Brauch herrschte auch am Virginia Military Institute, dessen berühmtester Absolvent, General George G. Marshall, sich dabei verletzte. Niemals in der Geschichte ist Mädchen ähnliches zugemutet worden.

Unabhängig davon, ob die Jungen einer militärischen oder einer religiösen Berufung folgen, schließen sich diesen Prüfungen Jahre der Ausbildung an. Zu den körperlichen Aspekten dieser Ausbildung gehören oft auch Schlafentzug, Fasten, körperliche Bestrafungen und das härteste Training. Dazu kommen aber auch mentale Übungen wie Meditation, Fremdsprachen, das Auswendiglernen schwieriger oder unverständlicher Texte und das wiederholte Beichten der intimsten Gedanken; all dies ohne jede Privatsphäre, unter ständiger Überwachung und ebensolchen Schikanen. Diese körperlichen wie spirituellen Entbehrungen können durchaus schließlich zu religiöser Erleuchtung und Offenbarung führen. Viele dieser Übungen dienen jedoch keinem anderen Zweck als der schlichten und einfachen Abhärtung, die den »Charakter bilden« — an sich schon meist ein Euphemismus für Mißbrauch — und die Eleven aneinander und an die Institution binden soll. Diejenigen, die das ganze Programm durchgestanden haben, werden das wohl kaum je vergessen und auch nicht zulassen, daß andere es tun.

Andere Jungen mußten oft ebenfalls eine Art Schule durchlaufen. Heute, da die meisten modernen Länder koedukative Bildungsinstitutionen haben, mögen Schulen vielleicht nicht mehr besonders bedrohlich wirken. Historisch aber sah das oft ganz anders aus. Sowohl in Griechenland wie auch in Rom machten die »Führer der Jugend«, die entweder Sklaven oder Freigelassene waren, freigebig Gebrauch vom Rohrstock, um ihr Wissen in die Köpfe der ihnen Anvertrauten einzubleuen. In der antiken Kunst wurde der Stock zum Kennzeichen des Schulmeisters. Übertreibend, wie es seine Art ist, vergleicht Martial den Lärm der Schläge mit dem »Hall des Erzes vom geschlagenen Amboß« wie auch mit dem Geschrei der Menge im

Amphitheater. Im mittelalterlichen England wurden die Schuljungen, »ungebrochene junge Fohlen«, regelmäßig geschlagen. Nachdem er diese Art der Disziplinierung am eigenen Leibe erfahren hatte, schrieb Erasmus von Rotterdam ein ganzes Buch über die Notwendigkeit, sie abzuschaffen.

Schläge gab es oft auch im jüdischen cheder oder »Zimmer«, einem Ort, an dem der Rabbi das Sprichwort »schone den Stock und verzeih deinem Sohn« zu umgehen suchte; nicht *Kind*, wie man üblicherweise übersetzt, denn Mädchen besuchten den *cheder* gar nicht. Egal, um was für eine Schule es ging, Jungen mußten oft Hunger leiden, sie wurden erniedrigt und geschlagen. Zudem wurden sie manchmal mit, manchmal ohne Erlaubnis der Leiter noch von den Älteren tyrannisiert; in Israel zum Beispiel trat das Gesetz, das die körperliche Bestrafung von Schülern verbietet, erst im Dezember 2000 in Kraft. Manchmal wurden die Jungen damit fürs Leben gezeichnet. Seit langem schon gibt es ganze Heerscharen von Prostituierten, die ihren Lebensunterhalt damit verdienen, Männer einzukerkern, zu fesseln, zu schlagen (»über das Knie des Schulmeisters zu legen«), zu demütigen und weitere, noch erfinderischere Folterformen in Szene zu setzen. Was beweist, daß diese Männer, die eine solche Behandlung in ihrer Jugend erfahren haben, später nicht mehr ohne sie auskommen können.

Teils, weil sie als weniger schwierig und anpassungsfähiger galten, teils, weil es, wie etwa die deutschen Erziehungshandbücher des 18. Jahrhunderts es nahelegten, einfach nicht nett war, sie zu schlagen, waren Mädchen aller Schichten weitaus seltener körperlichen Strafen ausgesetzt. Nicht umsonst ist die weiche, makellose Haut von Mädchen besonders der Oberschicht sprichwörtlich geworden. Sie lernten ihre ersten Lektionen, und nicht selten all ihre Lektionen, bei ihrer Mutter oder anderen weiblichen Angehörigen des Haushalts. In Rom wurden adlige Mädchen manchmal wie die Jungen einem Lehrer anvertraut, man weiß allerdings kaum Einzelheiten darüber. In Europa bekamen seit der frühen Neuzeit und manchmal bis ins 20. Jahrhundert hinein Töchter der wirklich Wohlhabenden Privatstunden zu Hause. Oft waren sie ebenso gut ausgebildet wie ihre Brüder. Königin Elisabeth von England war

nicht die einzige Frau, die sich in sechs Sprachen unterhalten konnte, und Katharina die Große von Rußland war nicht die einzige, die mit Voltaire korrespondierte.

Ein weiterer Ausbildungstyp für die männliche Jugend war die Lehrzeit. In allen europäischen Ländern ist die Figur des wandernden Handwerksgesellen seit dem Mittelalter wohlbekannt, doch nie hat jemand von einer Gesellin auf der Walz gehört. Selbst wenn Frauen ihr Heim verließen, blieben sie meist in der Nähe, um nicht den Kontakt zu ihrer Familie zu verlieren. So waren es meist Frauen, die im 17. Jahrhundert aus dem Umkreis von 15 Kilometern und weniger in die deutsche Stadt Weißenburg zogen. Andersherum kamen meist Männer aus mehr als 70 Kilometer Entfernung in die Stadt. Ein Jahrhundert später galt dasselbe für Koblenz. Als Lehrbuben kamen die Jungen, vielleicht gegen ihren Willen, in einen fremden Haushalt und verbrachten oft viele Jahre mit den niedrigsten Arbeiten, ganz ohne oder gegen nur geringe Entlohnung. Egal, wie das Arrangement genau aussah, es gab jedenfalls vielfach Anlaß zu Unzufriedenheit, bis zu dem Punkt, daß Lehrlinge angeblich Anfang des 19. Jahrhunderts den Begriff »heimwehkrank« prägten.

Auch Mädchen traten vielleicht eine Lehre an, aber es scheint, daß schon im Mittelalter die Mehrzahl von ihnen das Privileg genoß, zu Hause bleiben zu dürfen. Überall in Europa finden sich immer weniger weibliche Lehrlinge. In Genf waren es Anfang des 18. Jahrhunderts immerhin noch 19 Prozent; in England in der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts nur noch 2 bis 9 Prozent aller Lehrlinge. Es gab zwar Ausnahmen, aber im allgemeinen hatten Mädchen auch den Vorteil, kürzere Lehrverträge abschließen zu dürfen. Vielleicht als eine Reaktion auf die fehlende Notwendigkeit, sich selbst den Lebensunterhalt verdienen zu müssen, lebten in Amerika proportional bis vor kurzem noch doppelt so viele Mädchen (45 Prozent) wie Jungen bis zur Heirat in ihrem Elternhaus.

Wie Jungen wurden auch einige Mädchen außerhalb des Elternhauses in Konventen und ähnlichem erzogen. Wie Jungen konnten auch einige Mädchen eine gewisse formelle Schulbildung erlangen, ohne das Haus zu verlassen. Maimonides be-

richtet im 13. Jahrhundert von Klassenräumen voller Mädchen und erwähnt auch Frauen, die die Bibel lehrten. Der arabische Reisende Ibn Battuta bemerkte bei seinem Besuch der indischen Stadt Hinawr in den ersten Jahren des folgenden Jahrhunderts, daß es dort dreiundzwanzig Schulen für Jungen und dreizehn für Mädchen gab; alle Frauen, so sagt er, kannten den Koran auswendig. In Deutschland entwickelten sich seit der Reformation nach Luthers Forderung, »Unterricht in Deutsch oder Latein zu geben«, Jungen- und Mädchenschulen parallel. Es hieß, daß kein Mann »durch die Unwissenheit seiner Frau gehemmt« werden solle. Jedes Mal, wenn eine Stadt oder Gemeinde eine Institution für Jungen gründete, war es nur eine Frage der Zeit, bis auch eine gleichwertige für die Mädchen entstand, die diese Jungen heiraten sollten.

Angefangen bei Erasmus beschäftigte sich eine riesige Literatur mit dem Thema. Die vielleicht berühmtesten Werke sind zwei Romane von Rousseau, *Émile* und *La nonvelle Héloïse*. Rousseaus Ideal war eine egalitäre Gemeinschaft von Krieger-Bauern; daher empfahl er, Mädchen weniger intellektuelle Fähigkeiten beizubringen als vielmehr die Liebe zu ihren Ehemännern und die Kunst eines guten Familienlebens. Andere Arbeiten konzentrierten sich auf die Frage, ob die Ausbildung von Mädchen der von Jungen gleichen oder anders aussehen sollte. Es kann nicht überraschen, daß die meisten schließlich mit Kompromißvorschlägen aufwarteten. Anfang des 19. Jahrhunderts sagte ein Fachmann: »Die Zahl und Vielfalt von Bildungsmöglichkeiten, die Mädchen innerhalb und außerhalb ihres elterlichen oder anderer Haushalte offenstehen, übersteigt jede Vorstellung.«

Aufgrund der Entscheidung der Eltern - nicht nur der Väter — durften weniger Mädchen als Jungen Schulen besuchen. Aufgrund der Erfordernisse der Gesellschaft war kaum eine Lehranstalt mit Ausnahme der Kadettenschulen ihnen verschlossen. Die meisten dieser Schulen entstanden in den vierziger Jahren des 18. Jahrhunderts. Sie nahmen Jungen ab dem Alter von 12 Jahren auf und waren berüchtigt für ihren spartanischen Charakter und ihre gnadenlose Disziplin. Mädchen waren dort ausgeschlossen, um diese gnadenlose Disziplin und

den spartanischen Charakter aufrechtzuerhalten. Heute, da auch Militäarakademien Frauen ausbilden, ist ihre frühere Härte weitgehend verschwunden; und Autorinnen, die nicht das geringste vom Krieg verstehen, erklären uns, daß bei der Ausbildung dafür spartanische Methoden »willkürlich und unnötig« seien.

Die meisten Mädchenschulen entwickelten sich nach dem Muster der Jungenschulen. Bis weit ins 19. Jahrhundert hinein war das wichtigste Fach für beide Geschlechter die Religion. Danach kamen die Grundfähigkeiten Lesen, Schreiben und Rechnen. Mädchen der Mittelschicht sollten ihre künftigen Ehemänner bei der Buchhaltung und ähnlichen Dingen unterstützen. Daher war ein Großteil der Ausbildung für beide Geschlechter gleich. Der Unterschied bestand darin, daß sowohl die Zulassungsstandards für Mädchen wie auch die Curricula für sie meist weniger anspruchsvoll waren. Auf den untersten Ebenen brachte man ihnen vielleicht das Lesen, aber nicht das Schreiben bei. Statt dessen lernten sie nähen; da Historiker die Zahl der Lese- und Schreibkundigen meist danach bestimmen, wer seinen Namen schreiben konnte, haben sie die Bildungsunterschiede zwischen den Geschlechtern vielleicht übertrieben. Auf einer höheren Ebene brauchten Mädchen kein Latein oder Griechisch, keine Mathematik oder Naturwissenschaften zu lernen. Dies heißt nicht notwendigerweise, daß ihnen diese Dinge nicht zugänglich waren. Eltern, die wollten, daß ihre Töchter sich damit beschäftigten, fanden leicht entsprechende Schulen.

Allen Mädchenschulen gemeinsam war eine entspannte Atmosphäre — in den Worten von Mary Wollstonecraft wurden die Schülerinnen »gerade [hier] verzogen«. Jungen wurden, nicht selten mit barbarischer Grausamkeit, zu Höchstleistungen angespornt. Bei Mädchen war es genau andersherum: Je schwieriger ein Fach war, desto wahrscheinlicher wurde es auf freiwilliger Basis und weniger intensiv unterrichtet; dies galt für die Vereinigten Staaten ebenso wie etwa für das vorrevolutionäre Rußland. Auch die Versetzung war anders geregelt. Eine Klassenstufe zu wiederholen war für Jungen immer eine Standardprozedur gewesen, bei Mädchen kam es vor der Ko-

edukation dagegen kaum einmal vor. Wenn man noch dazu nimmt, daß ein Lehrer, der »das Fleisch des Mädchens unter dem Stock oder der Rute zittern ließ, . . . Gefahr [lief], unziemlicher Strenge beschuldigt zu werden«, dann versteht man, warum die Memoiren von Schülerinnen des 19. Jahrhunderts selten einen echten Haß auf die Schule erkennen lassen.

Der Unterschied läßt sich auch darauf zurückführen, daß die Mädchenschulen ihre Zöglinge nicht für die Universität vorzubereiten hatten. Es stimmt zwar, daß die Universitäten bis auf wenige Ausnahmen den Frauen verschlossen waren, aber man sollte diese Tatsache nicht zu hoch bewerten. Erstens hatte bis zur zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts auch die überwältigende Mehrheit der Männer nie eine Universität besucht. Zweitens, und noch wichtiger, waren Universitäten für diejenigen gedacht, die sich ihren Lebensunterhalt selbst verdienen mußten. Deshalb besuchten die Söhne der wirklich Reichen und Einflußreichen sie ebensowenig wie ihre Schwestern. Andersherum, und mit Ausnahme der *Grand Tour*, die Frauen aus verständlichen Gründen heraus nicht unternehmen konnten, war die Ausbildung jener Schwestern oft genauso gut — oder schlecht — wie die ihrer Brüder.

Die Tatsache, daß die Mädchen nicht unter dem gleichen Druck standen wie die Jungen, hatte durchaus auch Vorteile. Sowohl in Europa wie auch in den USA konnten manche Mädchenschulen neue, fortschrittliche Lehrmethoden ausprobieren. In England wurde ausdrücklich die Notwendigkeit, mit weniger strengen Ausbildungsformen zu experimentieren, als ein Grund für die Gründung der ersten Frauen-Colleges angeführt. Andere Pädagogen schlugen den umgekehrten Weg ein. Sie erklärten, daß Mädchen, die jemals ernsthaft mit Jungen konkurrieren wollten, zunächst auch die gleiche Disziplin aushalten mußten wie die letzteren. Selbst noch zu viel späterer Zeit, lange nachdem Mädchen angefangen hatten, sich mit »Jungenfächern« zu beschäftigen, konnten sie sich manchmal ihre Privilegien erhalten. So gab es zum Beispiel in Frankreich noch in den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts nach Geschlechtern getrennte Zulassungsverfahren der Universitäten, das heißt, männliche und weibliche Bewerber wurden ge-

trennt geprüft. Für jedes Geschlecht gab es einen numerus clausus, und da immer weitaus mehr Jungen Natur- und Ingenieurwissenschaften studieren wollten als Mädchen, war es für die letzteren viel leichter, in diesen Fakultäten zugelassen zu werden — wahrscheinlich das einzige Mal in der Geschichte, wo das Angebot sich nicht der Nachfrage anpaßte.

Im 19. Jahrhundert führten die Vereinigten Staaten als erstes Land die Koedukation ein. Andere Länder folgten und taten dies auch, als sie von 1850 an die allgemeine Schulpflicht einführten. Im Zuge dessen wurde der Lehrberuf eine Frauen-domäne. Im Jahr 1900 waren drei Viertel aller amerikanischen Lehrer an staatlichen Schulen Frauen; zwanzig Jahre später war die Zahl bis auf 90 Prozent gestiegen. Zum ersten Mal in der Geschichte wurden viele Jungen von Frauen unterrichtet; je integrierter die Schule war, desto wahrscheinlicher wurden sie wie Mädchen behandelt. Sei es wegen ihrer langsameren Entwicklung, sei es weil sie körperlich aktiver waren und es schwieriger fanden, endlose Stunden lang die Schulbank zu drücken, oder sei es, weil sie es als Demütigung begriffen, mit Mädchen in Konkurrenz zu treten, jedenfalls waren die Jungen im Nachteil. Spätestens seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde deutlich, daß die Mädchen die Jungen in der Grundschule übertrumpften. Seit damals ist ähnliches auch an den Oberschulen fast aller modernen Staaten zu beobachten gewesen, und wenn die Deutung, die auf diesen Seiten vorgetragen wird, korrekt ist, dann wird es auch, sofern noch nicht geschehen, bald auf der Stufe der Universitäten eintreten. Inzwischen ist die Bedeutung der Abschlüsse von unten herauf ausgehöhlt worden. Schon im 19. Jahrhundert bemerkten ausländische Besucher, daß amerikanische Schulen meist weniger abgestuft und weniger leistungsorientiert waren als europäische. Heute ist es schon beinahe ein Tabu, einen Schüler zu kritisieren oder sogar seine Arbeit mit einer Sechs zu bewerten; indem man Mädchen zugelassen hat, die im Durchschnitt weniger konkurrenzorientiert sind, haben sich die Schulen den Bedürfnissen der Mädchen angepaßt.

Doch früher oder später mußten beide Geschlechter die Treibhausatmosphäre der Schule zusammen mit der großen

Übermacht der weiblichen Lehrkräfte hinter sich lassen und getrennte Wege gehen. Wenn sie nicht aus reichen Familien stammten, und oft sogar dann, wurden die meisten Jungen gedrängt, einen Brotberuf zu ergreifen, irgendwann nachdem sie ihren zehnten Geburtstag hinter sich hatten. Anders bei Mädchen, die als die Kulturträger betrachtet wurden und keine Arbeit annehmen mußten. Für sie war es viel einfacher, sich Bildung zu erwerben; im Grunde war Bildung an sich ein Luxusgut, für Mädchen gedacht, die ihren Lebensunterhalt nicht selbst verdienen mußten. Jungen, die ihre Begeisterung fürs Lernen zeigten, ernteten dagegen oft Verachtung statt Anerkennung; manche wurden als Weichlinge verspottet und bestraft. Dieser Druck erklärt, warum Mädchen ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Jungen in der Grundschule an Zahl übertrafen. Bei den Oberschülern war die Kluft noch größer: Das ging so weit, daß einige der frühesten Mädchen-gymnasien die Nachfrage nicht befriedigen konnten — nicht überraschend in Anbetracht der Tatsache, daß die Sekundarbildung für Mädchen manchmal kostenlos war; Eltern von Jungen dagegen mußten Schulgeld zahlen. Um 1900 kamen auf drei Mädchen an amerikanischen Oberschulen nur zwei Jungen.

Nehmen wir, um die Hintergründe zu verstehen, zum Beispiel das Bildungssystem von St. Louis. Die Stadt galt um 1900 als groß und fortschrittlich. Hier gingen 23 Prozent der sechzehnjährigen europäisch-amerikanischen Mädchen zur Schule, aber nur 15 Prozent der Jungen desselben Alters und Milieus. Dagegen hatten 73,5 Prozent der sechzehnjährigen Jungen, aber nur 46,9 Prozent der Mädchen eine Arbeit. Zeitgenossen waren sich der Tatsache, daß amerikanische Frauen bessere Ausbildungsmöglichkeiten und eine höhere Bildung besaßen als amerikanische Männer, wohl bewußt. Einige Amerikaner glaubten, daß die Jungen dadurch »aus dem Klassenzimmer getrieben« wurden und sich auf den Sportplatz konzentrierten, als »den einzigen Ort, an dem männliche Überlegenheit unbestreitbar ist«. Diese Unterschiede haben sich bis ins 20. Jahrhundert hinein gehalten. Um 1950 lag die durchschnittliche Zahl der Schuljahre bei der Bevölkerung von 25 Jahren und

darüber bei 9,6 für Frauen gegenüber nur 9 bei Männern. Bis auf den heutigen Tag schließen mehr Mädchen als Jungen die Oberschule ab. Da mehr weibliche Bildungsanstalten Männern verschlossen sind als umgekehrt, haben sie auch mehr Wahlmöglichkeiten.

Doch zurück zum St. Louis der Jahrhundertwende: Die Zahl der Jungen, die eine weiterführende Schule besuchten, erreichte ihren Tiefpunkt im Jahr 1892 mit 28 Prozent aller Schüler; landesweit lag die Zahl ähnlich. Aus Angst, daß ihre wertvollen Schulen womöglich nur als für Mädchen angemessen wahrgenommen würden, beschlossen die Pädagogen, sie konkurrenzbetonter zu gestalten, und griffen zu diesem Zwecke zu einem Ranking der Unterrichtsfächer. Die naturwissenschaftlichen Züge wurden am schwierigsten und bekamen den ersten Rang eingeräumt; dann kamen die alten Sprachen, die allgemeinen Fächer, Kunst, Wirtschaft, Handwerk und »Lehramts«-Fächer. Die Strategie zeitigte schnell erste Resultate. Vorher hatte man in Europa wie auch in den Vereinigten Staaten angenommen, daß Frauen eine »eindeutige Neigung zu Naturwissenschaften und Mathematik« hätten. Jetzt aber wurden die Jungen mit einer echten Herausforderung konfrontiert und kehrten zurück. Sie begannen die naturwissenschaftlichen Züge zu dominieren und stellten 1916 92,8 Prozent der Absolventen in diesen Klassen. Dagegen ging die Zahl der Mädchen, die Naturwissenschaften belegten, zurück. 1900 war es ein Drittel der Mädchen, 1908 jedoch nur noch 6 Prozent und 1928 weniger als 1 Prozent. Andere amerikanische Schulen griffen zu ähnlichen Methoden und hatten ähnliche Trends zu verzeichnen.

Wenn und wo also Mädchen in eigenen Schulen unterrichtet wurden, waren die Zulassungsbedingungen üblicherweise weniger streng. Sie genossen angenehmere Lernumgebungen, durchliefen weniger anspruchsvolle Curricula, waren einer weniger strengen Disziplin unterworfen und konnten mit wenig oder sogar ohne jede Mühe ihren Abschluß machen. Noch immer nicht zufrieden mit diesen Vorteilen, forderten sie oder ihre Lehrkräfte, daß Fächer wie Kochen oder Abstauben für die Abschlüsse und die Zulassung zur Universität ebensoviel zählen

sollten wie Latein oder Algebra. Wenn und wo der Schritt getan und Mädchen zusammen mit Jungen ausgebildet wurden, wandten sie sich, wenn sie die Möglichkeit bekamen, oft immer noch jenen Ausbildungsgängen zu, die weniger anspruchsvoll waren oder zumindest in diesem Ruf standen. So belegten sie etwa Geisteswissenschaften im Gegensatz zu den exakten Naturwissenschaften; was vielleicht auch ein Grund dafür sein mag, daß sie im Durchschnitt bessere Abschlüsse machten und noch immer machen. Anders ausgedrückt: Wenn Mädchen getrennt von Jungen ausgebildet wurden, hieß es, sie würden diskriminiert. Wenn sie mit Jungen gemeinsam lernten, hieß es, ihre besonderen Belange würden nicht berücksichtigt.

Als Frauen an den Universitäten zugelassen wurden, kam dasselbe Muster zum Tragen. So war das Oberlin College, das 1833 zur Pfarrerausbildung gegründet wurde, das erste Institut überhaupt, das Frauen eine Hochschulausbildung anbot. Von Anfang an waren die Studentinnen von der höheren Mathematik als dem schwierigsten Fach befreit. Jetzt mögen Prediger Mathematik nicht besonders wichtig finden; aber wie sie ohne Griechisch oder Latein auskommen sollten, ist weniger klar. Diese Maßnahmen hatten nicht das Ziel, Frauen zu diskriminieren, sondern sollten sie anlocken, wie die Tatsache zeigt, daß vier Frauen, die 1837 als erste darum baten, in den Gesamtkurs aufgenommen zu werden, auch zugelassen wurden. Dennoch schrieb sich die große Mehrheit immer noch in die leichteren Damenkurse ein.

Andere Colleges des 19. Jahrhunderts schlugen den gleichen Weg ein. Nehmen wir zum Beispiel Wellesley. 1875 gegründet, hatte es von Anfang an den Anspruch, so gut zu sein wie jede Universität mit männlichen Studenten. Doch anders als diese forderte es für die Zulassung nicht das »abschreckende« Fach Griechisch. Wie eine frühe Studentin festhielt, schien die Schulleitung sich nicht darum zu kümmern, »ob Latein, Griechisch oder Mathematik gut gelernt wurden oder nicht«; wodurch, wie sie sagte, Wellesley »nicht gerade einem College« entsprach. Ebenso hatten auch Vassar und Bryn Mawr hohe Zulassungsstandards, aber bei beiden wurde kein Griechisch

gefordert. Tatsächlich kam von allen frühen Frauencolleges nur Smith den männlichen in dieser Hinsicht gleich; innerhalb weniger Jahre hatte es keine Studentinnen mehr und mußte seine Ansprüche herunterschrauben. Als Reaktion auf das niedrige Niveau der Bewerberinnen eröffneten die meisten Frauencolleges Vorbereitungsstufen. Andere gaben sich damit zufrieden, als zweitklassig zu gelten. Sie boten weder eine Berufsausbildung, noch forderten sie die Art des Lernens ein, die zu wissenschaftlicher Forschung führen kann. Noch in den fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts erwähnte offenbar nur eine kleine Minderheit der Frauencolleges überhaupt die Forschung »im Sinne der Entwicklung intellektueller Neugierde und Liebe zum Wissen um seiner selbst willen« in ihren Vorlesungsverzeichnissen.

Die Unterschiede zwischen Männer- und Frauencolleges kamen oft schon in ihren baulichen Gegebenheiten zum Ausdruck. Nach Mabel Newcomer, einer Wirtschaftsprofessorin in Vassar, die sich gegen Ende der fünfziger Jahre mit der Frage beschäftigte, »haben die Frauencolleges insgesamt bessere Unterkünfte und kunstvoller gestaltete Gärten und Außenflächen als andere Colleges. Gespart wird anderswo. Die Aufenthaltsräume der Frauen zumindest werden meist in kurzen Abständen von professionellen Dekorateurinnen umgestaltet, während die Klassenzimmer, in denen die Studentinnen mehr Stunden pro Woche verbringen als in jedem Aufenthaltsraum, schäbig und unattraktiv bleiben. Die Quartiere von Lehrerinnen in den Häusern der Studentinnen sind eleganter als alles, was ihre männlichen Kollegen sich aus ihrem eigenen Einkommen leisten können; die Schulbüros dagegen sind so kahl wie Mönchszellen.« Zur Rechtfertigung der Annehmlichkeiten führt Newcomer an, daß sie »bei Männern verschwendet wären«, die keine »Hausmädchen mit weißen Häubchen« zur Bedienung brauchten, sondern sich damit zufriedengäben, in Cafeterias zu essen. Und so kostete zwar der Unterricht in Männercolleges mehr als in Frauencolleges. Doch wenn man die Unterbringungs- und Verpflegungskosten dazurechnete, war die Lage genau umgekehrt; die Männer gaben mehr für die Lehre aus, die Frauen für ein angenehmes Leben. Und dieses damenhafte

Leben kostete nicht nur seinen Preis, sondern wurde auch noch unverhältnismäßig oft von anderen bezahlt. Damals trugen zwei Drittel aller Collegestudenten, aber nur die Hälfte aller Studentinnen, zu den Kosten ihrer eigenen Ausbildung bei; noch 1987 erhielten Frauen mehr finanzielle Unterstützung für den Collegebesuch als Männer.

Männer bereiteten sich darauf vor, sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen, und wählten deshalb Gebiete wie Ingenieurwissenschaften, Landwirtschaft und Jura. Frauen bereiteten sich auf ihr Dasein als Hausfrau, oder aber, wenn sie keinen Ehemann finden würden, als Lehrerin vor und entschieden sich daher für Hauswirtschaft und die typischen Schulfächer. Diese Entscheidungen spiegelten die Tatsache wider, daß bis 1961 nur ein kleiner Prozentsatz der amerikanischen Collegestudentinnen darauf aus war, selbst genug Geld zum Überleben zu verdienen. Sie hofften höchstens auf einen netten, sauberen Job, bei dem sie vielleicht auch einen Ehepartner finden konnten. Viele wechselten direkt vom College in das Haus ihres Ehemanns, wenn sie nicht sogar ihr Studium abbrachen, um schneller zu heiraten. Im großen und ganzen hat sich dieses Muster bis heute so gehalten. Nicht nur in den Vereinigten Staaten, sondern auch in anderen Ländern bilden Männer die gewaltige Mehrheit der Studierenden in den Ingenieurs- und Naturwissenschaften. Umgekehrt studieren mehr Frauen als Männer Geisteswissenschaften und seit jüngerer Zeit auch wieder Sozialwissenschaften.m

Obwohl Feministinnen die Schuld an der Neigung von Frauen, sich auf die Geisteswissenschaften zu konzentrieren, oft der Gesellschaft zugeschoben haben, die sie in diese Richtung lenkt, zeigen Untersuchungen doch, daß normalerweise gerade das Gegenteil der Fall ist. Schon als Kinder werden Mädchen schneller in eine Jungengruppe aufgenommen als umgekehrt; in den Ländern, in denen die Behörden versucht haben, mehr Frauen in technische Berufe und die Naturwissenschaften zu locken, schafften sie es dennoch nicht, die Situation wirklich durchschlagend zu ändern. Abgesehen von allen Theorien über die verschiedenen intellektuellen Fähigkeiten der Geschlechter liegen die wahren Gründe vielleicht einer-

seits in der Erziehung der Mädchen und andererseits in der Tatsache, daß nur wenige von ihnen davon ausgehen, selbst eine Familie ernähren zu müssen. Ersteres bedeutet vielleicht, daß sie, von Geburt an gehätschelt und verwöhnt, vor jedem Fach zurückschrecken, das tatsächlich oder auch nur angeblich schwer ist. Sie sind sogar »äußerst erfindungsreich und entschlossen« darin, es zu umgehen. Letzteres weist daraufhin, daß sie ihre Fächer nicht mit dem Ziel einer finanziell attraktiven beruflichen Laufbahn auswählen. Mit anderen Worten: Frauen haben mehr Freiheiten, das zu tun, was sie interessiert.

Die Annahme, daß Frauen sich den Geisteswissenschaften zuwenden, weil sie (fälschlich) als leichte Wahl gelten, wird durch die Tatsache gestützt, daß eine Uni-Veranstaltung desto weniger Frauen anzieht, je fortgeschrittener und anspruchsvoller sie ist. Anders ausgedrückt: Frauen belegen die Geisteswissenschaften und einige sozialwissenschaftliche Fächer, weil sie anfangs als leicht gelten. Wenn es schwieriger wird, geben Frauen oft auf, wenn nicht während ihrer Studienzeit, so doch später, wenn sie die akademische Leiter zu erklimmen versuchen. Diejenigen, die übrigbleiben, ziehen sich oft in weibliche Ghettos zurück, als da sind Community Colleges, Gender Studios und bestimmte andere Fachbereiche, die fast ausschließlich von Frauen geführt und frequentiert werden; in »weichen« medizinischen Spezialgebieten wie Kinderheilkunde, Psychiatrie und Allgemeinmedizin gibt es mehr als genug Ärztinnen. Untersuchungen in verschiedenen Ländern belegen, daß Wissenschaftlerinnen beträchtlich weniger produktiv sind als ihre männlichen Kollegen. Die Unfähigkeit und mangelnde Bereitschaft von Frauen, mit Männern zu konkurrieren, erklärt vielleicht, warum selbst in den fünf reinen Frauencolleges der USA Männer die Mehrheit der ordentlichen Professoren bilden und warum Wettbewerbe und Preise speziell für Frauen eine so lange Geschichte haben.

Umgekehrt betont die kleine Minderheit von Frauen, die Mut zeigt und sich mit »harten« Spezialgebieten befaßt, ausdrücklich, daß sie nicht diskriminiert wird. Oft schlagen sie sich ebenso gut wie ihre männlichen Kollegen, obwohl selbst hier die Nobelpreise, die neben anderem auch außerge-

wohnliche Anstrengungen und Opfer erfordern, hauptsächlich an Männer gehen. Schließlich erklärt die größere Bereitschaft von Männern, für eine erfolgreiche berufliche Laufbahn alles zu tun, vielleicht, warum sie, wenn sie in weiblich dominierte Berufe wie das Lehramt oder die Krankenpflege gehen, dort oft schnell vorankommen. Solche Männer übernehmen oft die wichtigsten Positionen und beherrschen auch die in diesen Bereichen einflußreichen Gewerkschaften. Das gleiche galt schon für die weiblichen Zünfte des Mittelalters — ein Phänomen, das Soziologen den »gläsernen Aufzug« genannt haben.

Manchen Deutungen nach ist die sehr viel größere Bereitschaft der Männer, Wege einzuschlagen, die zu härterer Arbeit, aber auch zu besserer Entlohnung führen, das direkte Ergebnis des erzwungenen Bruchs mit der Mutter. Andere Forscher glauben, daß es etwas mit ihren Hormonen zu tun hat, vor allem mit dem Testosteron, das sie im Durchschnitt aggressiver und wettbewerbsorientierter macht. Wie dem auch sei, wir haben gesehen, daß der Weg der Gesellschaft, Männer auf die größeren Belastungen vorzubereiten, die sie als Erwachsene tragen müssen, darin besteht, ihnen von Geburt an schwerere Lasten aufzubürden. Ein und dasselbe Verhalten mag dazu führen, daß Mädchen verhätschelt, verwöhnt und gestreichelt werden, Jungen dagegen weggeschoben und gescholten. Angefangen mit den Eltern, werden diese Unterschiede verstärkt durch Initiationsriten und auch durch das jeweils in der Gesellschaft vorhandene Schulsystem. Nur zu den spartanischsten Jungenschulen gab es kein weibliches Äquivalent. Sobald Mädchen in Schulen zugelassen wurden, war es nur eine Frage der Zeit, bis sie nicht mehr spartanisch waren.

Sobald Schulen Mädchen zuließen und in der Folge ihren spartanischen Charakter einbüßten, wurden die Jungen durch die wachsende Zahl von Lehrerinnen eher diskriminiert. Unfähig, mit der stürmischeren Ausgelassenheit der Jungen fertigzuwerden, verabscheuten Lehrerinnen dieses Ungestüm und taten, was sie konnten, um es zu unterdrücken. Heute geht das so weit, daß selbst unschuldige Spiele wie Fangen verboten werden. Wenn in den Pausen Mädchen nicht bei den Jungenspielen mitmachen, sind sie ausgeschlossen; wenn sie mitma-

chen, werden sie schikaniert. Diese Unterdrückung und Diskriminierung der Jungen ist fast sicher mit ein Grund dafür, daß sie auf fast allen Klassenstufen mit Ausnahme der höchsten weniger gut sind als Mädchen. Umgekehrt, je weniger anspruchsvoll und fordernd eine Schule ist, desto besser sind die Mädchen im Vergleich zu den Jungen.

Und wenn schließlich der Punkt erreicht ist, an dem sie selbst wählen können, verhalten sich Männer wie Frauen weiterhin genau so, wie die Gesellschaft es von ihnen erwartet. In Vorbereitung darauf, Ehefrauen zu werden, deren erste Pflicht es ist, ihren Gatten bei deren Weg in der Welt beizustehen, schlagen proportional mehr Frauen einen möglichst reibungslosen, unauffälligen Weg in die Gesellschaft ein; wozu heute die Fähigkeit gezählt werden muß, sich im Falle einer Scheidung den eigenen Lebensunterhalt zu verdienen. In Vorbereitung darauf, Ehemänner zu werden, deren erste Pflicht es ist, für ihre Gattin zu sorgen, widmen sich proportional mehr Männer schwierigen, harte Arbeit erfordernden Fachgebieten. Und je höher die Bildungsinstitution ist, desto deutlicher wird dieses Muster.

### **Schlußfolgerungen**

Seit etwa 1970 hat eine enorme Literatur uns zu zeigen versucht, daß Frauen als Frauen von Männern mißachtet, unterdrückt und diskriminiert werden. Dabei ist genau das Gegenteil der Fall.

Sei es aus biologischen, psychologischen oder gesellschaftlichen Gründen — es sind die Frauen und nicht die Männer, die als besonders interessant gelten. Dies war um 1300, als Pseudo-Albertus Magnus über die *Geheimnisse der Frauen* schrieb, schon dasselbe wie noch heute. Sei es aus biologischen, psychologischen oder gesellschaftlichen Gründen — in fast allen Feldern übersteigt die Literatur über Frauen die über Männer um das Mehrfache; und auch heute gilt dies noch so wie früher. In fast jeder Lebensphase haben Männer wie Frauen den Männern das Leben immer schwerer gemacht. Da der gleiche Unterschied

auch bei jungen Primaten zu beobachten ist, könnte er vielleicht teilweise genetische Ursachen haben. Doch größtenteils ist er von Menschen beiderlei Geschlechts absichtlich so angelegt. Ziel ist es, Jungen auf die Schwierigkeiten ihres Daseins als erwachsene Männer vorzubereiten, indem man ihnen das Leben schwermacht, bevor sie erwachsen sind.

Die geringen Anstrengungen, die man Frauen abverlangt, mögen auch etwas mit der Paarungspsychologie zu tun haben. Denn um Zugang zu einer Frau zu bekommen, muß ein Mann etwas leisten und/oder zahlen. Unter sonst gleichen Voraussetzungen sind seine Leistung und sein Geldbeutel entscheidend dafür, wie sehr er sowohl die Frau wie auch ihre Verwandten beeindrucken kann. Dies gilt heute in den fortschrittlichsten westlichen Gesellschaften noch ebenso wie bei den Ureinwohnern Australiens. Dagegen kann eine Frau einen Mann auch, und besonders gut, dadurch anlocken, daß sie einsam, hilflos und arm ist — besonders, wenn sie jung ist, besonders, wenn sie gut aussieht, und besonders, wenn nicht sie selbst, sondern ein anderer Mann schuld an ihrer Notlage ist. Für jeden Mann, der jemals eine Frau unterdrückt hat, gibt es einen anderen, der bereitsteht, sie zu befreien, um sich ihre Gunst zu sichern, auch unter Lebensgefahr. Für den Fall, daß keine echte Gefahr bestand, war es manchmal nötig, eine zu erfinden. Ein gutes Beispiel dafür sind die mittelalterlichen Turniere, deren Ziel es war, eine arme »Maid in Not« zu erretten.

In Anbetracht dieser Haltungen ist es für eine Frau nicht unbedingt nötig, sich anzustrengen, mit Schwierigkeiten fertig zu werden und Unabhängigkeit zu erlangen, um einen Partner zu finden; schlimmer noch, eine solche Handlungsweise mag im Grunde kontraproduktiv sein. Untersuchungen zufolge glauben Studentinnen, daß Männer kluge Frauen nicht mögen, und damit könnten sie recht haben; wie man so schön sagt: Wenn es für eine Frau besser ist, gut auszusehen als intelligent zu sein, dann liegt das daran, daß Männer besser sehen als denken. Heute wie im 19. Jahrhundert gilt: Je gebildeter und erfolgreicher im Beruf eine Frau ist, desto weniger wahrscheinlich ist es, daß sie verheiratet ist und/oder Kinder hat. Die längste Zeit in der Geschichte wurden Mädchen ge-

trennt von Jungen unterrichtet, eine Tatsache, die Zeitgenossen mit der Notwendigkeit, den Anstand zu wahren, verteidigten. Wie recht sie hatten, zeigt die Tatsache, daß heute, da Koedukation die Norm geworden ist. Jungen schon im zarten Alter von fünf Jahren riskieren, der sexuellen Belästigung angeklagt zu werden. Es ist, als ob ihre Lehrer, die meist Lehrerinnen sind, sie dafür bestrafen wollen, daß sie männlich sind. Solange sie getrennt von den Jungen unterrichtet wurden, hatten die Mädchen fast immer ein leichteres Leben in der Schule. Sobald sie zusammen mit Jungen im Unterricht saßen, hatten sie entweder weiterhin ein leichteres Leben, oder aber ihre »humanisierende« und »beruhigende« Anwesenheit bewirkte, daß alle ein leichteres Leben hatten. Jungen, die sich, sei es wegen der härteren Behandlung, die sie erfuhren, sei es wegen des Mangels an Herausforderungen, schlecht benahmen, wurden bestraft oder werden heute mit Medikamenten ruhig gestellt. All dies gilt für den Westen, wie es auch für die andere Seite der Welt, das China des frühen 20. Jahrhunderts, galt. Es gilt also für eine Zeit, als die meisten Menschen nur ein paar Jahrgänge der Grundschule durchliefen, ebenso wie für eine Zeit, in der vierzig Prozent jedes Jahrgangs eine Akademie oder Universität besuchen; für eine Zeit, als die meisten Jugendlichen eine Arbeit aufnahmen, ebenso wie für eine Zeit, in der »Jungen« mit dreißig Examen machen und »Mädchen« desselben Alters noch immer keine Kinder haben.

Solange es nicht um den Ernst des Lebens geht, übertreffen die Frauen die Männer vielleicht. Schon im Großbritannien des 19. Jahrhunderts gab die Tatsache, daß Mädchen bessere Noten bekamen als Jungen, Anlaß zu Kommentaren; auch heute haben amerikanische Schulumädchen bessere Zeugnisse als ihre männlichen Klassenkameraden. Doch früher oder später wird der Augenblick kommen, an dem fast alle Frauen schwanger werden, Kinder bekommen und für sie sorgen wollen; der Augenblick, in dem fast alle Männer aus Angst, keine Partnerin zu finden oder die zu verlieren, die sie schon haben, die zusätzliche Bürde auf sich nehmen müssen, die sich aus diesem Verhalten der Frauen ergibt. Da Menschen beider Geschlechter sich auf diesen Moment vorbereiten, öffnen sich Ab-

gründe in der Ausbildung — auch als »Humankapital« bezeichnet. Wohl oder übel steigt die Mehrheit der Frauen aus dem Konkurrenzkampf aus und/oder betritt eines der verschiedenen weiblichen Ghettos, wo sie größtenteils unter sich sind und wo es wenig oder überhaupt keine Konkurrenz gibt. Wohl oder übel arbeitet die Mehrheit der Männer entweder im Schweiß ihres Angesichts in dem Job, den sie bekommen können, oder sie studieren weiter, damit sie dann um höhere, verantwortungsvollere, anspruchsvollere und besser bezahlte Positionen, die die Gesellschaft anzubieten hat, konkurrieren können. Die meisten Frauen geben sich mit einem Leben zufrieden, in dem sie versorgt und beschützt werden; die meisten Männer geben sich mit einem Leben zufrieden, in dem sie versorgen und beschützen.

Und schließlich sind Männer nicht nur dazu verurteilt, die Frauen zu versorgen, sondern auch der Weg dorthin bedeutet schon eine harte Konkurrenz, da die Ressourcen immer knapp sind. Zu allen anderen Problemen kommt noch hinzu, daß dieser Wettbewerb die Männer auch daran hindert, sich einander und den Frauen zu öffnen. Die schwerere Bürde, die sie auf sich nehmen, und die härtere Behandlung, die sie erfahren, müssen unerwähnt und unaussprechlich bleiben; je größer ihr Erfolg, desto wichtiger ist dies. Wenn er sich zu seinen Schwierigkeiten bekennt, wird er von Männern verachtet und von Frauen gemieden. All dies erklärt, warum Männer »eine sehr viel höhere Hemmschwelle beim Weinen haben als Frauen«; und warum vor allem verheiratete Männer weniger häufig als jede andere Bevölkerungsgruppe psychologische Hilfe in Anspruch nehmen. Immerhin haben sie Verantwortung. Wenn sie versagen, dann sind ihre Ehefrauen vielleicht die ersten, die sie im Stich lassen. Das erklärt auch, warum Versuche, Männerbewegungen zu gründen, nicht gerade sehr erfolgreich waren. Wenn sie sich diesen Bewegungen anschließen, stellen sich die Männer sozusagen selbst kalt. Außerdem kann kein Tanzen, Singen und Schreien in der Gemeinschaft von Fremden den Mangel an echter Kommunikation kompensieren.

Wie in manchen Märchen ist das Beste, was sich ein Mann erhoffen kann, vielleicht, daß er in einer Kneipe einen Frem-

den trifft. Er spendiert ihm vielleicht ein Glas Wein, schüttet seine Sorgen vor ihm aus und hofft, dafür den einen oder anderen klugen Rat zu bekommen; in einer Version der Geschichte ist er sogar schon so verzweifelt, daß er mit einem Fisch redet. Für manche Leser mögen Teile dieses Kapitels mit seinem Schwerpunkt auf der größeren Schwierigkeit, ein Mann zu werden und zu sein, weinerlich und selbstmitleidig klingen. Das allerdings belegt dann nur meine Argumentation.

### 3 Männer, Frauen und Arbeit

#### Eine kurze Geschichte der Arbeit

Heutzutage werden wir, wenn wir jemanden kennenlernen, oft als erstes nach unserer Arbeit gefragt. Dahinter verbirgt sich die Vorstellung, daß nicht zu arbeiten zwar nicht gerade ein Vergehen ist, aber auf jeden Fall den Ruch des Unehrenhaften hat. Dies ist jedoch eine moderne Sichtweise. Wie die biblische Geschichte über den Sündenfall deutlich macht, galt Arbeit in der Vergangenheit meist als etwas Unangenehmes, Schwieriges und sogar Gefährliches.

Ähnliche Einstellungen finden sich im gesamten übrigen Alten Testament. Tatsächlich gibt es im Althebräischen eigentlich kein Wort für »Arbeit«. Das moderne Wort für Arbeit, *avoda*, leitet sich vom Stammwort *avad*, dienen, ab. Der Dienst bezog sich entweder auf einen Gott, wobei eine positive Bewertung dieses Dienstes davon abhing, ob dieser Gott Jahwe oder irgendein Götze war, oder auf einen Menschen, was fast immer einen negativen Beiklang hatte. Immer wieder berichtet die Bibel, daß dieses oder jenes Volk unterworfen und dazu gezwungen wurde, dem Eroberer zu »dienen«. Die Söhne Israels beschwerten sich lautstark bei Gott über den »Dienst«, den sie den Ägyptern leisten mußten. »Arbeiten« ist also keineswegs etwas Angenehmes, und tatsächlich ist eine zweite Bedeutung des Wortes Arbeit »huldigen«. Von *avad* leitet sich auch das Wort für Sklave, *eved*, ab, was impliziert, daß Arbeit gleichbedeutend ist mit Dienst und Dienst mit Arbeit.

Ebenso kann *ponos*, das griechische Wort für Arbeit, auch »Leiden« oder »Strafe« bedeuten. Ein gutes Beispiel für *ponoi* sind die zwölf »Arbeiten«, die Herkules auferlegt wurden, weil er im Alkoholrausch seinen Bruder Eurystheus getötet hatte. Einige dieser Aufgaben wie, als Frau verkleidet der Amazonenkönigin Omphale zu dienen, waren erniedrigend. Andere, wie das Ausmisten der Ställe des Königs Augias, waren schmutzig.

Bei anderen wiederum, wie der Tötung der Hydra, der jedes Mal, wenn ihr ein Kopf abgeschlagen wurde, drei neue nachwachsen, konnte man verzweifeln. Und schließlich gab es auch Aufgaben wie die Tötung des Nemeischen Löwen, die lebensbedrohlich waren.

Das lateinische Wort »labor« hat die Nebenbedeutungen »erdulden«, »leiden«, »Not« und »Qual« — einschließlich der Qualen, die Frauen während der Geburt erleiden. Das moderne englische »labor«, das italienische *lavoro* und das französische *travail* enthalten noch immer diese Bedeutungen. Außerdem wird im Englischen in der Wortverbindung »labor under« (leiden unter) der Bezug zwischen Arbeit und Leiden besonders deutlich.

Da im Mittelalter Latein auch breiten Bevölkerungsschichten geläufig war, blieben viele Bedeutungen, die diese Sprache mit dem Wort »labor« assoziierte, erhalten. Das abendländische Christentum schuf sogar eine noch engere Verbindung zwischen Arbeit, Sünde und Strafe. Die mittelalterliche Gesellschaft wird oft in drei Gruppen aufgegliedert, in die der Kämpfenden, die der Betenden und die der Arbeitenden. Auch wenn es sich hierbei um eine grob vereinfachte Einteilung handelt, so spricht doch die Tatsache für sich, daß diejenigen, die arbeiteten, auf der untersten Stufe der Leiter angesiedelt waren und für alle anderen sorgen mußten. In einem Punkt unterschied sich das Mittelalter jedoch von der Antike und auch von der Bibel: Leibeigene — Menschen, deren einziger Daseinszweck die Arbeit war - gab es nur wenige. Deswegen wurde Arbeit nicht automatisch mit Sklaverei gleichgesetzt und galt zumindest in der Theorie nicht als erniedrigend.

Während die, die in der Hierarchie ganz unten standen, arbeiteten, erwartete man von der Oberschicht, daß sie sich mit Verwaltung, Jagd und Krieg beschäftigte. blieb nur noch die Schicht, die sich dazwischen befand, hier vor allem Mönche und Nonnen. Die bei weitem wichtigste Aufgabe von Ordensmitgliedern bestand im Beten. Man erkannte jedoch, daß es für Körper und Geist ungesund war, sich ausschließlich darauf zu konzentrieren. Abgesehen von wenigen Asketen kann kaum ein Mensch seine Zeit ausschließlich mit Gebeten oder Meditation verbringen.

Auf jeden Fall waren die Tage, in denen Propheten in der Wüste lebten und Raben befahlen, für sie zu sorgen, längst vorbei. Bei vielen Klöstern handelte es sich um große, komplexe Organisationen. Daher auch die Regel *laborare et orare* — die Mönche und Nonnen sollen arbeiten und beten —, die der hl. Benedikt Anfang des 6. Jahrhunderts erließ und die zwei Jahrhunderte später von einem anderen Benediktiner erweitert wurde.

Während der frühen Neuzeit machte sich die Gemeinschaft der Laien, und hier vor allem die Protestanten, die Vorstellung zu eigen, daß Arbeit etwas Positives an sich sei. So formulierte Martin Luther in der ersten seiner 95 Thesen, daß für Protestanten das gesamte Leben Buße sein solle. Der Protestantismus schaffte auch das Gebet, die Sakramente und die guten Taten als Heilsweg ab. Abgesehen vom Glauben war produktive Arbeit vielleicht die wichtigste Möglichkeit, Buße zu tun und in den Himmel zu kommen. Man hoffte, durch Arbeit Reichtum anzuhäufen, was dessen Besitzer als einen von Gott Auserwählten kennzeichnete. Dies implizierte, daß Arbeit etwas Hartes und Unangenehmes und die Versuchung, sich vor ihr zu drücken, groß war.

Etwa vom 17. bis 19. Jahrhundert war die Gesellschaft von der Vorstellung durchdrungen, Arbeit sei gut für die Seele. Das zeigen auch die Armenhäuser mit Arbeitszwang, die man in Amsterdam, London und andernorts gründete. Der nächste Schritt war der, dieses System auf die Gefängnisse auszudehnen. Diese ersetzten andere Formen von Bestrafung wie Exil, Geldstrafen, Auspeitschen, Verstümmelung und Tod und schossen etwa ab 1780 überall in Europa aus dem Boden. Sobald es Gefängnisse gab, dauerte es nicht lange, bevor die Gesellschaft in dem Bemühen, ihre Kriminellen umzuerziehen, das Mittel der Arbeit nutzte. Um einen unlauteren Wettbewerb zwischen den Gefangenen und denen, die sich draußen in der Welt abplagten, zu verhindern, mußten erstere oft idiotische Arbeiten verrichten. Doch ging man davon aus, daß selbst die dümmsten Tätigkeiten zu Ordnung und Disziplin erziehen würden; was, auf ihre eigene krankhafte Weise, auch die Konzentrationslager der Nazis mit dem Slogan *Arbeit macht frei* von sich behaupteten.

Arbeit wurde also ein wesentlicher Teil des Gefängnislebens, und das Gefängnisleben bestand zum größten Teil aus Arbeit.

Kurz gesagt, Arbeit wurde in der Geschichte überwiegend als etwas Unangenehmes, Schwieriges und Erniedrigendes angesehen. Daher wurde sie oft als Strafe auferlegt, ob in Form der Sklaverei und/oder des Frondienstes, oder vom Ende des 18. Jahrhunderts an als Teil des Lebens in den neu errichteten Gefängnissen. Sicherlich, die Protestanten hatten eine andere Einstellung. Doch wurde nicht so sehr die Arbeit verherrlicht, als vielmehr der Müßiggang verurteilt. Tatsächlich könnte man so weit gehen zu sagen, der Protestantismus habe die Arbeit verherrlicht, *weil* sie unangenehm war. In jedem Fall dauerte es sehr lange, bis die protestantischen Ansichten der Mittelschicht von der übrigen Gesellschaft übernommen wurden. So glaubte der englische Schriftsteller H. G. Wells noch im ersten Jahrzehnt des zwanzigsten Jahrhunderts, es sei für die Gesellschaft gut, wenn es eine Klasse gäbe, die nicht für ihren Unterhalt zu arbeiten brauche. Agatha Christie erklärt in ihren Memoiren, wie ihr Vater, ein wohlhabender spätviktorianischer Gentleman, sein Leben damit verbrachte, »ein angenehmer Zeitgenosse« zu sein. Tatsächlich kam die Vorstellung vom müßigen Gentleman erst nach dem Ersten Weltkrieg aus der Mode. Und dennoch, der Begriff »Arbeiterklasse« spricht für sich selbst. Bei jenen, die das Pech hatten, dieser Schicht anzugehören, herrscht bis zum heutigen Tag die Meinung vor, Arbeit sei eine unangenehme Notwendigkeit, und das oft mit gutem Grund, was jeder, der schon einmal eine Gießerei oder ein Bergwerk besucht hat, sicherlich verstehen wird.

### **Männerarbeit, Frauenarbeit**

Wie war, angesichts dieser Einstellungen, die Arbeit zwischen Männern und Frauen aufgeteilt? Die früheste Antwort auf diese Frage liefert uns vielleicht die Bibel. Als Gott das erste Menschenpaar aus dem Garten Eden vertrieb, waren die Worte »Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen« nicht an Eva, sondern an Adam gerichtet.

Möglicherweise war Gott der Ansicht, Männer seien stärker und eigneten sich eher für körperliche Tätigkeiten, oder aber, Frauen sollten nicht so grob behandelt werden wie Männer. Der Geschichte von Sisyphus lag vielleicht eine ähnliche Logik zugrunde. Sisyphus hatte die Götter überlistet und mußte als Strafe unablässig einen schweren Felsblock einen Berg hinaufwälzen, von dem jener aber immer wieder hinunterglitt. Nähme man einen leichteren Felsblock, so gäbe es keinen Grund, Frauen nicht auf ähnliche Weise zu bestrafen. Die griechische Mythologie kennt viele böse Frauen, die verschiedene Sünden begangen hatten. Sie erhielten unterschiedliche Strafen, vom Irrsinn bis zur Verwandlung in eine Kuh. Aber keine von ihnen mußte so schuften wie Sisyphus.

Wenn mythologische Frauengestalten arbeiten, handelt es sich um ziemlich leichte Tätigkeiten. Mehrere griechische und altnordische Göttinnen spinnen und webten. Odins Gattin Freyja beschäftigte sich mit Stickerei. Die Geschichten anderer Völker, vor allem germanischer und russischer, ähneln denen der Griechen. Oft erzählen sie von Helden, die mit einem Auftrag bis ans Ende der Welt geschickt und nicht zurückerwartet wurden. Im Gegensatz dazu bestand die Arbeit von Frauen — selbst wenn es sich um eine Strafe handelte — in der Haushaltsführung, im Spinnen oder dem Sortieren verschiedener kleiner Gegenstände. Solche Aufgaben waren vielleicht langweilig, unangenehm oder ließen sich sogar, wie im Fall des Mädchens, das Heu zu Gold spinnen mußte, nicht erfüllen. Wurden sie nicht pünktlich erledigt, drohten entsetzliche Strafen. Selten jedoch waren die Arbeiten als solche wirklich schwer.

Die Etymologie beweist nicht nur, daß Arbeit eher als Last denn als Privileg betrachtet wurde, sie zeigt auch, daß die schwersten Arbeiten immer Männern zugewiesen wurden. So hat der biblische Begriff *eved*, Sklave, nur eine männliche Form, während die eine Sklavin bezeichnenden Worte *shifcha* und *ama* mit den semitischen Wörtern für »weiblich« und »Familie« verwandt sind, die beide nichts mit Arbeit zu tun haben. Auch in den germanischen Sprachen war das Wort *Arbeiter* ursprünglich männlich und erhielt seine weibliche Endung erst während des neunzehnten Jahrhunderts. Wie im Lateinischen

konnte sich *Arbeit* auch auf die Geburtswehen beziehen. Ein zweites Wort, *schaffen*, soll sich aus dem Althochdeutschen *scaffan*, »gekrümmt vor Arbeit«, entwickelt haben. Nebenbedeutungen dieses Wortes, dessen Hauptbedeutung »erschaffen, ins Leben rufen« ist, sind »etwas durch harte Arbeit vollbringen«, »sich abplacken« oder »schuften«. Das von »Arbeiter« abgeleitete Wort *Schaffer* ist männlich und wird oft als Nachname verwendet. Es hat kein weibliches Äquivalent.

Schon im alten Ägypten wurden jährlich 100 000 Männer zwangsweise verpflichtet, die Pyramiden zu bauen, und kräftig ausgepeitscht, wenn sie sich nicht genug abrackerten. Männer, ob Kriegsgefangene oder durch Werber Eingezogene, bauten überall im alten Mittleren Osten Straßen, hoben Kanäle aus, errichteten Forts und bauten Tempel. Männer, nicht Frauen, bauten Chinas Große Mauer und starben dabei zu Tausenden. Unzählige Sklaven, aber nur wenige Sklavinnen, arbeiteten in den Silberminen von Laurion, denen das klassische Athen einen großen Teil seines Reichtums verdankte. Männer, nicht Frauen, mußten manchmal in den Mühlen, in denen das Korn gemahlen wurde, die Arbeit von Lasttieren tun. Während des zweiten Jahrhunderts n. Chr. besichtigte der römische Schriftsteller Apuleius einen solchen Ort und beschrieb seine Eindrücke:

„Ihr gütigen Götter! Wie viele Menschen gab es da, über und über mit Blutstriemen gezeichnet den Rücken zerbleut, mit Lumpen mehr beschattet als bedeckt! Einige hatten noch einen geringen Fetzen um die Scham geworfen, die meisten aber waren so bekleidet, daß sie darum nicht weniger nackend gingen. Was für Gebranntmarkte, für Halbgeschorene, an den Füßen in Ringe Gekettete sah ich da nicht! Fahl zogen sie einher wie Schatten. Die Augenwimpern waren ihnen vom Rauch und Dampf des Backofens abgesengt; sie konnten kaum aus den Augen sehen. Und wie im Kampf die Fechter mit Staub, so waren sie von Kopf bis zu den Füßen mit Mehl und Asche gepudert und gar unkenntlich vor Schmutz.“

Eine Sklavin zu sein war auch nicht gerade ein Vergnügen, nicht nur wegen der Arbeiten, zu denen die Frauen gezwungen wurden, sondern auch, weil sie ihren Besitzern sexuell auf

Gedeih und Verderb ausgeliefert waren. Eine dürre Prostituierte, eine in Lumpen gekleidete, eine, die zu ängstlich ist, um ihre Rolle richtig zu spielen, wird jedoch einen viel niedrigeren Preis erzielen, wenn überhaupt jemand sie kauft. Deswegen sind die Arbeiterinnen des ältesten Gewerbes gewöhnlich gut genährt, anständig gekleidet und einigermaßen gut untergebracht. Sie erleiden in der Regel auch keine so harten körperlichen Strafen, die sie für immer verunstalten. In jedem Fall waren männliche Sklaven, wie Hinweise bei Petronius, Horaz und Seneca zeigen, ebenfalls Opfer sexueller Ausbeutung. In Byzanz, bei den Arabern und in China wurden sie zuweilen kastriert. In Indien erwartete man von Eunuchen und Dienern, wie es das *Kamasutra* lehrte, ihre Herren oral zu befriedigen. In der gleichen Quelle heißt es: »Wenn eine Dienerin in die Pubertät kommt, sollte ihr Herr... sie jemandem zuweisen, der sie reich und glücklich macht.«

Zurück zu unserer Geschichte: Vom alten Rom bis zum Peru der Inkas basierten alle auf Naturalwirtschaft ausgerichteten Gesellschaften auf männlicher Zwangsarbeit, um große Arbeiten für die Gemeinschaft auszuführen. Dies geschah normalerweise, jedoch nicht ausschließlich, während der Zeit, in der die Männer nicht in der Landwirtschaft gebraucht wurden. Selbst in Westeuropa gab es den Frondienst, den Adam Smith als »eine der Hauptformen der Tyrannei« bezeichnete, noch bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, in Osteuropa, wo Männer an zwei, drei oder sogar vier Tagen in der Woche zu unbezahlter Arbeit gezwungen wurden, sogar bis in die Sechzigerjahre des 19. Jahrhunderts. Wenn Frauen überhaupt zum Frondienst herangezogen wurden, arbeiteten sie kürzer und verrichteten leichtere Tätigkeiten.

Es versteht sich von selbst, daß Frauen in keiner dieser Gesellschaften Männern in sozialer und rechtlicher Hinsicht gleichgestellt waren. Wo auch immer Versuche zu einer Gleichstellung unternommen wurden, behielt man die Unterschiede im Bereich Arbeit weiterhin bei. Die Tatsache, daß Plato in seiner *Republik* eine Gesellschaft schuf, die, was das Verhältnis der Geschlechter anbelangt, vielleicht integrierter war als jede andere in der Geschichte, wurde bereits erwähnt. Damit Frauen

voll und ganz am Leben der *polis* teilnehmen konnten, wurde die Familie abgeschafft und wurden Neugeborene sofort von ihren Müttern getrennt, um von der Gemeinschaft aufgezogen zu werden. Männer und Frauen trainierten gemeinsam in den Sporthallen und verwalteten gemeinsam die Stadt. Und dennoch sagt Plato, daß »dem weiblichen Geschlecht aufgrund seiner Schwäche leichtere Aufgaben zugeteilt werden müssen als Männern«. <sup>19</sup> Würde er heute leben, würde er zweifellos als Frauenhasser gelten.

Was für Plato gilt, trifft gleichermaßen auf seine Nachfolger zu. In *Utopia* erklärt Thomas Morus, allen Männern und Frauen sei eine Tätigkeit, nämlich der Ackerbau, gemeinsam, fügt aber sofort hinzu, Frauen würden »als die Schwächeren die leichteren Tätigkeiten ausüben«. In *City of the Sun* schlug Thomas Campanella eine völlige Gleichstellung der Geschlechter vor. »Männer und Frauen«, so schrieb er, »verrichten die gleichen Arbeiten, ob geistiger oder mechanischer Natur. Doch ein Unterschied wird beachtet, und zwar, daß Aufgaben, die harte Arbeit beinhalten oder bei denen man, wie beim Pflügen, Säen, Ernten und Schafehüten, viel gehen muß, von Männern übernommen werden ... Aufgaben, die am wenigsten ermüden, werden den Frauen überlassen.« Charles Fourier plädierte dafür, daß Jungen für die unangenehmeren Berufe, in denen man sich schmutzig macht und die weniger Fingerfertigkeit verlangen, ausgebildet würden. Für Mädchen hingegen waren Eleganz und gute Manieren ausschlaggebend. Die einzigen Jungen, die zusammen mit den Mädchen erzogen werden sollten, waren jene mit einem Hang zum Studieren oder »junge Weichlinge, die vom neunten Lebensjahr an zu Trägheit neigen, zum Leben des Genußmenschen«.

Warum im alten Ägypten die Männer und nicht die Frauen viele Tonnen schwere Steinblöcke abschüssige Rampen hinaufschleppen mußten, bedarf wohl kaum einer Erklärung. Ebensowenig, warum Männer und nicht Frauen Kanäle aushoben, Tunnel bauten, Statuen errichteten, Boote ruderten, Schiffe beluden und entluden und als menschliche Lasttiere dienten. Vor allem dank der Versuche, Frauen ins Militär zu integrieren, hat man die Unterschiede zwischen den Geschlechtern genau

erfaßt. Untersuchungen ergaben, daß der weibliche Rekrut der US-Armee im Durchschnitt 12 Zentimeter kleiner und 14,3 Kilogramm leichter war als sein männlicher Kollege sowie 16,9 Kilogramm weniger Muskelmasse und 2,6 kg mehr Fett hatte als dieser. Sie verfügte über 55 Prozent der Oberkörperkraft und 72 Prozent der Unterkörperkraft des durchschnittlichen Mannes. Selbst als Männer und Frauen gleicher Körpergröße verglichen wurden, besaßen Frauen nur 80 Prozent der Körperkraft von Männern. Nur die oberen 20 Prozent der Frauen konnten körperlich mit den unteren 20 Prozent der Männer mithalten. Nur fünf Prozent der Frauen sind so stark wie der durchschnittliche Mann.<sup>24</sup> Diese und eine Reihe anderer Statistiken bestätigen, was Männer und Frauen schon immer gewußt haben. So schreibt Mary Astell, es sei die »Bestimmung« der Männer, »zu handeln und zu arbeiten«, nicht die der Frauen. Drei Jahrhunderte später verloren ihre Landsfrauen, die ihren Rat mißachteten, aufgrund von Rückenproblemen jährlich 764 000 Arbeitstage.

Eine andere Bestimmung von Frauenarbeit war die, daß sie Frauen nicht weit fort von zu Hause oder in unerforschtes Gebiet führte. Daß Frauen selten reisten, war unter anderem darin begründet, daß sie, sobald sie heirateten, viel Zeit damit zubrachten, schwanger zu sein oder ihre Kinder zu stillen und zu versorgen. Zudem war das Reisen gefährlich. Gefahren konnten von den Naturkräften drohen oder von Menschen, oder auch von beiden. Die Gefahren, die die Elemente mit sich bringen können, erklären, warum Frauen kaum jemals an der Hochseefischerei teilgenommen haben, oder, außer in ihrer Eigenschaft als Passagiere, an Bord eines Handelsschiffes gingen. Gefahren, die von Menschen und/oder den Elementen ausgehen, erklären, warum sie nur selten lange Reisen über Land unternahmen. Nicht jeder Herrscher konnte sich so wie der ägyptische Pharao Ramses III. der Tatsache rühmen, Frauen könnten ungefährdet durch sein Königreich reisen. Und auch diese Behauptung entspricht sicherlich nicht der Wahrheit.

Die körperliche Schwäche der Frauen und ihre daraus resultierende Abneigung, sich weit von ihrem Zuhause zu entfernen,

haben stets die Art und Weise weiblicher Arbeit geprägt. Männer jagten Großwild und wurden manchmal dabei getötet, Frauen hielten sich an viel kleinere und ungefährlichere Tiere. Männer legten große Entfernungen laufend zurück, während Frauen, die sich viel langsamer fortbewegten und, wann immer es ihnen paßte, eine Pause einlegten, Wurzeln und Beeren sammelten. Wenigstens eine moderne Anthropologin, die das beurteilen konnte, hielt die Arbeit von Frauen für »weniger anstrengend« als die von Männern. Kein Wunder, daß Frauen diese Arbeit auch noch lange nach Einführung des Ackerbaus zuweilen der Arbeit auf dem Feld vorzogen. Männer kletterten auf Bäume, um Obst zu pflücken, Frauen blieben sicher am Boden. Männer tauchten nach Perlen, während Frauen am Ufer warteten, im flachen Wasser nach Muscheln suchten oder den Fang verarbeiteten. Männer hüteten die größeren Tiere wie Kamele, Pferde und Rinder, Frauen kümmerten sich um kleinere Haustiere und das Federvieh. Da das Viehhüten vor allem Aufgabe der Männer war, nahmen sie es zweimal im Jahr auf sich, die Tiere vom Hochland ins Flachland oder umgekehrt zu bringen — ein Leben, das nur sehr wenige Frauen mit ihnen teilten.

Seit Menschengedenken haben Männer Wälder gerodet und den Boden umgepflügt und Frauen Reis umgepflanzt und Gärten gepflegt. Männer haben Gräben gegraben und Korn gedroschen, Frauen die Ähren nachgelesen und gebündelt. Bilder vom landwirtschaftlichen Leben im alten Ägypten zeigen, wenn überhaupt, nur wenige Frauen. Überall im Mittelmeerraum wurde die Anwesenheit von Frauen auf den Feldern, wo sie von Fremden gesehen werden konnten, als Verletzung der Mannesehre betrachtet. Im England des 17. Jahrhunderts gehörten sie zu der Kategorie »solch unfähiger Personen, die Getreide nachlesen und dergleichen Arbeiten verrichten«. Gelegentlich hatte die Einführung einer neuen Technologie, die mehr Kraft erforderte, zur Folge, daß eine bislang weibliche Tätigkeit von Männern übernommen wurde. Das geschah zum Beispiel in den Vierzigerjahren des 19. Jahrhunderts, als Sicheln durch Sensen ersetzt wurden und die Frauenarbeit neu organisiert werden mußte, so daß Frauen nun gemeinsam mit Jungen

arbeiteten. Im Gegensatz dazu ließ man in deutschen Dörfern bis in die Vierzigerjahre des zwanzigsten Jahrhunderts die wenigen Frauen, die stark genug waren, um die gleichen Arbeiten zu verrichten wie Männer, zuweilen ehrenhalber mit ihnen an der Stirnseite des Tisches essen. Sie saßen dann mit dem Rücken statt wie für Frauen üblich mit dem Gesicht zum Kruzifix.

Die Neue Welt folgte den Mustern der Alten Welt. In den Dreißigerjahren des 19. Jahrhunderts bereiste Alexis de Tocqueville die USA und sammelte Material für sein berühmtes Werk *Über die Demokratie in Amerika*. Er behauptete, amerikanische Frauen würden »nie zu der harten Arbeit auf den Feldern oder zu solch schweren Strapazen gezwungen, die den Einsatz von Körperkraft verlangen«. »Keine Familie ist so arm«, fügte er hinzu, »daß sie die Ausnahme von der Regel bildet.« Auch Harriet Martineau, die berühmteste Volkswirtschaftlerin ihrer Zeit, besuchte die USA. Von ihr sagt eine moderne Forscherin, sie »habe viel schärfere Beobachtungen über Frauen angestellt, als de Tocqueville es sich je hätte ausmalen können.« Eine dieser Beobachtungen war, daß dem amerikanischen Ehemann »bei dem Gedanken, seine Frau würde arbeiten, die Haare zu Berge stehen. Er rackert sich ab, um sie mit Geld zu versorgen.«

Was für die Landwirtschaft galt, traf auch auf andere Bereiche zu. So beschreiben alte ägyptische Lehrtexte sogar alle Berufe, die Männer ergreifen konnten (mit Ausnahme des Berufes des Schreibers), als per definitionem anstrengend. Männer bauten Häuser, Frauen bündelten Stroh und deckten damit Dächer (als die Dächer dann jedoch aus Holz oder Stein gemacht wurden, verschwanden Frauen von den Baustellen). Frauen mögen zu Hause gebacken haben, doch die schwere Arbeit, für den Verkauf Teig zu kneten und Brot zu backen, wurde fast immer von Männern verrichtet. Frauen mögen das Spinnen und Kämmen übernommen haben, doch die schwerere Arbeit, Webstühle zu bedienen, um Stoffe für den Verkauf zu produzieren, war den Männern überlassen. Männer unternahmen lange Handelsreisen, Frauen blieben zu Hause oder führten die Geschäfte vor Ort. Zwar waren Frauen fast über-

all für den Haushalt verantwortlich, doch da die meisten Menschen auf oder nahe dem Existenzminimum lebten, war die Belastung gering. Gesellschaften der Jäger und Sammler und viehhütende Nomadenvölker kannten Hausarbeit in unserem Sinne kaum. In den meisten anderen Gesellschaften, ob ländlich oder städtisch, aß die Mehrheit der Bevölkerung einfache, leicht zuzubereitende Mahlzeiten. Sie besaß nur wenige schlichte Möbelstücke und scheint die Hygiene eher als Last denn als Vergnügen empfunden zu haben. Offensichtlich putzte sie ihre Häuser und wusch die Wäsche nicht öfter als ein- oder zweimal pro Jahr.

In den Tagen vor der politischen Korrektheit war es einer Autorin sogar möglich zu schreiben, Spinnen sei »wegen des mechanischen Charakters der Bewegungen, der geringen Belastung für die Augen und der geringen Anforderung an das Denkvermögen« insbesondere eine Arbeit für Frauen. Das gleiche galt für viele andere weibliche Tätigkeiten wie das Nähen oder Sticken: Sie konnten mit Muße, und während man sich unterhielt, ausgeführt werden. Ähnlich argumentierte man auch im kaiserlichen China, wo die häusliche Textilproduktion so organisiert war, daß Frauen sich leicht Zeit zum Stillen oder zur Betreuung von Kleinkindern nehmen konnten, die neben dem Webstuhl spielten. Aber die schwere, komplexe Arbeit außerhalb der häuslichen Sphäre war von den Männern monopolisiert. Mit zunehmender Entwicklung der Wirtschaft wurden Frauen immer mehr leichte Tätigkeiten zugewiesen. Als sich die Tsing-Dynastie dem Ende zuneigte, gab es wenig, was daran erinnerte, daß früher einmal praktisch alle chinesische Seide von Frauen gewoben worden war.

Ein dritter Grund, warum Männer und Frauen unterschiedliche Arbeiten verrichteten, war die Auswirkung dieser Tätigkeiten auf die Gesundheit. Schon der Hippokratische Text *Krankheiten von Frauen* (4. Jahrhundert v.Chr.) warnte davor, Frauen, die gerade ein Kind geboren hatten, zu hart arbeiten zu lassen. Ähnlich schrieb im zweiten Jahrhundert n. Chr. der griechische Arzt Soranus, schwere Arbeit führe zum Verlust der Periode und, wenn diese Arbeit zu lange andauere, der Fruchtbarkeit. Als Ergebnis arbeiteten Männer an den Trockenöfen

und verzierten Vasen mit bleihaltiger Farbe. Viel später, als Joshua Wedgwood mit der Fertigung von Steingut begann, übernahmen Männer die schmutzigeren Arbeiten wie die Bearbeitung und das Brennen des Tons, während Frauen die Verzierungen hinzufügten. Die größere Anfälligkeit von Frauen für Infektionen erklärt, warum vorrangig Männer, vor allem außer Hause, alle möglichen schmutzigen Arbeiten, wie das Brennen von Holzkohle, das Schlachten großer Tiere, das Reinigen der Abwasserkanäle, das Kaminfegen (das zu Hodenkrebs führen kann) und ähnliches ausführen mußten. Bis heute gelten in den USA die Müllabfuhr und die Müllbeseitigung als »männlichster aller Männerberufe«.

Das Arbeitsleben der Frauen unterschied sich von dem der Männer darin, daß sie eher Teilzeitbeschäftigungen hatten und mit Unterbrechungen arbeiteten. Einige Gesellschaften betrachteten die Menstruation als »ein angenehmes Zwischenspiel«. Auch wenn die amerikanische Schriftstellerin Pearl S. Buck schrieb, chinesische Frauen würden innerhalb weniger Stunden nach der Geburt ihre Arbeit wiederaufnehmen, wurde die Tatsache, daß schwangere Frauen und Frauen, die vor kurzem entbunden hatten, nur leichte Arbeiten ausführen konnten, stets anerkannt. Diejenigen, die es sich leisten konnten, stellten Dienstpersonal ein. Andere nahmen die Hilfe von Verwandten in Anspruch. Bis zur Einführung von Kindergärten, einer Erfindung des späten 19. Jahrhunderts, konnten auch Frauen mit Kleinkindern nicht ganztägig arbeiten. Kurz gesagt, während man von Männern erwartete, daß sie ihr Leben lang ganztägig arbeiteten, galt dies bei Frauen nur für junge unverheiratete Frauen oder Witwen.

Da die biologischen Unterschiede zwischen Männern und Frauen festgelegt sind, überrascht es kaum, daß die oben genannten Prinzipien praktisch überall Anwendung fanden. Das schloß Abweichungen innerhalb unterschiedlicher Gesellschaften und innerhalb der gleichen Gesellschaft zu unterschiedlichen Zeiten natürlich nicht aus. Während das Stricken heutzutage eine fast ausschließlich weibliche Tätigkeit ist, wurde sie bis 1800 oft von beiden Geschlechtern ausgeübt. In Tibet war das Weben von Teppichen Männerarbeit. Vor allem während der

Jahreszeiten, in denen es in der Landwirtschaft viel zu tun gibt, wurden dringende Arbeiten oft von beiden Geschlechtern gemeinsam erledigt. Doch Frauen übernahmen selten die schwersten Aufgaben wie zum Beispiel das Pflügen, es sei denn, die Männer waren nicht da. Wenn Frauen, wie in Deutschland während des Ersten Weltkriegs, dazu gezwungen waren, solche Arbeiten auszuführen, war das Ergebnis ein drastischer Rückgang der Produktivität. Oder das Land lag brach, wie in den Zwanzigerjahren in der Sowjetunion. In China, wo man während des Großen Sprungs nach vorn Frauen die Landwirtschaft überließ, während Männer Eisen in Öfen auf dem Hinterhof produzierten, kam es zu einer Hungerkatastrophe.

Was geschieht, wenn die Unterschiede zwischen Männern und Frauen ignoriert werden, zeigt auch die Geschichte der israelischen Kibbuzim. Die ersten Kollektive versuchten, zum Teil wegen Kapitalmangels, zum Teil aus ideologischen Gründen, ihren Unterhalt allein durch die Landwirtschaft zu sichern. Selten wurde die Lehre von der Gleichheit der Geschlechter so wörtlich genommen. Frauen beteiligten sich an den schwersten Arbeiten wie dem Trockenlegen von Sümpfen, dem Straßenbau, der Urbarmachung von Land, dem Pflügen usw. Und dennoch neigte man dazu, ihnen die leichteren Aufgaben zuzuweisen. Außerdem wurden sie weitgehend von der Hausarbeit befreit. Dazu gehörte das Kochen (Mahlzeiten wurden gemeinsam eingenommen), das Waschen (das die Kibbuz-Wäscherei übernahm) und die Kinderbetreuung (die in eigenen Häusern lebten und ihre Eltern nur wenige Stunden am Tag sahen). Das einzige, was Mütter ihren Kindern geben mußten, war »Liebe«. Aus diesem Grund arbeiteten sie, und nicht die Väter, täglich eine Stunde weniger.

Innerhalb weniger Jahre konnten die meisten Frauen jedoch nicht länger mit den Männern mithalten. Diejenigen, die es versuchten, alterten sehr schnell. Die Kibbuz-Frau, die so aussieht, als könne sie die Mutter ihres Ehemanns sein, ist oder war in Israel nichts Ungewöhnliches. Die übrigen Frauen zogen sich in die Küche, in Kindergärten, Schulen, die Wäscherei, die Näherei, in Sekretariate oder Kliniken, in denen sie als Krankenschwestern arbeiteten, zurück. Sicherlich war es nicht immer

einfach oder angenehm, das für »Genossen« zu tun, was sie ursprünglich für ihre eigenen Familien getan hatten. Doch auf jeden Fall mußten sie keine schweren Arbeiten im Freien verrichten.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß Frauen in bezug auf Arbeit immer privilegiert waren. Das lag daran, daß sie körperlich schwächer waren als Männer, daß sie Kinder austragen und versorgen mußten und daß man die Gesundheitsrisiken, denen man sie aussetzte, kannte. Außerdem konnten sie sich nicht so gut verteidigen wie Männer. Mit wenigen Ausnahmen traf all dies auf freie Frauen ebenso zu wie auf Sklavinnen oder Leibeigene, auf Frauen, die unentgeltlich ihren Verwandten halfen, wie auf solche, die bei Fremden gegen Lohn arbeiteten. Eine Ausnahme bildeten wahrscheinlich die Unternehmerinnen, und die Unternehmer blieben immer in der Überzahl. Selbst heute machen sich Männer gewöhnlich in der Hoffnung selbständig, schneller Karriere zu machen, Frauen hingegen, um in den Genuß flexibler Arbeitszeiten zu kommen, die sich mit ihren häuslichen Pflichten vereinbaren lassen.

Damit soll auf keinen Fall gesagt werden, daß das Leben von Frauen unbedingt leichter war, daß die von ihnen ausgeführten Tätigkeiten immer angenehm waren oder daß sie keine erniedrigenden Arbeiten verrichten mußten. Noch war die Arbeit von Frauen unwichtig. In Bedarfsdeckungswirtschaften, in denen wenig oder gar kein Handel getrieben wurde, war der Unterschied zwischen der bezahlten Arbeit von Männern und der unbezahlten Arbeit von Frauen unbekannt. Angehörige beider Geschlechter wurden als Teil des Haushaltes betrachtet. Sie verrichteten Tätigkeiten, die ihnen aufgrund ihrer Natur oder aufgrund von Bräuchen zugewiesen wurden, und machten sich keine Gedanken über die Unterschiede. Später waren die von Frauen ausgeführten Tätigkeiten trotz der Tatsache, daß Männer den Handel dominierten und dementsprechend mehr Reichtum anhäuften, ebenso wichtig wie die der Männer und ergänzten diese. Wie das Sprichwort sagt: »Als Adam grub und Eva spann, wer war da der Gentleman?« Es bedeutet jedoch, daß die wirklich schweren Arbeiten — *die ponos* — immer und überall den Männern vorbehalten blieben.

## Die Auswirkungen der Industrialisierung

Schon immer haben Frauen weniger als Männer gearbeitet und leichtere Tätigkeiten in unmittelbarer Nähe ihres Zuhauses verrichtet, doch im Zuge der Industriellen Revolution hörten viele von ihnen gänzlich auf zu arbeiten. Gründe dafür waren zum einen die Mechanisierung der Produktion, zum anderen der Transport. Die mechanische Produktionsweise war viel kapitalintensiver und brachte einen Wandel von zahlreichen kleinen Unternehmen zu wenigen großen Fabriken mit sich. Die technische Entwicklung im Transportwesen förderte diesen Wandel, weil viel mehr Menschen und Güter leichter und schneller als je zuvor unglaubliche Entfernungen zu unvergleichlich niedrigen Preisen zurücklegen konnten.

Die zunehmende Trennung von Heim und Arbeitsplatz beeinflusste das Leben von Männern und Frauen auf unterschiedliche Weise. Männer begannen zu pendeln. Sie verließen morgens das Haus und kehrten abends nach getaner Arbeit zurück. Frauen, die sich um den Haushalt und die Kinder kümmern mußten, blieben zu Hause. Hatten zuvor die meisten Frauen zumindest irgendeine produktive Tätigkeit verrichtet, so wurde jetzt die Kategorie der Vollzeitmutter und -hausfrau erfunden. Paradoxerweise fand diese Entwicklung zu einer Zeit statt, in der Hausangestellte billig waren und sogar in Haushalten der unteren Mittelschicht als unentbehrlich erachtet wurden. Im Zuge der Urbanisierung sank die Fruchtbarkeitsziffer, was das Leben für verheiratete Frauen noch einfacher machte. Je höher ihr sozialer Status, desto unwahrscheinlicher war es, daß sie vor oder nach ihrer Heirat ihren Lebensunterhalt verdienen mußten.

Natürlich hörten nicht Frauen gleichzeitig auf zu arbeiten und manche von ihnen nie. Vor allem in der Landwirtschaft erfand man die ersten Geräte wie Dampfmaschinen, die die Pflüge zogen, um Männern die Arbeit zu erleichtern. Die Arbeit der Frauen war leichter und ließ sich, da es sich nicht um Massenfertigung handelte, schwerer mechanisieren. Es ist einfacher, eine Erntemaschine zu bauen, als eine Maschine zum Tomatenspflücken zu erfinden. Es dauerte also noch ein weite-

res Jahrhundert, bevor Maschinen die traditionellen Aufgaben von Frauen, wie die Gartenarbeit, die Pflege von Obstgärten, die Versorgung des Viehs und ähnliches veränderten. Kulturelle Faktoren spielten ebenfalls eine Rolle. Holländische Frauen hörten zum Beispiel früher auf zu arbeiten als Frauen der meisten anderen Länder. Umgekehrt waren Frauen noch lange nachdem sie andere landwirtschaftliche Tätigkeiten aufgegeben hatten, in der Milchwirtschaft tätig. In jedem Fall blieben die wirklich schweren Arbeiten und solche, die lange Reisen erforderten, eine Männerdomäne.

Die meisten berufstätigen Frauen arbeiteten als Hausangestellte, ein Beruf, den vier- bis zehnmal mehr Frauen als Männer ausübten. 1851 waren in London 18 Prozent aller Frauen über zwanzig und 43 Prozent aller erwerbstätigen Frauen Hausangestellte. Zwischen 1870 und 1890 machten sie in Großbritannien fast die Hälfte der weiblichen Arbeitskräfte aus, in den USA sogar noch bis 1940. Das lag zum einen daran, daß Frauen für andere Tätigkeiten nicht qualifiziert waren, zum anderen jedoch, daß diese Arbeit ihren Reiz hatte. So wie heute hielt auch damals so manche die Fabrikarbeit als unvereinbar mit der Weiblichkeit. Im Gegensatz dazu galt die Arbeit in einem Haushalt als angenehm und weniger unpersönlich. Sie war gewöhnlich auch sicherer, denn sie führte nur selten zu Arbeitslosigkeit. In den Jahren nach 1900 war die Nachfrage nach Hausangestellten so groß, daß eine Arbeitsuchende auf eine Anzeige in einer Hamburger Tageszeitung Antworten von 60 potentiellen Arbeitgebern erhielt. Verglichen mit einigen Alternativen waren die Einschränkungen, die von einem Mädchen verlangt wurden, das in einer Familie der Mittelschicht arbeitete, gering. Da sich Hausangestellten viele Möglichkeiten zu lernen boten, konnte ihre Arbeit sogar zu einem sozialen Aufstieg führen. Weibliche Hausangestellte waren in der Regel gebildeter als ihre Schwestern in anderen Berufen.

Ein weiterer Vorteil war der, daß andere für die Grundbedürfnisse der Frau, einschließlich Unterkunft und zumindest einen Teil ihrer Kleidung, sorgten. Das gleiche galt in noch höherem Maße für die Nahrung. Dienstboten aßen besser als andere Arbeitnehmerinnen. Berücksichtigt man diese Faktoren,

so läßt sich feststellen, daß ungelernete Arbeiterinnen der Unterschichten in keinem anderen Beschäftigungsverhältnis so viel verdienen konnten. Die lange Arbeitszeit und die wenige Freizeit machten das Sparen einfacher. Zwar arbeiteten die meisten Frauen nur relativ kurze Zeit als Hausangestellte, bevor sie ihre Stellung aufgaben und heirateten, doch konnten diejenigen, die auf Dauer in diesem Beruf blieben, mit einer Beförderung rechnen. In Hamburg zum Beispiel blieb nur ein Prozent auf der untersten Stufe der Karriereleiter. Die meisten Hausangestellten wurden Wirtschafterin, Gesellschafterin, Köchin usw.

Im Verlauf des Jahrhunderts arbeiteten zunehmend nur noch die Frauen der ganz Armen auch noch nach der Heirat und der Geburt von Kindern. Noch weniger als heute war es mit dem Stolz eines Mannes vereinbar, sich von seiner Frau ernähren zu lassen. Davon zeugt Friedrich Engels' rührselige Beschreibung des »armen Jack«, der zu Hause sitzt und vor Scham weint, während er versucht, die Strümpfe seiner Frau zu stopfen. Selbst John Stuart Mill, der große Fürsprecher der Rechte der Frauen, sagte: »Es ist nicht... erstrebenswert, daß die Frau durch Arbeit zum Einkommen der Familie beiträgt.« Bestenfalls betrachtete man solche Arbeit als Reserve für äußerste Notzeiten. Verheiratete Frauen nahmen nur Gelegenheitsarbeiten an und kehrten so bald wie möglich zurück in den Haushalt. Dies traf zunehmend auch auf die Frauen von ungelerten Arbeitern und Immigranten zu.

Folglich arbeiteten Frauen in der Industrie weitaus weniger Jahre als Männer. Sie bildeten auch nur eine kleine Minderheit unter allen Industriearbeitern. So belief sich 1841 die Zahl der Fabrikarbeiterinnen in England, dem Land, in dem die Industrialisierung am weitesten fortgeschritten war, auf 8879. In Tilburg, Niederlande, gab es in den Fabriken fünfmal so viele junge Facharbeiter wie Facharbeiterinnen. Unter den Älteren muß der Unterschied sogar noch größer gewesen sein. Der Anblick von Frauen, die »mit der ganzen Anmut ihres Geschlechts« den Hammer schwingen, rief großes Staunen hervor. Da Frauen schon seit den Achtzigerjahren des 18. Jahrhunderts immer seltener im Bergbau arbeiteten, machten sie dort nur noch drei bis vier Prozent der Arbeiterschaft aus. Und

selbst diese wenigen waren keine richtigen Bergarbeiterinnen. Sie arbeiteten über Tage und halfen, die Kohle zu sortieren und für den Abtransport vorzubereiten. So sagte ein französisches Sprichwort, die Kohlereviere seien die Hölle, in die die Pferde hinuntertrotteten und aus der sie niemals wieder herauskamen. Sie waren das Fegefeuer für Männer, die täglich dort hinabstiegen, und das Paradies für Frauen, deren Kontakt mit dem Staub und Ruß darauf beschränkt war, die Kleidung ihrer männlichen Verwandten zu waschen.

Selbst diese geringe Anzahl von im Bergbau tätigen Frauen führte zu einem Aufschrei über die »schädlichen« Wirkungen der Industriearbeit auf weibliche Erwerbstätige. Schon 1844 wurden in England die ersten Fabrikgesetze verabschiedet. Von dort breiteten sie sich auf andere Länder wie Belgien, Frankreich, Deutschland und die Vereinigten Staaten aus. Schritt für Schritt wurde für den Schutz erwerbstätiger Frauen gesorgt. Die Gesetze sahen Einschränkungen hinsichtlich der Gewerbebranche, in denen Frauen tätig werden konnten, der Anzahl der Stunden, die sie arbeiten mußten, der Arbeitsbedingungen und der Schichtarbeit vor, die von ihnen (nicht) verlangt werden konnte. 1908 konnte Louis Brandeis im Fall *Muller v. Oregon* dem Obersten Gerichtshof der USA einen Schriftsatz vorlegen, in dem über hundert Untersuchungen zur Notwendigkeit, Frauen vor Arbeitsüberlastung zu schützen, zitiert waren. Die Strategie funktionierte, und die staatliche Regulierung der Arbeit von Frauen wurde als verfassungsmäßig erklärt. Nur drei Jahre zuvor hatte hingegen ein anderes Gericht eine ähnliche Verordnung für Männer in einem der schwersten aller Berufe, dem des Bäckers, abgelehnt. So sagte der Richter im Fall *Lochner v. New York*: »Sauberes und gesundes Brot hängt nicht davon ab, ob der Bäcker... nur 60 Stunden pro Woche arbeitet.« Hatten 1917 vierzig US-Bundesstaaten Gesetze zum Schutz der Frauen verabschiedet, kamen Männer, zu denen auch die männlichen Kinder ab dem elften Lebensjahr zählten, wenn überhaupt, erst viel später in den Genuß ähnlicher Gesetze. Als man schließlich Gesetze für Männer erließ, nahm man sich die Verordnungen, die bereits für Frauen existierten, zum Vorbild.

Ab den Achtzigerjahren des 19. Jahrhunderts änderte sich die

Situation erneut. Die erste Phase der Industriellen Revolution war vorüber. Gas und Elektrizität ersetzten allmählich die Kohle als Hauptenergiequelle. Zumindest einige Industriezweige begannen, einen Teil des Schmutzes und Rußes loszuwerden, der Dickens »Coketown« charakterisiert hatte. Es gab jetzt große Unternehmen, die Zweigstellen ihrer Fabriken gründeten und aufgrund eines höheren Verwaltungsaufwandes eine riesige Nachfrage nach Sekretärinnen und Empfangsdamen erzeugten. Die Erweiterung des Regierungsapparates, dazu gehörten Sozialversicherung, Gesundheitswesen und die Schulpflicht, schuf neue Stellen für Angestellte. Auch technische Errungenschaften wie der Telegraf, das Telefon und der Fernschreiber zogen einen größeren Bedarf an Angestellten nach sich.

Zuvor war die Arbeit in einem Haushalt oder einer Fabrik unter der Würde der typischen jungen Frau der Mittelschicht gewesen, die, wie wir gesehen haben, die Jahre vor der Ehe damit verbrachte, singen, sticken oder malen zu lernen. Nun gingen diese Frauen scharenweise vorübergehende Beschäftigungsverhältnisse ein und verrichteten Tätigkeiten, die zwar oft langweilig, aber nicht allzu anstrengend und vor allem sauber und ungefährlich waren, und für die man keine anspruchsvollen Qualifikationen benötigte. So waren 1887 drei Viertel der Arbeiterinnen in großen amerikanischen Städten unter 25 Jahre alt und von diesen nicht weniger als 96 Prozent ledig. Im zeitgenössischen Berlin war die Situation ähnlich.

Nur in der Landwirtschaft waren Frauen bei schweren und schmutzigen Arbeiten gefordert. Überall dort, wo aufgrund sich wandelnder technischer, wirtschaftlicher und sozialer Bedingungen leichte, saubere Tätigkeiten geschaffen worden waren, gab es eine große Anzahl von Frauen. 1880 waren in den USA vier Prozent der Angestellten Frauen, 1890 einundzwanzig Prozent. In dieser Zeit stieg die Gesamtzahl der Angestellten von 504000 auf 750 000. In Deutschland stieg die Zahl der weiblichen Erwerbstätigen im öffentlichen Dienst und den freien Berufen auf mehr als das Doppelte an, im Handel und im Transportwesen sogar auf das Dreifache. Schließlich waren ganze Tätigkeitsbereiche wie die Arbeit in Telefonzentralen, das Vorbereiten und Ablegen von Dokumenten, das Sortieren

der Post, in Frauenhand. Im neunzehnten Jahrhundert herrschte die Ansicht vor, Frauen seien schwache, zerbrechliche Geschöpfe. Je weiter sie von zu Hause entfernt waren, desto größer war die Gefahr, daß sie von Männern verdorben wurden, und, wenn sie Glück hatten, ihr gutes Benehmen verloren, wenn sie Pech hatten, ihre Jungfräulichkeit. Die meisten Arbeitgeber teilten diese Bedenken. Doch selbst wenn sie dies nicht taten, mußten sie, um Arbeitskräfte zu gewinnen, den Frauen Schutz bieten. Wie immer führte dieser Schutz zur Gettoisierung und in gewisser Weise zur Marginalisierung. Diejenigen, die geschützt werden müssen, können kaum erwarten, ernst genommen zu werden. Auf Bildern sieht man oft Säle voller junger, ordentlich gekleideter Frauen, die an ihren Schreibtischen arbeiten, und weit und breit kein Mann.

Trotz aller Versuche, Frauen das Arbeitsleben zu erleichtern, sollte man ihren Anteil an der erwerbstätigen Bevölkerung nicht überschätzen. 1851 arbeiteten 2,8 Millionen englische Frauen, was etwa ein Viertel der Beschäftigtenzahl ausmachte. Sechzig Jahre später hatte sich ihre Zahl auf 5,4 Millionen verdoppelt. Und dennoch hatte sich der Prozentsatz der erwerbstätigen Frauen in bezug auf ihre Gesamtzahl kaum verändert. 1911 arbeiteten 69 Prozent der alleinstehenden Frauen, aber nur 9,6 Prozent der verheirateten Frauen. Während 83,7 Prozent aller Männer arbeiteten, die zehn Jahre oder älter waren, traf das bei Frauen nur auf 31,6 Prozent zu, von denen die meisten einen Beruf ausübten, weil sie, angesichts des durch die Emigration erzeugten demographischen Ungleichgewichts keinen Mann finden konnten. Die Situation auf dem europäischen Festland glich der in Großbritannien. In den USA nahm nur eine von zwanzig verheirateten Frauen bezahlte Arbeit an. Da die damaligen Statistiker jede Frau, die irgendwann einmal einen Ring getragen hatte, als verheiratet einstufte, spiegeln selbst diese Zahlen nicht die Wirklichkeit wider. So zeigte eine zur Jahrhundertwende durchgeführte Erhebung bei 728 »verheirateten«, arbeitenden Frauen in Philadelphia, daß 237 von ihnen Witwen waren, 146 ihre Ehemänner verlassen hatten und 12 geschieden waren. Nur 333 Frauen hatten tatsächlich einen Ehemann zu Hause.

Als der Erste Weltkrieg ausbrach, ging man zunächst davon aus, der Zusammenbruch des Wirtschaftslebens werde bei beiden Geschlechtern zu Arbeitslosigkeit führen. Das war während der ersten Monate auch der Fall. Industrien, in denen Frauen tätig waren, vor allem solche, die Luxusartikel herstellten, litten unter der geringeren Nachfrage oder waren gezwungen, ihre Produktion einzustellen.<sup>85</sup> Fast jede zweite britische erwerbstätige Frau war 1914 irgendwann einmal arbeitslos. Doch schon im Winter 1914/15 kehrte sich die Situation um. Als Millionen von Männern in einem Konflikt, der sich als langanhaltend erweisen sollte, an die Front gingen, mußten sie mit Millionen Tonnen Material jeder Art versorgt werden. Statt, wie sie es erwartet hatten, für die Arbeitslosen sorgen zu müssen, suchten die Behörden händeringend nach Arbeitskräften — männlichen wie weiblichen —, mit denen sie die nun offenen oder neu geschaffenen Stellen besetzen konnten.

Wie gewöhnlich waren die meisten Frauen in Industrien tätig, in denen die Arbeit vergleichsweise leicht und sauber war. Die wichtigsten produzierten Waren wie Schuhe, Stiefel, Strumpfwaren, Uniformen, Gurte und Seesäcke, die alle in die Kategorie der Leichtindustrie fielen. Als nächstes nahmen Frauen die Plätze der Männer im Dienstleistungswesen ein, was sie in Kontakt mit der Öffentlichkeit brachte, wiederum ein Bereich, in dem sie, die angeblich zarten Geschöpfe, zuvor selten tätig gewesen waren. Frauen standen in Postämtern und Banken hinter den Schaltern. Sie arbeiteten als Bus- und Straßenbahnschaffnerinnen und fuhren Taxis und sogar Lastwagen. 1916 zog es einige Frauen aufgrund der hohen Löhne sogar in Munitionsfabriken. Dennoch bestand die Arbeiterschaft selbst auf dem Höhepunkt des Krieges im April 1918, als Großbritanniens Armee unter der bis dahin mächtigsten Offensive der Geschichte ächzte, zu zwei Dritteln aus Männern. Die Gesamtzahl der britischen erwerbstätigen Frauen erhöhte sich im Juli 1914 nur von 3 276 000 auf 4 808 000. Selbst diese Zahl verzerrt vielleicht die Bereitschaft der Frauen, ihren Teil zum Krieg beizutragen, denn die Zahl von 1914 schließt weder Hausangestellte noch kleine Hinterzimmermanufakturen ein, in denen Kleider produziert wurden.

In den meisten anderen Ländern herrschte, noch verstärkt, die gleiche Situation wie in England. Da es keine Berufsheere gab, bestand bald ein Mangel an Arbeitskräften, eine Lücke, die in gewissem Maße von Frauen gefüllt wurde. 1916/17 wurden Arbeiterinnen in mehreren Ländern — Deutschland, Italien, Frankreich und auch Großbritannien — in den Munitionsfabriken so gut bezahlt, daß die Männer ihnen vorwarfen, sich am Krieg eine goldene Nase zu verdienen, und das in einer Zeit, wo sie selbst zu Tausenden starben. Dennoch waren die wirklich schweren Arbeiten im Bergbau, der Forstwirtschaft, dem Transportwesen usw. auch weiterhin fast ausschließlich Männern überlassen, die aufgrund ihres Alters oder ihrer Gesundheit nicht zum Kriegsdienst eingezogen oder von diesem freigestellt worden waren, weil Frauen diese Arbeiten nicht erledigen konnten. So bildeten bei Wigan Pier, berühmt geworden durch George Orwells Roman *Der Weg nach Wigan Pier*, Frauen nur 5,5 Prozent der Arbeiterschaft, wobei nicht eine von ihnen unter Tage arbeitete.

Nachdem der Krieg zu Ende war, wurde deutlich, daß sich die Vorstellungen über die ökonomischen Rollen der Geschlechter, wenn überhaupt, kaum geändert hatten. Die meisten Frauen kehrten glücklich in ihr Heim zurück, vor allem, wenn sie in der Schwerindustrie gearbeitet hatten. Selbst in den USA zogen, auch unter den Absolventinnen berufsorientierter höherer Lehreinrichtungen für Frauen, zwischen 83 und 94 Prozent die Ehe der Berufstätigkeit vor. Für Frauen der unteren Mittelschichten stellte sich nicht die Frage, ob sie aufhören konnten zu arbeiten, sondern wann sie das konnten. Erwerbstätige Männer der Unterschichten, oft von Ideologien des linken Flügels beeinflußt, betrachteten diese Frage oft vom Standpunkt des Klassenkampfes aus. Sie waren stolz darauf, daß der Kapitalismus, auch wenn es ihm gelungen war, sie selbst zu versklaven, es nicht geschafft hatte, das gleiche mit ihren Ehefrauen zu tun. Und so sah man gerne auf die herab, deren Ehefrauen erwerbstätig waren. In den USA waren nur 15 Prozent aller verheirateten Frauen erwerbstätig, und nur 20 Prozent der Menschen beider Geschlechter waren der Meinung, verheiratete Frauen sollten arbeiten. 1939 waren sogar nur noch 10 Pro-

zent dieser Ansicht. So schrieb der Vicepresident eines Unternehmens, die Freiheit, nicht arbeiten zu müssen, sei »Gottes größtes Geschenk an die Frauen und ihr natürliches Geburtsrecht«, was, wie er hoffte, eines Tages gänzlich durchgesetzt würde. Vor diesem Hintergrund stagnierte die Zahl der erwerbstätigen Frauen und ihr Anteil an der Gesamtheit der Erwerbstätigen in allen Ländern mit Ausnahme der Sowjetunion. 1929 hatten zum Beispiel in den USA vierzig Prozent aller verheirateten Frauen noch nie außer Haus gearbeitet. Zu keiner Zeit und in keinem Land bildeten sie über 36,1 Prozent der Erwerbstätigen.

Wenn Frauen arbeiteten, verrichteten sie weiterhin die weniger anstrengenden und weniger gesundheitsgefährdenden Tätigkeiten. Sie bedienten kleinere Pressen (z.B. bei der Herstellung von Spielzeugen), arbeiteten mit leichteren Gußformen oder in der Endfertigung (z.B. bei der Keramikherstellung) und montierten Radios, während Männer sich um die Blei und Säure enthaltenden Batterien kümmerten. Weitgehend überwunden war auch die Vorstellung, die weiblichen Seelen seien zu zart, um die Frauen den Blicken der Männer auszusetzen. Viele Frauen nahmen Büro- und Verkaufstätigkeiten an, so daß schließlich ihre Anwesenheit in Büros und Geschäften als Maßstab für Modernität betrachtet wurde.

Die Hauptlast der Weltwirtschaftskrise hatten die Männer zu tragen. Zwar war es für Männer wie Frauen schwerer, Arbeit zu finden, dennoch betraf die Krise beide Geschlechter nicht gleichermaßen. Da zum Beispiel in den USA weniger Frauen arbeiteten und diese in der Regel weniger verdienten, verloren im Verhältnis weniger Frauen ihre Arbeit als Männer. Später erholte sich der Arbeitsmarkt für Frauen — Büroarbeit, Dienstleistungen und Zweige der Leichtindustrie wie das Textilgewerbe - schneller als der für Männer, die sich von Frauen ausgebootet fühlten. Am meisten profitierten die verheirateten Frauen, von denen am Ende des Jahrzehnts 15 Prozent mehr erwerbstätig waren als zu Beginn des Jahrzehnts. Der Anteil der erwerbstätigen Männer fiel in diesem Zeitraum hingegen um acht Prozent.

Auch wirkte sich die Arbeitslosigkeit unterschiedlich auf die

beiden Geschlechter aus. Männer litten nicht nur unter dem Geldmangel, sie fühlten sich auch entmannt. Als Jugendliche wurden sie daran gehindert, Männer zu werden, und liefen Gefahr — vor allem, wenn ihre Familien es sich nicht leisten konnten, sie weiter zur Schule zu schicken —, als Rumtreiber oder Penner zu enden. Als Erwachsene blieben sie entweder zu Hause oder gingen auf die Suche nach einer Arbeit, nur um mit leeren Taschen zurückzukehren. Als Folge wurden sie ihrer sozialen Bindungen und ihres Status beraubt, ihr Selbstwertgefühl wurde untergraben, und ihre Ehen waren gefährdet. All das traf auf Frauen, wenn überhaupt, nur in geringerem Maße zu. Fotos zeigen, wie in Amerika Tausende Männer in Dreier- oder Viererreihen vor Suppenküchen Schlange stehen. Oder wie sie in Deutschland versuchten zu schlafen, den Kopf auf ein Seil gebettet, das Cafebesitzer über den Gehweg gespannt hatten und für das sie zehn Pfennig pro Kopf kassierten. Laut zeitgenössischen Berichten standen Frauen weder für Brot an, noch wohnten sie in billigen Pensionen oder schliefen im Park. Wie schlecht es ihnen auch ging, irgendwie schafften Frauen es immer, an Brot zu kommen und ein Dach über dem Kopf zu haben.

Was die Frauenarbeit anging, so war der Zweite Weltkrieg weitgehend eine Wiederholung des Ersten. Wiederum wurden Abermillionen Männer eingezogen und an die Front geschickt. Erneut riefen die Regierungen die Frauen auf, die Lücke zu füllen, zuerst im Dienstleistungsbereich und in den Büros, dann in der Leichtindustrie und schließlich auch in der Schwerindustrie. Dennoch genossen die Frauen, mit Ausnahme der Erwerbstätigen in der Sowjetunion, worauf später noch eingegangen wird, auch weiterhin alle möglichen Privilegien. Das galt, wie wir gesehen haben, vor allem für Deutschland, wo die Nazis aus ideologischen Gründen ihr möglichstes taten, um verheiratete Frauen davor zu schützen, die ganze Bürde des Krieges zu tragen. Das gleiche traf noch verstärkt auf Japan zu.

Es ist richtig, daß in den westlichen Demokratien, d. h. in Großbritannien und den USA, eine große Zahl verheirateter Frauen erwerbstätig wurde, aber auch dort verrichteten Frauen

gewöhnlich die leichteren Tätigkeiten. So gab es in Großbritannien selbst auf dem Höhepunkt des Krieges im Jahr 1943 noch zehn Millionen nicht erwerbstätige Frauen, die im Durchschnitt weniger als ein Kind zu versorgen hatten. Das bedeutet, daß es, nachdem fünf Millionen Männer (aber nur 450000 Frauen) in Uniformen gesteckt worden waren, immer noch eineinhalb so viele erwerbstätige Männer wie Frauen gab. Erst gegen Ende des Jahres 1943 wiesen die Behörden schließlich Frauen, die keine Kinder unter vierzehn hatten, an, im Dienste des Krieges zu arbeiten. Doch aus Angst, dies könne bei Männern wie Frauen zu einem Aufruhr führen, wurde diese Direktive nur vorsichtig angewendet.

Selbst 1945 waren von 52 Millionen erwachsenen Amerikanerinnen nur 19,5 Millionen erwerbstätig, von den verheirateten Frauen sogar nur 25 Prozent. Obwohl das Bild von Rosie the Riveter die Propaganda beherrschte, war die Verbindung zur Realität dürftig. In der Metallverarbeitungsindustrie betrug das Verhältnis von Männern zu Frauen 3,4 zu 1. Eine 1945 durchgeführte Umfrage gab Aufschluß darüber, was Frauen veranlaßte, sich für bestimmte Arbeiten zu entscheiden und andere zu vermeiden. Es stellte sich heraus, daß drei Viertel der erwerbstätigen Frauen davon ausgingen, nach dem Krieg weiterzuarbeiten. Sie hofften, wenn irgend möglich, in den von ihnen gewählten Erwerbszweigen tätig bleiben zu können. Nur in der Kriegsindustrie galt das für eine wesentlich geringere Anzahl von Frauen. Und doch erhielten Frauen gerade hier die höchsten Löhne, wohingegen sie in anderen Bereichen etwa fünfzig Prozent weniger verdienten als Männer. Eine weitere Statistik hilft, dieses Paradox zu erklären. Die größte Konzentration von Frauen war in Industrien mit der geringsten Anzahl an Unfällen zu finden. Dort arbeiteten viermal mehr Frauen als Männer. Umgekehrt waren an den gefährlichsten Arbeitsplätzen kaum Frauen anzutreffen. Insgesamt war die Verletzungsrate von Industriearbeitern fast zweieinhalbmal so hoch wie die der Industriearbeiterinnen. Kein Wunder, daß Frauen sich in den von Männern dominierten Industriezweigen nicht wohl fühlten. Trotz der außergewöhnlich hohen Löhne planten die meisten, ihren Arbeitsplatz so bald

wie möglich aufzugeben, das heißt, sobald ihre Männer nach Hause kamen und sie wieder ernährten.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß die Trennung von Heim und Arbeitsplatz, die im neunzehnten Jahrhundert einsetzte, einen weitreichenden Einfluß auf das Arbeitsleben von Frauen hatte. Nur in der Landwirtschaft änderte sich an ihrer Situation wenig, es sei denn, sie zogen in die Städte, um nach besseren Stellungen zu suchen. Ansonsten führte diese Trennung dazu, daß viele Frauen, vor allem verheiratete, aufhörten zu arbeiten, zum einen, weil sie keiner schweren oder gefährlichen Arbeit nachgehen wollten, zum anderen, weil solche Tätigkeiten zunehmend für Frauen verboten waren. Diejenigen, die weiterhin zur städtischen Arbeiterschaft gehörten, verrichteten in der Regel die leichteren und ungefährlicheren Tätigkeiten. Sie arbeiteten zunächst in Haushalten, dann in der Leichtindustrie und schließlich, wegen des rasch steigenden Bedarfs, als Büroangestellte. Das daraus resultierende Muster herrschte weitgehend noch bis zur Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts vor, in manchen Ländern wie den Niederlanden sogar noch bis in die Sechzigerjahre. Ob es an dem Bemühen der Regierungen lag, die Frauen zu schützen, oder auch an der Opposition der Frauen selbst — nicht einmal zwei Weltkriege hatten es vermocht, dieses Muster zu ändern.

### **Der große Umbruch**

Wie wir gesehen haben, hielt man Arbeit in der Vergangenheit meist für eine dem Menschen als Strafe auferlegte Bürde, die es möglichst zu vermeiden galt. Eine Ausnahme bildeten hier Mönche und Protestanten. Während des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts verlor diese Sichtweise allmählich an Bedeutung. Die Wurzeln dieses Wandels reichen bis ins 18. Jahrhundert zurück. Damals argumentierte der englische Philosoph John Locke, daß im Naturzustand alle Menschen gleiches Anrecht auf alles hätten. Die Ursprünge des Privateigentums waren in der Arbeit zu suchen. Wenn jemand viel mehr besaß als andere, lag das letztlich daran, daß er oder seine

Vorfahren härter gearbeitet und mehr getan hatten, um Naturstoffe zu Verbrauchsgütern zu verarbeiten. Auf diese Weise rechtfertigte Locke die von ihm vorgeschlagene politische Ordnung, deren Hauptzweck darin bestand, das Privateigentum zu schützen.

Die Tatsache, daß einer der Hauptbefürworter des Privateigentums als erster die Arbeit zur Grundlage des menschlichen Lebens erklärte, ist schon paradox genug. Noch paradoxer ist jedoch, daß seine Ideen von den stärksten Gegnern solchen Eigentums, das heißt den Sozialisten des neunzehnten Jahrhunderts, übernommen wurden. Für Pierre Joseph Proudhon, einen der ersten von ihnen, war »Eigentum Diebstahl«, was hieß, daß nur derjenige, der produktive Arbeit leistete, das Recht hatte, an den Früchten dieser Arbeit teilzuhaben. Für den jungen Karl Marx bildete produktive Arbeit den Hauptunterschied zwischen Mensch und Tier. Für nachfolgende Sozialistenführer war die Arbeit das Fundament der sozialen Ordnung. Sowjetische Biologen gingen sogar noch weiter und erklärten die Hand und nicht das Gehirn zum wesentlichen Merkmal des Menschen. So bildete die Arbeit nicht nur das Wesen des Menschen, sie war tatsächlich der Grund für seine Evolution.

Parallel zu den revolutionären Ideen der Vordenker bildete sich auch in der Gesellschaft als Ganzem eine neue Einstellung gegenüber der Arbeit heraus. Zuvor hatten die meisten Männer sich mit ihrem Reichtum, ihrem sozialen Status und ihrer Ausbildung gebrüstet und die meisten Frauen sich etwas auf ebendiese Qualitäten ihrer Ehemänner eingebildet, aber das ist eine andere Geschichte. Während des 19. Jahrhunderts brach das Klassensystem aufgrund des Vermächtnisses der Französischen Revolution und der Verbreitung der Industriellen Revolution jedoch auseinander. Und die sozialistische Propaganda, die Eigentum als das Ergebnis von Ausbeutung präsentierte, trug auch ihren Teil dazu bei. Zunehmend sahen sich die Reichen gezwungen, ihre Privilegien zu rechtfertigen, indem sie nachdrücklich betonten, daß sie oder ihre Vorfahren gearbeitet hatten, um sich jene zu erwerben. Dem Müßiggang zu frönen wurde gesellschaftlich immer inakzeptabler, so daß selbst die-

jenigen, die es nicht nötig hatten, anfangen zu arbeiten oder zumindest vorgaben, es zu tun, und die Arbeit schließlich als den Hauptzweck ihres Daseins betrachteten. Die heutige Einstellung, Männer nach ihrem Beruf zu beurteilen und davon auszugehen, daß die Reichsten gewöhnlich am härtesten arbeiten, wurde geboren.

Sobald Arbeit - zumindest nach außen hin - nicht mehr als Bürde, sondern als Privileg betrachtet wurde, dauerte es nicht lange, bevor Männer, vorgeblich im Namen der Frauen, vorschlugen, das andere Geschlecht an diesem Privileg teilhaben zu lassen. Wie die Schriften von John Stuart Mill zeigen, lag das Problem, Frauen vom wirtschaftlichen Despotismus ihrer Ehemänner zu befreien, in der Luft. Der Hauptvertreter der Ansicht, Arbeit solle das Instrument der Emanzipation sein, war Friedrich Engels. In *Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats* schreibt Engels, im »Urkommunismus« seien Männer und Frauen gleichgestellt gewesen und hätten die Früchte der Erde gemeinsam besessen. Der technische Fortschritt und zuerst die Herdenbildung und dann der Ackerbau führten jedoch zum Privatbesitz an den Produktionsmitteln. Wirtschaftlich gesehen gewann die Arbeit der Männer aufgrund dieses Wandels stark an Bedeutung gegenüber der Arbeit der Frauen. Ja, dieser Wandel führte zu einer Situation, in der Eigentum, das kein Gemeinschaftsbesitz mehr war, an die Söhne des Mannes vererbt werden mußte. Dies erwies sich für die Stellung der Frau in der Gesellschaft als fatal. Die einzige Möglichkeit für Frauen, sich von der ökonomischen und damit auch sozialen Abhängigkeit zu befreien, sah Engels in der »Wiedereinführung des ganzen weiblichen Geschlechts in die öffentliche Industrie«. Damit meinte Engels Lohnarbeit außerhalb des Hauses, da die unbezahlte Arbeit, die Frauen zuvor geleistet hatten, seiner Ansicht nach per definitionem unproduktiv war.

In der Hoffnung, Frauen würden sich ihrer Bewegung anschließen und/oder ihre Ehemänner überreden, dies zu tun, aber auch aus echter Sorge um die Frauen, machten sich auch andere führende Sozialisten diese Ansichten zu eigen. Das detaillierteste Programm entwarf der Gründer der Deutschen

Sozialdemokratischen Partei, August Bebel (1840-1913). Für Bebel war die Geschichte der Frauen eine der Abhängigkeit und Erniedrigung, ermöglicht durch ihren Mangel an wirtschaftlicher Unabhängigkeit. Im Sozialismus, so schrieb er, würden die Frauen befreit werden, wobei das Wesen der Freiheit in dem Recht bestünde, an der produktiven Arbeit der Gesellschaft teilzuhaben und entsprechend entlohnt zu werden. Bebel, der sich mehr mit Detailfragen beschäftigte als Engels, forderte die familienrechtliche Gleichstellung von Männern und Frauen sowie das Wahlrecht für Frauen. Die Kindererziehung und das Kochen würden von der Gemeinschaft übernommen werden. Wenn Frauen wirtschaftlich nicht länger abhängig seien, wären beide Geschlechter — zum ersten Mal in der Geschichte — frei, ihre Partner aus Liebe zu wählen.

In vieler Hinsicht bildete Bebels Werk die Grundlage für die ab 1918 in der Sowjetunion eingeschlagene Politik. Nachdem die Bolschewiken in einem vom Krieg und der Revolution zerstörten Land die Macht übernommen hatten, war es ihr Hauptanliegen, die Produktion wieder in Gang zu bringen. Die schnellste Möglichkeit, dieses Ziel zu erreichen, war ihrer Meinung nach die, auf das wichtigste ungenutzte Potential an Arbeitskräften zurückzugreifen, d. h. auf die riesige Anzahl unbeschäftigter Frauen. Wie Engels vorgeschlagen hatte, sollten Frauen außer Haus arbeiten. In erster Linie, um sie dazu in die Lage zu versetzen — um nicht zu sagen, sie dazu zu zwingen —, führte der im Entstehen begriffene kommunistische Staat bezüglich der Situation der Frauen einige der bisher durchgreifendsten Reformen durch.

Die Natur dieser Reformen wurde von zwei Frauen, Alexandra Kollontai und Nadeschda Krupskaja (Lenins Frau) dargestellt, die beide Bebel folgten, ohne ihre geistige Verwandtschaft mit ihm anzuerkennen. Vor allem Kollontai hielt Arbeit im Dienste der Gesellschaft für das Wichtigste im Leben, ja, Arbeit war so bedeutend, daß sie den Frauen kaum die notwendige Zeit einräumen wollte, mit einer anderen »Arbeitseinheit« schwanger zu gehen. Damit Frauen arbeiten konnten, »mußten Küche und Ehe getrennt werden«. Die traditionellen Aufgaben der Frauen wie Putzen, Kochen, Waschen, Flickern und sogar

die Erziehung der Kinder würden von der Gemeinschaft übernommen werden. In ihren radikaleren Momenten sagte Kollontai sogar voraus, daß Wohnungen für eine einzelne Familie verschwinden und durch Wohnheime ersetzt werden würden. Noch Ende der Zwanzigerjahre des zwanzigsten Jahrhunderts arbeiteten Architekten an Plänen für derlei Wohnheime, die jedoch nie verwirklicht wurden.

Hätte man diese Pläne umgesetzt, wäre die Sowjetunion in einen riesigen, unpersönlichen Kibbuz verwandelt worden. Nicht zuletzt der Widerstand der Frauen gegenüber dem Bestreben der Partei, ihnen die Kinder wegzunehmen, ließ diese Idee scheitern. Schließlich betrafen die umfassendsten Reformen das Familienrecht. Männer waren nun nicht länger die Haushaltsvorstände. Es gab keinen Unterschied mehr zwischen ehelichen und unehelichen Kindern. Da Frauen gleichberechtigt für ihren Lebensunterhalt arbeiten sollten, wurde das Scheidungsrecht so vereinfacht, daß die Familie kaum noch existierte. Abgeschafft wurde auch die Unterhaltszahlung, die, wie es hieß, im Epizentrum des alten Systems stand, das Frauen ihrer ökonomischen Unabhängigkeit und ihres Stolzes beraubt hatte.

Die Ergebnisse, z. B. eine in die Höhe schießende Scheidungsrate, wurden bald sichtbar. Innerhalb weniger Jahre gab es Millionen verlassener Frauen und Kinder, die verzweifelt versuchten, ohne männliche Unterstützung zu überleben — das heißt, im großen und ganzen ohne jegliche Unterstützung. Die Armut zog Kriminalität nach sich. Eine Generation von Kindern wurde auf die Straße geworfen und war zum Diebstahl oder zur Prostitution gezwungen. Ende der Zwanzigerjahre führte die Regierung eine Kehrtwende herbei. Das Familienrecht wurde verschärft, und die Familie erhielt ihren Ehrenplatz als Keimzelle der kommunistischen Gesellschaft zurück. Um sicherzustellen, daß Männer ihre Frauen und Kinder unterstützten, führte man die Unterhaltszahlung wieder ein, nicht jedoch die Bestimmungen, die Frauen den Männern untergeordnet hatten. Kollontais Werke verschwanden aus den Bibliotheken. Mehrere der Männer, die für die früheren Gesetzesentwürfe verantwortlich gewesen waren, wurden

festgenommen und erschossen. Der vielleicht wichtigste Punkt des ursprünglichen Programms, der nach wie vor verwirklicht werden sollte, war genau der, mit dem wir uns hier beschäftigen, nämlich das Bestreben, Frauen zu bezahlter Arbeit zu verhelfen.

Vor der Revolution hatten die meisten Menschen in den Ländern, die nun zur Sowjetunion vereint waren, ihren Lebensunterhalt in der Landwirtschaft verdient, was natürlich bedeutete, daß Frauen immer sowohl im Haushalt als auch außerhalb des Hauses gearbeitet hatten. Jetzt unternahm man große Anstrengungen — die nach und nach Früchte trugen —, Frauen auch für andere Berufe zu gewinnen. Waren 1928 nur 24 Prozent der Frauen erwerbstätig, so stieg dieser Anteil 1930 auf 26,7 Prozent, 1934 auf 31,7 Prozent und 1937 auf 35,4 Prozent. Wie in anderen Ländern wurden als erste die Frauen beschäftigt, die keinen Mann hatten, der sie unterstützte. Noch 1936, als das Regime sich fest etabliert hatte, arbeiteten weniger als die Hälfte der verheirateten Frauen.

Während der Zwanzigerjahre stieg die Zahl erwerbstätiger Frauen fast ausschließlich in Erwerbszweigen an, in denen sie traditionell beschäftigt worden waren, nämlich in der Leichtindustrie — Lebensmittel, Tabak, Textilien, Leder und Papier — sowie in Dienstleistungsbereichen wie den Lehrberufen und dem Handel. 1930 startete man jedoch auch eine Kampagne, um Frauen für nicht-traditionelle Erwerbszweige zu gewinnen. Zwischen 1930 und 1931 waren 44 Prozent der neuen Bauarbeiter und sogar 80 Prozent der neuen Industriearbeiter Frauen. Der Anteil der Frauen an der Arbeiterschaft in Großindustrien stieg von 28 Prozent im Jahr 1930 auf 40 Prozent im Jahr 1937. In den größten Industriestädten wie Leningrad war der Prozentsatz sogar noch höher. In einer Zeit, in der aufgrund der Weltwirtschaftskrise die Löhne und der Lebensstandard auf ein Minimum herabsanken, hatten Frauen das Vergnügen, Metall zu schmelzen, Hochhäuser zu bauen und Lokomotiven zu fahren, wurden gleichzeitig aber ermutigt, für ihre Ehemänner ein »heiteres Zuhause« zu schaffen. Einige von denen, die sich diesem Wandel unterwarfen, wurden Objekte einer umfassenden Propaganda, die als Hauptpreis ein Treffen

mit dem Vater der Völker selbst einschloß. Andere wurden durch drakonische Gesetze, die das »Schmarotzertum« zu einem Verbrechen erklärten, zur Arbeit gezwungen. Doch selbst in dieser Schönen Neuen Welt arbeiteten die Frauen der Führer nicht.

Zugegeben, mehr sowjetische Frauen als je zuvor verließen das Haus und wurden erwerbstätig. Doch gelang es ihnen ebenso wenig wie ihren männlichen Kameraden, die unerträgliche Starrheit des Regimes zu überwinden, ganz zu schweigen von seiner Tendenz, jede Initiative, ob ökonomischer oder anderer Art, zu ersticken. Von der Propaganda und dem Gesetz getrieben und unterstützt durch kostenlose oder fast kostenlose Kindergärten, nahmen Millionen von Frauen Lohnarbeit an. Millionen weitere gingen auf Universitäten und machten eine Berufsausbildung, oft in Bereichen wie dem Ingenieurwesen, die früher den Männern vorbehalten gewesen waren, jedoch nicht so viele, wie der Staat es sich gewünscht hätte. Und dennoch glich schließlich die in kommunistischen Ländern übliche Hierarchie im Berufsleben — einschließlich nach 1945 die Rangordnung in Satellitenstaaten wie der DDR und der Tschechoslowakei — der in allen anderen Ländern. Die meisten Frauen arbeiteten in einer Handvoll von Berufen — dem Lehramt, der Verwaltung, verschiedenen Dienstleistungsgewerben und dem Einzelhandel —, in denen es nur wenige Männer gab. Frauen hatten vor allem weniger angesehene und schlechter bezahlte Positionen inne. Die relativ hohe Anzahl von Frauen in der Medizin und im Rechtswesen zeugte lediglich von der mittelmäßigen Bezahlung und dem mäßigen Ansehen dieser Berufe. Auf den höheren Stufen der Karriereleiter traf man immer weniger Frauen an.

Inzwischen machten die sehr beengten Wohnverhältnisse, die Notwendigkeit, selbst für die einfachsten Konsumgüter stundenlang anzustehen, und die Last der Hausarbeit für viele Frauen das Leben fast unerträglich. Ab den Dreißigerjahren verringerte sich die Geburtenrate. In der UdSSR waren Verhütungsmittel jedoch immer von zweifelhafter Qualität und Mangelware. Zuweilen wurde offiziell von ihnen abgeraten, oder sie waren sogar verboten. Die vorrangige Methode war

dementsprechend die Abtreibung, ob legal oder nicht. Schätzungen zufolge wurden während der letzten Jahre des Sowjetregimes zwei Drittel aller Föten abgetrieben. Selbst unter den besten Bedingungen ist eine Abtreibung ein traumatisches Erlebnis. Umso mehr, wenn sie, wie in der Sowjetunion, oft unter schwierigen Bedingungen und mit wenig oder gar keiner Betäubung durchgeführt wurde. Es ist wohl kaum übertrieben, zu sagen, daß in den siebenzig Jahren, die dieses Regime überdauerte, die Versuche, Frauen zu emanzipieren, indem man sie zwang, zu den gleichen Bedingungen zu arbeiten wie die Männer, deren Lebenswillen auslöschten.

Etwa um 1980 begriff das Regime, daß hier ein Problem vorlag. Auf der Suche nach einer Lösung verwehrte es Frauen nun den Zugang zu 450 schwereren und gefährlicheren Berufen. Zu anderen den Frauen verliehenen »Privilegien« gehörten kürzere Arbeitszeiten, ein Vorteil, den sie noch heute im post-kommunistischen Rußland genießen. Als nächstes erlaubte man ihnen, Teilzeit zu arbeiten. Bestimmte Arbeiten wurden als Heimarbeit vergeben, so daß weibliche Erwerbstätige ihre Arbeit mit der Kinderpflege verbinden konnten. Außerdem konnten sie längeren bezahlten und unbezahlten Erziehungsurlaub nehmen sowie Urlaub, um sich um ihre kranken Kinder zu kümmern. Schließlich startete Michail Gorbatschow, der behauptete, daß Millionen überzähliger Stellen existierten, eine Kampagne, die Frauen »zurück ins Heim« bringen sollte, eine Aktion, bei der sich die Väter und Mütter des Sozialismus im Grab umgedreht hätten. Auch die Frauen hatten ihre Lektion gelernt und weigerten sich rundweg, männliche Berufe zu ergreifen. Einige sehnten sich zurück nach der »russischen Küche«, die plötzlich zu einem Zentrum der »Intimität, des öffentlichen Interesses und der geistigen Kreativität« wurde. Andere verfluchten den Feminismus, der ihrer Meinung nach dafür verantwortlich war, daß sie arbeiten mußten. Das war zuwenig, zu spät. Als der Kommunismus scheiterte, war das Leben der Frauen so hart geworden, daß Rußlands Bevölkerung jährlich um eine Million abnahm.

In den Sechzigerjahren erreichte die Vorstellung, Arbeit sei sowohl ein Privileg als auch ein unentbehrliches Werkzeug zur

Emanzipation der Frau den kapitalistischen Westen. Dies war eine Revolution. 1930 hatte Freud die Meinung vertreten, der Mensch sei von Natur aus arbeitsscheu. In den Fünfzigerjahren war der Ausdruck »Lohnsklave« weiterhin gebräuchlich. Er beschrieb den Erwerbstätigen, der sein gesamtes Arbeitsleben für Unternehmen arbeitete, von denen er nicht nur abhängig war, sondern die auch selten zögerten, ihn kurzfristig zu feuern. Da sie diese Ansichten über die Lohnsklaverei teilten, gaben zwischen 1945 und 1946 allein in den USA drei Millionen Frauen ihren Job auf und kehrten nach Hause zurück. Und diese Bewegung resultierte, wie manchmal behauptet wurde, nicht einfach daraus, daß Männer die Frauen aus dem Arbeitsmarkt drängten. So ermutigten in England die Schriften aller drei großen Parteien die Frauen, weiterhin zu arbeiten. Wie sich aber herausstellte, waren diese, und insbesondere die verheirateten, weit davon entfernt, ihre »neue Unabhängigkeit« zu genießen. Sie beklagten die »Störung des Familienlebens durch den Krieg« und »sehnten sich danach, zu der häuslichen Routine der Vorkriegszeit zurückzukehren«. Bis 1947/48 waren so viele Frauen aus dem Arbeitsleben ausgeschieden, daß man Ausländerinnen brauchte, die ihre Stellen einnahmen. Das Ergebnis war ein kurzzeitiger Babyboom.

Später änderte sich die Situation. Das lag zum einen an einer höheren Lebenserwartung, die zur Folge hatte, daß Frauen im Durchschnitt einen größeren Teil ihres Lebens ohne Mutterpflichten verbrachten, zum anderen an einem erneuten Rückgang der Geburtenrate, der zum gleichen Ergebnis führte, und nicht zuletzt an einer besseren Ausbildung, die Frauen zu der Frage veranlaßte, ob das Hausfrauendasein nicht eine kolossale Verschwendung ihres Wissens und ihrer Fähigkeiten bedeute. Ein vielleicht noch wichtigerer Faktor war, vor allem in den USA, der Rückzug in die Vororte. 1960 traf das auf 60 Millionen Menschen zu, d.h. ein Drittel der Nation. Da die Kinder zur Schule gingen und die Ehemänner kilometerweit zur Arbeit fuhren, wurden verheiratete Frauen zu Gefangenen ihres Einfamilienhauses. Die Häuser selbst lagen in grünen Wüsten, meilenweit entfernt von jeder Zivilisation, so daß die Frauen oft wochenlang tagsüber mit niemandem reden konnten. Un-

ter derartigen Bedingungen lief das Leben fast auf so etwas wie eine Einzelhaft hinaus.

Das Ergebnis war das, was Betty Friedan »das Problem ohne Namen« nannte. Frauen, so schrieb sie, seien an die geisttörende Routine der Hausarbeit gebunden, sie verbrächten ihre Zeit damit, Böden zu schrubben. Schränke abzustauben und, als größte Leistung, Plätzchen zu backen. Gelangweilt und isoliert würden sie psychisch krank, gewöhnten sich das Trinken an oder suchten sich einen Liebhaber. In Anlehnung an Freuds Ansichten über den schlechten Einfluß der »überängstlichen« Mutter auf ihre Kinder, machte Friedan auch die Tatsache, daß Frauen nicht arbeiteten, für alles verantwortlich, was mit der amerikanischen Jugend schief lief oder schiefzulaufen schien. Wenn die Jugendkriminalität anstieg oder die Homosexualität unter jungen Leuten zunahm, lag das daran, daß die Mütter nicht arbeiteten. Brachten die Kinder in den Schulen schlechte Leistungen (und hinkte als Folge die USA der Sowjetunion im Weltraum hinterher), lag das ebenfalls daran, daß die Mütter nicht arbeiteten.

Ermutigt durch Friedans Botschaft, verließen ganze Heerscharen von Frauen in den westlichen Ländern das Haus und nahmen bezahlte Arbeit an. Im letzten Jahrzehnt des zwanzigsten Jahrhunderts näherte sich in der Mehrzahl der Industriestaaten der Prozentsatz der erwerbstätigen Frauen dem der erwerbstätigen Männer. Die meisten Frauen der Mittelschicht - damals beschrieb sich vor allem die Mehrheit der Amerikaner als Mittelschicht - suchten leichte, angenehme, saubere Arbeit, die nicht zu zeitintensiv war. Da die Arbeitszeit um fast ein Drittel gekürzt worden war (von 59 auf 40 Stunden), konnten Millionen von ihnen genau solche Arbeit finden. Ein weiterer Faktor war der vermehrte Bedarf an Arbeitskräften im Dienstleistungssektor, nicht zuletzt hervorgerufen durch die zunehmende Berufstätigkeit der Frauen. Die meisten Frauen machten weiterhin den Haushalt, hüteten ihre Kinder und gingen ihrer Arbeit nach. Die Lösung bestand darin, bestimmte Dinge, die sie zuvor selbst erledigt hatten, anderen zu überlassen — die Versorgung der Kleinkinder, das Putzen, das Nähen und Flickken von Kleidungsstücken, die Wäsche und, indem sie zu Fer-

tiggerichten und Fastfood griffen, auch das Kochen. Wahrscheinlich nehmen nur wenige erwerbstätige Frauen ständig all diese Dienstleistungen in Anspruch. Die meisten nutzen zu bestimmten Zeiten einige von ihnen, und nur wenige kommen, wenn überhaupt, ohne diese Dienstleistungen aus.

Die Bedürfnisse der erwerbstätigen Frauen führten zur Entstehung eines völlig neuen, als »Haushalts-Service« bekannten Wirtschaftszweiges. Außerdem war die überwältigende Mehrheit der in diesem Zweig Tätigen Frauen. So schufen Frauen Arbeit für andere Frauen und diese wiederum für andere Frauen. In Großbritannien verdoppelte sich zwischen 1985 und 1996 zum Beispiel die Summe, die für Haushaltsdienste ausgegeben wurde, womit diese zum schnellstwachsenden Zweig der gesamten Wirtschaft wurden. Anfang der Neunzigerjahre waren in den USA 97 Prozent aller Krankenpfleger, 97 Prozent der in der Kinderbetreuung Tätigen, 73 Prozent der Lehrer, 84 Prozent der Lehrer in Grundschulen, 97,8 Prozent der Vorschullehrer und 68 Prozent der Sozialarbeiter Frauen. Auch in vielen anderen Dienstleistungsbereichen sind Frauen wesentlich stärker vertreten. In sehr vielen Fällen unterschied sich ihre Tätigkeit im Beruf nicht von der zu Hause. Nun taten sie das, was sie zuvor für sich und ihre Verwandten getan hatten, für Fremde und außerhalb des Hauses.

Soweit die Mehrheit der Frauen eine Tätigkeit annahm, die weder harte körperliche Arbeit noch lange Reisen erforderte oder Risiken und Gefahren beinhaltet, blieben die Frauen auch weiterhin das privilegierte Geschlecht. Und soweit der Druck feministischer Organisationen dazu führte, daß Frauen auch in Männerberufen arbeiten konnten, waren sie tatsächlich in doppelter Hinsicht privilegiert, denn sie waren sprichwörtlich in der Lage, sich die Rosinen herauszupicken. Inzwischen werden in allen Industrieländern fast alle wirklich schweren Arbeiten auch weiterhin von Männern übernommen. So wie ein Jahrhundert zuvor bilden Frauen in Bereichen wie dem Bergbau, dem Bauwesen, in versorgungswirtschaftlichen Einrichtungen und im Transportwesen eine sehr kleine Minderheit. So wie vor hundert Jahren arbeiten fast ausschließlich Männer in der Forstwirtschaft und der Schwerindustrie. Män-

ner pflügen Felder, heben Kanäle aus, verlegen Eisenbahnschienen, bauen Straßen, transportieren schwere Lasten, errichten Gebäude, bedienen und warten große Maschinen, löschen Feuer und jagen gewalttätige Kriminelle. In den meisten Ländern sind Zugführer und Last- sowie Lieferwagenfahrer fast ausschließlich Männer. Das gleiche gilt insbesondere für Schiffskapitäne und galt, bis vor kurzem, auch für Piloten.

Der Grund, warum Männer diese und andere schwere Arbeiten verrichten, ist natürlich der, daß sie für sie leichter sind. Umgekehrt müssen bestimmte Arbeiten, damit sie auch von Frauen geleistet werden können, erst leichter gemacht werden. So wurde Cincinnati Bell Telephone von einem Gericht gezwungen, leichtere Leitern und Werkzeuge zu entwickeln, um die wenigen Frauen, die sich bei diesem Unternehmen bewarben, in die Lage zu versetzen, an Telefonmasten zu arbeiten. Wenn Frauen Männerarbeit übernehmen, ist es gewöhnlich nur eine Frage der Zeit, bis sie sie wieder aufgeben. So ist häufig die Ausbildung, die sie erhalten, eine Verschwendung. Oft sind die Mediziner die einzigen, die davon profitieren, weil die Frauen mit ihren Verletzungen zu ihnen kommen. All dies gilt in gleichem Maße für die Gesellschaft im allgemeinen wie für einzelne Firmen, Fabriken oder Berufszweige. Wenn Angehörige beider Geschlechter gemeinsam in einem Lagerhaus arbeiten, kann man eigentlich davon ausgehen, daß die Frauen das Einräumen und Sortieren übernehmen, während die Männer sich um die schweren Ladungen kümmern und die Lastwagen fahren. Untersuchungen zeigen, daß Frauen, selbst wenn sie Führungspositionen innehaben, dazu neigen, weniger komplexe und verantwortungsvolle Aufgaben zu übernehmen als Männer, und weniger Meetings besuchen.

Soweit Frauen in Berufe drängen, die zuvor Männern vorbehalten waren, führen sie dennoch die leichteren Tätigkeiten aus. In manchen Bereichen wie der Druckindustrie sind Frauen nun deswegen anzutreffen, weil die Arbeit aufgrund des technischen Fortschritts leicht und sauber ist. Das Zusammenspiel von modernen Anti-Diskriminierungsgesetzen und der Abneigung der Frauen, die Ärmel hochzukrempeln, hat zuweilen seltsame Auswirkungen. Selbst in von Frauen geleiteten Frau-

engefängnissen werden die Bau- und Wartungsarbeiten ausschließlich von Männern durchgeführt. Schließlich handelt es sich bei Berufen, die immer noch ausschließlich Männern vorbehalten sind, ohne Ausnahme um schwerere, gesundheitsschädigendere Arbeiten.

Abgesehen davon, daß Frauen leichtere Arbeiten verrichten, haben sie auch in allen Industrieländern eine kürzere Arbeitszeit. In den USA arbeiten Ärztinnen und Anwältinnen weniger Stunden als ihre männlichen Kollegen. In Japan ging der Anstieg der Erwerbstätigenzahl zwischen 1960 und 1986 zu fast einem Drittel auf das Konto von teilzeitbeschäftigten Frauen, ein Trend, der sich weiter fortsetzt. In Deutschland arbeitet nur die Hälfte der Mütter kleiner Kinder und von diesen wiederum nur die Hälfte Vollzeit. Im Gegensatz dazu gibt es kaum Väter, die Teilzeit arbeiten. In Schweden arbeiten Frauen grundsätzlich weniger Stunden als Männer, gleichgültig ob sie jung oder alt sind, ob sie verheiratet sind oder in nichtehelichen Lebensgemeinschaften leben, Kinder haben oder nicht. Von den schwedischen Frauen mit Kindern im schulpflichtigen Alter oder im Vorschulalter arbeitet weniger als die Hälfte Vollzeit. Nicht umsonst heißt es, der schwedische Wohlfahrtsstaat sei »frauenfreundlich«.

Als Grund für die kürzere Arbeitszeit von Frauen wird gewöhnlich die berühmte Doppelbelastung angegeben, doch bei genauerem Hinsehen ist dieses Argument fadenscheinig. Sicherlich verbringen nichtberufstätige Frauen mehr Zeit mit Hausarbeit als ihre Ehemänner. Doch das ist nur Teil der Geschichte. Erstens stimmt es einfach nicht, daß berufstätige Mütter viel mehr Zeit für die Versorgung der Kinder aufwenden als berufstätige Väter. Da viele Kinder vom sechsten Lebensmonat an viel Zeit außerhalb ihres Zuhauses verbringen, nimmt ihre Versorgung nur einen Bruchteil des Erwachsenenlebens einer Frau ein. Und je kleiner die Familie, desto mehr hat dies Gültigkeit. Abhängig davon, ob sie Teilzeit oder Vollzeit arbeiten, widmen Mütter in Industrieländern ein bis vier Prozent der ihnen zur Verfügung stehenden Zeit dieser Aufgabe, Väter zwei bis drei Prozent. Bei Akademikerinnen ist die Last, Kinder großzuziehen, tatsächlich so gering, daß die-

jenigen, die Kinder haben, mehr leisten als ihre kinderlosen Kolleginnen.

Wenn man zweitens alle möglichen Arbeiten zusammenrechnet, stellt man fest, daß Männer wesentlich mehr tun als Frauen. Geht man von der allgemeinsten Definition aus, so ist Arbeit jede Aufgabe, die einer anderen Person anvertraut wird. Von diesem Ansatz ausgehend ergab eine von den Vereinten Nationen in dreizehn unterschiedlichen Ländern durchgeführte Studie, daß Männer fast *zweimal* soviel ihrer Gesamtzeit (66 gegenüber 34 Prozent) mit Arbeit verbringen als Frauen. Folglich haben Frauen viel mehr Zeit, sich um ihre persönlichen Bedürfnisse, wie essen, sich zurechtmachen, unter Leute kommen, fernsehen und schlafen, zu kümmern als Männer. Wenn sie »ein ausgeglichenes Leben schätzen«, dann deswegen, weil sie die Muße zu einem solchen Leben haben. Und schließlich fordern Frauen, wie jeder Ehemann weiß, wenn schwere oder schmutzige Arbeiten wie das Verschieben eines Kühlschranks, das Rasenmähen oder das Aufräumen der Garage anliegen, jedesmal und zu Recht die Männer auf, diese zu erledigen. All dies erklärt vielleicht, warum die meisten erwerbstätigen Frauen (und die meisten Männer, was uns hier jedoch nicht beschäftigt) glauben, daß die Art und Weise, wie sie und ihre Ehemänner sich die Hausarbeit aufteilen, ziemlich fair ist.

Frauen, die Teilzeit arbeiten, genießen auch noch weitere Vorteile. Zum einen sind Teilzeitbeschäftigte von Überstunden oder Nacharbeit in der Regel nicht betroffen. Sie zahlen auch viel weniger Steuern, was bedeutet, daß sie, auf Stunden umgerechnet, viel mehr als vollzeitbeschäftigte Männer in ähnlichen Positionen verdienen können. Das ist wahrscheinlich der Grund dafür, daß Teilzeitbeschäftigte häufig mit ihrem Job viel zufriedener sind als Vollzeitbeschäftigte. Teilzeitbeschäftigte Frauen mit Kindern sind zudem viel gesünder als ihre vollzeitbeschäftigten Schwestern. Kein Wunder, daß nur zehn Prozent der teilzeitbeschäftigten Frauen in Großbritannien gerne Vollzeit arbeiten würden. Tatsächlich sind viele der Teilzeitbeschäftigungen verheirateter Frauen dergestalt, daß man von einem exklusiven Klub sprechen könnte, dem man ein bißchen

Geld stiftet. Dies bestätigen Studien, die zeigen, daß von allen Beschäftigtengruppen Frauen in untergeordneten Positionen am ehesten mit ihresgleichen klüngeln.

Nur die Minderheit der Vollzeit arbeitenden Frauen kommt also wirklich an die männlichen Standards heran. Aber entspricht das wirklich der Realität? Selbst wenn Angehörige beider Geschlechter ganzjährig Vollzeit beschäftigt sind, ist die Stundenzahl der Männer höher als die der Frauen. In Europa und den USA bedeutet »Vollzeit« zehn Prozent mehr für Männer als für Frauen. Während in Großbritannien 28 Prozent der männlichen »Vollzeit«-Beschäftigten regelmäßig 48 Stunden pro Woche arbeiten, arbeitet die Hälfte der weiblichen Vollzeitbeschäftigten weniger als 40 Stunden. In bezug auf Überstunden ist der Unterschied sogar noch größer. Kaum strömten Ende der Sechzigerjahre sehr viele Frauen in die amerikanischen Autofabriken, forderten sie schon, das alte System der obligatorischen Überstunden abzuschaffen. Als dieser Forderung nachgegeben und obligatorische durch freiwillige Überstunden ersetzt wurden, waren sie immer noch nicht zufrieden. Nun argumentierten sie, daß Männer eher bereit seien, Überstunden zu arbeiten, und folglich das Recht auf Überstunden Frauen diskriminiere. 1973 hatten die widersprüchlichen Forderungen der Arbeiterinnen die Union of Auto Workers (Gewerkschaft der in der Automobilindustrie Beschäftigten) fast in den Wahnsinn getrieben. So stimmte sie schließlich der Equal Rights Amendment (Gleichberechtigungs-Novelle) zu, die jedoch wiederum von den meisten Frauen abgelehnt wurde.

Zudem haben berufstätige Frauen etwa seit 1970 folgende Leistungen gefordert und oft auch erhalten: weniger Arbeitsstunden, weniger Wochenstunden, Gleitzeit, flexible Wochenarbeitszeit, Freistellung für Fortbildung (was in den akademischen Berufen 35 statt 60 Stunden pro Woche bedeuten kann), Menstruationsurlaub, Stillurlaub, Urlaub für Hormonbehandlungen, bezahlten Mutterschaftsurlaub, unbezahlten Mutterschaftsurlaub mit der Garantie, nach Monaten oder Jahren den Arbeitsplatz zurückzuerhalten, das Recht, Haushaltshilfen von der Steuer abzusetzen (in Deutschland), das

Recht, die Ausgaben für Tagesmütter von der Steuer abzusetzen (in den USA), das Recht, gesundheitsschädliche Arbeiten und die Versetzung an einen anderen Standort abzulehnen (in Großbritannien), Firmenkindergärten, Gutscheine, um solche Kindergärten zu bezahlen, freie Tage zur Kinderbetreuung, zur Kinderbetreuung im Notfall, zur Betreuung kranker Kinder sowie älterer Personen und besondere Ausbildungsangebote, bekannt als Mentor-Programme, um Frauen einen schnelleren beruflichen Aufstieg zu ermöglichen. Unternehmen bieten so zahlreiche und unterschiedliche Programme an, daß es eine Aufgabe für sich geworden ist, sich darüber auf dem laufenden zu halten. Um Frauen die Bewerbung für solche Programme zu erleichtern, wird ihnen mittels speziell zu diesem Zweck entwickelter Software Informationsmaterial zur Verfügung gestellt. Damit man sichergehen konnte, daß diese auch genutzt wurde, verlangten Frauen, im Vorstand eben dieser Unternehmen vertreten zu sein, eine Forderung, der in vielen Fällen nachgegeben wurde.

Europäische Unternehmen nennen diese Programme »total equality« (völlige Gleichheit), was eine Verzerrung der Wahrheit ist, weil viele dieser Programme nur Frauen offenstehen. Zugegeben, die Gesetze gestehen es manchmal auch Männern zu, diese Programme zu nutzen, doch in der Praxis kommt das selten vor. Wenn Männer frauentypische Berufe ergreifen, arbeiten sie in der Regel dennoch Vollzeit. Selbst in Schweden machten nur acht Prozent der in Frage kommenden Männer nach der Geburt eines Kindes von ihrem Recht auf Teilzeitbeschäftigung Gebrauch. Als eine Gruppe junger schwedischer Männer gefragt wurde, ob sie beabsichtigten, dieses Recht in Zukunft wahrzunehmen, gab nicht einer von ihnen eine positive Antwort. In den USA beantragen nur zwei Prozent der in Frage kommenden Männer einen Elternurlaub. In diesem wie in jedem anderen Bereich schadet es mit großer Wahrscheinlichkeit der Selbstachtung wie auch der Karriere, wenn ein Mann versucht, am leichteren Leben der Frauen teilzuhaben. Tut er es dennoch, erfindet er gewöhnlich eine Ausrede und nimmt z.B. einen Tag Urlaub oder behauptet, von zu Hause aus zu arbeiten.

Im Gegensatz dazu wird von Frauen kaum eine solche Arbeitsleistung erwartet wie von Männern, so daß viele der offiziell Erwerbstätigen tatsächlich zu Hause sind und ihre Privilegien genießen. Auch dies trifft insbesondere auf Schweden als einen der modernsten Wohlfahrtsstaaten zu. Hier wird ein 15-monatiger Elternurlaub bei neunzigprozentiger Lohnfortzahlung gewährt. Außerdem haben Eltern, die kranke Kinder versorgen müssen, jährlich für jedes Kind Anspruch auf bis zu 60 Tage Urlaub. Wenn man also von einem aus etwa 220 Tagen bestehenden Arbeitsjahr ausgeht, kann eine Frau mit zwei Kindern über die Hälfte dieser Zeit freinehmen, ohne daß ihr daraus ein Nachteil erwächst. So verwundert es kaum, daß einer Erhebung aus dem Jahr 1988 zufolge nur eine von sieben berufstätigen Müttern kleiner Kinder am Arbeitsplatz anwesend war. Die Definition bezahlter Frauenarbeit ist so allumfassend, daß sie die gesamte Arbeitsstatistik des Landes verzerrt. Würde man die Daten korrigieren, würde sich herausstellen, daß die etwa seit 1950 festgestellte vermehrte Teilnahme schwedischer Frauen am Erwerbsleben im großen und ganzen lediglich ein Mythos ist.

Was für die Industrieländer gilt, trifft auf andere Art auch auf die Entwicklungsländer zu. Da deren Ökonomie weitgehend auf Landwirtschaft basierte, hatte sich, wie nicht anders erwartet, in diesen Ländern bis vor kurzem hinsichtlich der Arbeitsteilung nichts geändert. Männer verrichteten die schweren Arbeiten wie auch solche, die eine Abwesenheit von Zuhause erforderlich machten. Im Jahresdurchschnitt arbeiteten Frauen weniger als Männer. In der Regel handelte es sich um leichtere Tätigkeiten vor Ort, so daß sie ein Auge auf ihre Kinder haben konnten. Andererseits gab es sogar in diesen Ländern zumindest einige angenehme Stellen in der Verwaltung oder den freien Berufen, die von einem unverhältnismäßig hohen Prozentsatz von Frauen besetzt waren.

In den Sechzigerjahren des zwanzigsten Jahrhunderts setzte in diesen Ländern die Industrialisierung ein. Oft sah das so aus, daß für ausländische Produktionsanlagen, in denen Waren wie Textilien oder später auch Elektronik hergestellt wurden, vor allem weibliche ortsansässige Billiglohnkräfte angeheuert wur-

den. In anderen Fällen ging es um die Datenverarbeitung für Unternehmen, wie Fluglinien, die andernorts ansässig waren. Die monotone, langweilige und — wenn es darum ging, tagelang durch ein Mikroskop zu starren oder mit schädlichen Chemikalien zu arbeiten — manchmal auch gesundheitsschädliche Arbeit war sicherlich nicht immer ein Vergnügen. Doch war sie, wie die Frauen selbst sagten, viel besser als sich im Schlamm abzuschinden, zumal die Löhne bis zu fünfundzwanzigmal höher waren. Kein Wunder, daß häufig ein heftiger Konkurrenzkampf um diese Arbeitsstellen entbrannte. Verglichen mit den Tätigkeiten der meisten Männer, ob in der Landwirtschaft oder in den neuen städtischen Erwerbszweigen wie dem Bau- und Transportwesen, war die Arbeit außerdem ungefährlich, leicht und sauber.

Als Folge drangen in Ländern wie Südkorea, Taiwan, den Philippinen, Thailand, Malaysia, Singapur, Indonesien und Mexiko Hunderttausende Frauen in solche Fabriken. Wie im neunzehnten Jahrhundert in Europa waren die meisten derjenigen, die Sportschuhe nähten oder Computerschaltkreise zusammensetzten, jung und unverheiratet. Oft lebten sie bei ihren Familien, wurden von diesen unterhalten und trugen sehr wenig oder gar nichts zum Haushaltsgeld bei. Statt dessen gaben sie ihre Löhne für Luxusartikel wie Kleidung und Kosmetika aus, andere sparten bis zu 50 Prozent ihres Lohnes. Sobald die Frauen heiraten und dann in der Regel aus dem Erwerbsleben ausscheiden, werden sie wiederum, diesmal von ihren Männern, unterhalten. Kein Wunder, daß »ihnen nicht bewußt wird, daß sie ausgebeutet werden, und sich nicht organisieren, um sich gegen diese Ausbeutung zu wehren«.

Seit der Industriellen Revolution war nicht nur in diesen, sondern in allen Ländern eine unverhältnismäßig hohe Anzahl erwerbstätiger Frauen ledig oder verwitwet. In jüngster Zeit hat sich ihnen, teilweise dank der Verbreitung des Feminismus, ein wachsendes Heer geschiedener Frauen angeschlossen. Im Gegensatz dazu erwarten verheiratete Frauen — erwerbstätige und in noch höherem Maße nicht erwerbstätige — größtenteils noch immer, daß der Mann für ihre Grundbedürfnisse sorgt. Neuere Arbeiten über und von berufstätigen Frauen beschrei-

ben die Vor- wie auch die Nachteile des Erwerbslebens. Zu letzteren gehören Dinge wie die Notwendigkeit, den Chef bei Laune zu halten, mit der Versetzung in eine andere Zweigstelle fertig zu werden, plötzliche Rückschläge durch eine Umstrukturierung des Unternehmens hinnehmen zu müssen, der Verlust von persönlicher Freiheit oder die fehlende Zeit, sich der Familie und Freunden zu widmen. Vermutlich betreffen diese Vor- und Nachteile Männer wie Frauen gleichermaßen. Oder vielleicht wäre es richtiger zu sagen, daß Frauen, die sich aufmachten, die Welt der Männer im Sturm zu erobern, früher oder später auch deren Nachteile entdecken mußten. An diesem Punkt ist es vielen Frauen jedoch möglich, etwas zu tun, was sich Männer nur in den seltensten Fällen erlauben können, nämlich aus dem Erwerbsleben auszuschneiden.

Abgesehen von Phasen der Erwerbslosigkeit bleiben Männer gewöhnlich ihr gesamtes Arbeitsleben berufstätig. Zwei Drittel der Frauen hingegen unterbrechen ihr Berufsleben häufig. In den meisten Industrieländern nimmt die Zahl der Frauen, die kontinuierlich arbeiten, noch weiter ab. In Großbritannien waren es 1980 weniger als 10 Prozent, 1965 hingegen noch 15 Prozent. Das gilt auch für die USA. Dort arbeiten erwerbstätige Väter im Jahresdurchschnitt fast doppelt soviel wie erwerbstätige Mütter. Ob verheiratet oder nicht, während ihres gesamten Berufslebens arbeiten Frauen normalerweise 40 Prozent weniger Stunden als Männer und verfügen deshalb im Durchschnitt noch immer nicht über deren Erfahrung. Kurz gesagt, das alte Muster, demzufolge Frauen nur begrenzt am Erwerbsleben teilhaben, hat für die meisten von ihnen noch Gültigkeit. Die wichtigste Veränderung ist vielleicht der starke Rückgang der Geburtenrate. Selbst die wenigen Kinder, die es heute noch gibt, verbringen oft so viel Zeit in Tagesstätten und Schulen, daß sie ihre Eltern kaum kennen - so daß Frauen weniger als zu jedem anderen Zeitpunkt in der Geschichte mit der Kinderbetreuung beschäftigt sind.

Was die Männer anbelangt, so spiegelt ihr Beschäftigungsmuster die Tatsache wider, daß sie auch weiterhin die Hauptverantwortung für die Ernährung ihrer Familie tragen. Da es keine gesellschaftlich anerkannte Alternative gibt, haben sie

auch kaum eine andere Wahl. Nur wenige Leute werden Einwände erheben, wenn eine verheiratete Frau beschließt, aus dem Erwerbsleben auszuschneiden, um den Rest ihrer Tage z. B. damit zu verbringen, ihre Pflanzen zu versorgen oder ihre psychischen Probleme zu bewältigen. Im Gegenteil: ihre »Abneigung, sich selbst um ihres Berufs willen aufzugeben«, wird möglicherweise als »wohlüberlegt und intelligent« gepriesen. trifft ein Mann hingegen die gleiche Entscheidung, kann er damit rechnen, von Männern wie Frauen abgewertet zu werden, selbst dann, wenn seine wirtschaftliche Zukunft gesichert ist. Noch schlimmer wird es, wenn seine Frau weiterhin arbeitet. Irgendwann wird sie sich fragen, warum sie die ganze Last alleine tragen sollte. Sobald sie dies tut, ist die Scheidung nur noch eine Frage der Zeit.

Wie eh und je können sich die meisten Männer kaum der Pflicht entziehen, ihr Brot im Schweiß ihres Angesichts zu verdienen, es sei denn, sie sind unverheiratet, kinderlos oder beides. Wie eh und je handelt es sich bei Frauen, die sich ihr Brot selbst verdienen, in erster Linie um solche, die keinen Ernährer haben oder haben wollen. Außerdem neigen verheiratete Frauen und in geringerem Maße auch unverheiratete dazu, leichtere Arbeiten zu verrichten, weniger zu arbeiten und früher aus dem Erwerbsleben auszuschneiden. Was passiert, wenn Frauen dieses Privileg aus dem einen oder anderen Grund nicht gewährt wird, zeigt zum einen das Schicksal der Kibbuzim, zum anderen das der Sowjetunion, wo dieser Umstand zum Zusammenbruch des Landes führte. Als in Rußland die Geburtenrate stagnierte und schließlich sank, verlor Moskau die Kontrolle über die übrigen Völker. Viele von ihnen waren Muslims, was bedeutet, daß die Frauen seltener berufstätig waren und die Geburtenrate hoch blieb.

In gewissem Maße gilt dies auch für die ehemaligen Ostblockstaaten. In Polen hatte seit dem Zusammenbruch des Kommunismus »eine Neubewertung der Berufstätigkeit von Frauen im Kontext der Mutterschaft stattgefunden«, was im Klartext heißt, daß mehr polnische Frauen es vorziehen, entweder vorübergehend oder dauernd zu Hause zu bleiben. In Ostdeutschland weigern sich viele junge Frauen, die miterlebt

haben, wie hart ihre Mütter unter dem kommunistischen Regime arbeiten mußten, nicht nur, berufstätig zu werden, sondern auch, eine Universität zu besuchen. Weit davon entfernt, eine Ausbildung oder einen Beruf als Heilsweg anzusehen, wollen sie nur ein angenehmes Leben zu Hause führen. Das sind die Folgen der Emanzipation Marke Kommunismus.

### **Schlußfolgerungen**

Wie dieses Kapitel gezeigt hat, waren und sind Frauen in bezug auf die Erwerbsarbeit Männern gegenüber privilegiert. Diese Unterschiede sind zum großen Teil auf die biologischen Merkmale von Männern und Frauen zurückzuführen, die letztere seit jeher an der Verrichtung bestimmter Arbeiten gehindert haben. Gewiß haben diese Merkmale vor allem Frauen mit Kindern und in geringerem Maße auch kinderlose Frauen davon abgehalten, eine weit von zu Hause entfernte Arbeitsstelle anzunehmen. Selbst während des Zweiten Weltkriegs waren von 106.000 Frauen, die für die amerikanische Eisenbahn arbeiteten, nur 250 — weniger als ein Viertel Prozent — im Fahrdienst tätig. Wenn es, wie behauptet wurde, »in der Praxis viel leichter ist, sich von der Lohnarbeit auf eine Beschäftigung im Haushalt umzustellen als umgekehrt«, dann liegt das vielleicht unter anderem daran, daß die Arbeit der Männer oft sehr *schwer* ist.

Zweifellos kamen nicht alle Frauen durchgängig in den Genuß von Privilegien. Jedes Mal, wenn eine technische oder wirtschaftliche Revolution stattfand, wie die Schwerpunktverlagerung von der Landwirtschaft auf die Industrie oder von der Industrie auf die Dienstleistungen, hatte das grundlegende Folgen für die Arbeit von Frauen wie Männern. Eben noch arbeiteten die Frauen in der Landwirtschaft, nun in den Fabriken, eben noch im Haushalt, nun in irgendeinem Büro oder Geschäft. Meistens herrschte eine klare Arbeitsteilung vor, die so aussah, daß es eine Konzentration von Frauen in relativ wenigen Berufen gab, während die Männer den Rest abdeckten. Hier und dort waren Frauen — z. B. während eines Krieges

oder in der Jahreszeit, in der es in der Landwirtschaft viel zu tun gibt — gezwungen. Männerarbeit zu verrichten. Gewöhnlich taten sie dies jedoch nur vorübergehend. Im Lauf der Zeit setzte sich die übliche Arbeitsteilung wieder durch. Auch kulturelle und ideologische Vorstellungen, die definierten, was für einen Mann bzw. für eine Frau angemessen war, spielten eine Rolle. So wurden Frauen sehr oft dafür bemitleidet, das tun zu müssen, was für Männer eine Selbstverständlichkeit war.

Solange Arbeit als Bürde betrachtet wurde, taten Frauen wie Männer ihr Bestes, um ihr aus dem Weg zu gehen. In weit höherem Maße als Männer wurden Frauen von ihren männlichen Verwandten und/oder aufgrund bestimmter gesellschaftlicher Normen davor geschützt, arbeiten zu müssen. Manchmal wurde die Arbeit von Männern früherer Generationen wie das Kelten von Pferden, das Töpfern und ähnliches zum Hobby von Frauen. Auch in dieser Hinsicht sind Frauen das privilegierte Geschlecht. Zusätzlichen Schutz boten, zumindest in der Theorie, die Religion und das Rechtssystem. So erklärte Papst Pius XI. 1931, es sei ein unerträglicher Mißstand, der unter allen Umständen beseitigt werden müsse, daß Mütter aufgrund der niedrigen Löhne der Väter gezwungen seien, erwerbstätig zu werden. Daran orientierte sich vielleicht Artikel 41.2.2 der irischen Verfassung von 1937, in dem es hieß: »Mütter sollten *aufgrund wirtschaftlicher Erfordernisse nicht gezwungen sein* [Hervorhebung des Autors], erwerbstätig zu werden.«

Obwohl zuerst sozialistische und dann feministische Autoren und Autorinnen Arbeit zum Recht wie auch Privileg erklärt haben, hat sich die Situation nicht grundlegend geändert. Verständlicherweise betrachten die meisten Frauen, die aus wirtschaftlichen Gründen zur Erwerbstätigkeit gezwungen sind, ihre Arbeit weiterhin als Last. Wie Statistiken zur Fluktuation zeigen, nehmen sie oft die erste Gelegenheit wahr, sich dieser Bürde zu entledigen. Dies ist nebenbei bemerkt ein Grund dafür, warum der Feminismus bei Arbeiterinnen nur begrenzt Erfolg hatte. Und jene Frauen, die aus freien Stücken erwerbstätig geworden sind, haben ebenfalls zum größten Teil ihre Privilegien behalten — eine kürzere Arbeitszeit und leichtere Tätigkeiten, das Recht, aus dem Berufsleben auszuschneiden,

wenn ihnen der Sinn danach steht, ein früheres Rentenalter, und, als Sahnehäubchen, das Recht, einen selbstgerechten Ton anzuschlagen, wenn sie behaupten, im Unterschied zu Männern nicht wegen des Geldes, sondern aus »Interesse« und wegen der »Möglichkeiten zur Selbstentfaltung« zu arbeiten. Seit eh und je trifft dies vor allem auf Frauen zu, die, größtenteils dank der Arbeit ihrer Männer, den gehobeneren Gesellschaftsschichten angehören. Selbst in China entsteht aufgrund der Lockerung des Kommunismus erneut eine Klasse unbeschäftigter Frauen. Weit davon entfernt, verachtet zu werden, gelten Frauen, denen es gelingt, die Mätresse eines reichen Mannes zu werden, oft als Beispiel für Freiheit und Unabhängigkeit. In China wie auch andernorts haben Frauen, die diesen Weg wählen, schließlich sowohl Muße als auch die Kontrolle über die Finanzen. Vielleicht sind sie die einzigen unter Adams Nachfahren, auf die dieser Fluch, im Schweiß des Angesichts sein Brot zu verdienen, immer noch nicht zutrifft.

## **4 Von der Mitgift zur sozialen Sicherheit**

### **Das große Rätsel**

Wenn es stimmt, wie vor allem die Philosophen der Aufklärung glaubten, daß der Ursprung allen Reichtums die Arbeit ist, und wenn es stimmt, daß Frauen seit jeher weniger gearbeitet und leichtere Tätigkeiten verrichtet haben als Männer, wie konnten sie dann überleben und oft auch zu Wohlstand gelangen? Die Antwort ist natürlich in allem bisher Gesagten implizit enthalten. Daß Frauen überleben konnten, liegt in hohem Maße daran, daß Männer für ihre Nahrung, ihre Kleidung und ihre Unterkunft sorgten.

Für einige ist die ökonomisch privilegierte Stellung der Frau ein Ergebnis der Evolution, während der nur Männer mit bestimmten Verhaltensweisen sich durchsetzen konnten, für andere ein gesellschaftlicher Kunstgriff und in der Tat die wichtigste Erfindung des Menschen überhaupt. Hinsichtlich ihrer wirtschaftlichen Aktivitäten reduziert sich der Unterschied zwischen Männern und Frauen letztlich darauf, daß Frauen physisch schwächer sind sowie Kinder bekommen und versorgen müssen. Deswegen haben es Frauen immer schwer gehabt, sich selbst zu ernähren. »An irgendeinem Punkt in der Dämmerung der menschlichen Geschichte«, schreibt Margaret Mead, »wurde eine soziale Erfindung gemacht, durch die die Männer anfangen, ihre Frauen und Kinder zu ernähren ... in jeder bekannten menschlichen Gesellschaft lernt der junge Mann, daß zu dem, was er als Erwachsener tun muß, um ein volles Mitglied der Gesellschaft zu werden, die Beschaffung von Nahrung für eine Frau und ihre Kinder gehört... Die Arbeitsteilung kann auf tausenderlei Art geschehen ... Aber der Kern bleibt bestehen. Der Mann, der Erbe der Tradition, sorgt für Frauen und Kinder.«

In diesem Kapitel wollen wir ausführlich die gesellschaftlichen Mechanismen untersuchen, die Männer dazu zwingen, Frauen zu ernähren. Wir werden die Kindheit als Zeit, in der Angehörige beider Geschlechter nicht für sich selbst sorgen können, außer acht lassen und mit den Arrangements beginnen, die sicherstellen sollen, daß Frauen von der Familie versorgt werden. Zweitens werden wir uns ansehen, wie verschiedene Gesellschaften sich darum bemühten, Frauen zu helfen, die aus dem einen oder anderen Grund keine Familie hatten — d. h. keinen Ehemann oder keine männlichen Verwandten —, die bereit oder in der Lage war, für ihren Unterhalt aufzukommen. Und drittens werden wir uns damit befassen, aufweiche Weise viele dieser Arrangements vom modernen Wohlfahrtsstaat übernommen wurden. Aus all dem wird schnell ersichtlich, daß das große Rätsel überhaupt kein Rätsel ist. Frauen sind schon immer von Männern ernährt worden, und eine Gesellschaft, in der dies nicht der Fall ist, muß erst noch erfunden werden.

### **Die Ökonomie der Ehe**

Für den deutschen Philosophen Georg Wilhelm Friedrich Hegel zeichnete sich die Familie vor allem dadurch aus, daß sie auf Selbstlosigkeit und Liebe basierte. In dieser Hinsicht unterscheidet sie sich von der durch Egoismus und wirtschaftliche Konkurrenz geprägten bürgerlichen Gesellschaft, wie auch vom Staat, der die ersteren beiden kontrolliert, der aber, wenn man sich zu ihm bekennt, die geistige Bedeutung menschlichen Lebens ausmacht. Ob man diese Ansicht teilt oder nicht, es steht außer Frage, daß keine Familie je allein auf Liebe gegründet war oder ist.

Unter anderem ist die Familie eine wirtschaftliche Institution. Als solche ist es ihre Aufgabe zu garantieren, daß die Frau oder die Frauen versorgt werden. Fälle, in denen der Ehemann unterstützt werden muß, sind selten. Selbst wenn diese Situation eintritt, ist sie gewöhnlich nur von vorübergehender Dauer, weil z.B. der Mann (der während des Studiums von seiner

Frau ernährt wird) sein Studium beendet und nun für den Unterhalt der Familie sorgt oder weil die Frau sich von ihm scheiden läßt.

Die Form, in der Männer für ihre weiblichen Verwandten zu sorgen haben, variiert von Gesellschaft zu Gesellschaft. In vielen Gesellschaften gab es die Leviratsehe, eine Einrichtung, die es dem Bruder eines Verstorbenen erlaubte, dessen Witwe zu heiraten. Manchmal war er, wie bei den Juden, sogar dazu gezwungen. Wenn der Koran einem Mann erlaubt, mehrere Frauen zu haben, dann in erster Linie als Möglichkeit, für Witwen zu sorgen. In einer Gesellschaft ohne territoriale Grenzen und ohne irgendeine Art Polizeitruppe waren Witwen besonders wehrlos. Nicht zufällig kann das Wort *qawwamun* (das die Stellung der Männer in bezug auf Frauen beschreibt) entweder »Verteidiger« oder »Ernährer« bedeuten. Im Europa des Reformationszeitalters war es üblich, daß die Landesfürsten für Nonnen, die das Kloster verlassen hatten, sofort einen Ernährer suchen ließen. Eine der Nonnen, der man auf diese Weise half, war die Frau von Martin Luther.

Von den Zünften gedrängt, heirateten die Witwen von Handwerkern, um sich abzusichern, oft andere Handwerker. In Spanien waren im 18. Jahrhundert bestimmte Amtsinhaber gezwungen, für die Witwen ihrer Vorgänger zu sorgen, als wären sie die eigene Ehefrau, und sogar ein Zimmer mit ihnen zu teilen. Das lief fast auf eine Leviratsehe hinaus, ohne jedoch die sexuellen Rechte. Im ländlichen Großbritannien konnte ein Mann, der nicht für fähig erachtet wurde, eine Frau zu ernähren, von der Gemeinschaft an der Ehe gehindert werden. Im Gegensatz dazu war die Gemeindeverwaltung nur allzu bereit, in bezug auf vorehelichen Geschlechtsverkehr oder sogar den populären Brauch des »Ehefrauenverkaufs« ein Auge zuzudrücken, wenn sie dadurch für eine mittellose Frau weniger aufkommen mußte. Als Tochter eines Mannes, der nur mit Mühe seine Familie ernähren konnte, wußte Mary Wollstonecraft nur allzu gut, worum es in der Ehe ging. Auf der Suche nach jemandem, »der für meinen Unterhalt sorgen würde«, versuchte sie ihr Glück zunächst bei dem Schweizer Maler Johann Heinrich Füssli, der ihr, da er verheiratet war, jedoch

einen Korb gab. Nachdem sie einem zweiten Mann ein uneheliches Kind geboren hatte, begann sie eine Beziehung mit einem dritten, dem Philosophen und Schriftsteller William Godwin, der sie zuerst schwängerte und dann heiratete. Indem Wollstonecraft schwor, Godwin »zu gehorchen«, wurde sie von ihm »ernährt und gekleidet«. Als sie ihn heiratete, hatte sie nichts als Schulden, für die er als ihr Ehemann, haftete. Als sie starb, hatte sie ebenfalls nur Schulden, die er, als ihr Ehemann, bezahlen mußte.

Sehr oft müssen Männer, bevor überhaupt eine Ehe geschlossen werden kann, arbeiten und bezahlen. Nach der Eheschließung sind sie gezwungen, weiterzuarbeiten und weiter zu bezahlen. So mußten z.B. deutsche Männer zu Tacitus' Zeiten als Vorbedingung der Ehe eine Mitgift (*dotem*) bezahlen. Während des späten Römischen Kaiserreiches machten römische Männer ihren Zukünftigen Verlobungsgeschenke, und es entstand eine ganze Literatur zur Frage, ob sie, falls die Ehe nicht zustande kam, das Recht hatten, diese Geschenke zurückzufordern. Will ein junger Muslim die Brautgabe oder *mahr* verdienen, muß er oft mehrere Jahre lang entfernt von seinem Heimatdorf hart arbeiten. Kein Wunder, daß Ibn Battuta, als er die Malediven besuchte, es besonders zu schätzen wußte, daß die *mahr*, die man von ihm verlangte, gering war.

Obwohl die Personen, die bezahlt werden mußten, oft die Verwandten der Frau waren (vor allem ihr Vater, aber gelegentlich auch ihre Mutter), profitierte diese nicht selten auch davon. Um zu Tacitus zurückzukehren, die *dotem*, die dem Vater der Braut von seinem zukünftigen Schwiegersohn gezahlt wurde, mußte an die Braut weitergereicht werden. Im achtzehnten Jahrhundert machten die zukünftigen Eheleute einander Geschenke. Während die Frau, deren Hochzeit abgesagt wurde, Anspruch darauf hatte, alle Geschenke zurückzuerhalten, bekam der Mann nur die Hälfte zurück. Dem islamischen Gesetz zufolge hat eine Frau ebenfalls das Anrecht auf die gesamte Brautgabe. In der Praxis erhielt sie bis vor kurzem in palästinensischen Dörfern etwa ein Drittel davon, das sie in Schmuck investierte, um die Liebe ihres Ehemanns zur Schau zu stellen. Heute, wo die Macht der Väter nicht mehr so groß

ist wie früher, erhält die Braut erneut die gesamte Summe. Wird die Hochzeit abgesagt, hat sie dennoch Anspruch auf einen Teil der *mahr*.

Eine weitere Form der direkten Bezahlung war die sogenannte »Morgengabe«. Abhängig von den Verhältnissen des Mannes konnte es sich um eine kleine Summe handeln oder um einen ganzen Landstrich samt seiner Bewohner und der erzielten Einkünfte. In Frankreich hatten Ehefrauen gemäß einem königlichen Erlaß von 1214 Anspruch sowohl auf die Hälfte des Eigentums, das der Ehemann zum Zeitpunkt der Eheschließung besaß, als auch des Eigentums, das er während der Ehe erwerben mochte. Auch in Indien konnte die Morgengabe von einem Schmuckstück bis hin zu Grundbesitz reichen. Oft wurde sie unter dem Deckmäntelchen der Liebe überreicht, was die interessante Frage aufwirft, ob allein die Männer sexuelle Freuden erfahren. Das Geschenk wurde zum unveräußerlichen Besitz der Frau und manchmal als ihre Mitgift bezeichnet. In Deutschland und vielleicht auch andernorts war dieser Brauch noch während des 16. Jahrhunderts in Kraft. Im Detail mag er sich in den einzelnen Gesellschaften unterscheiden, doch sind es immer die Männer und nicht die Frauen, die zahlen müssen.

Sobald ein Mann verheiratet war, konnte er davon ausgehen, daß er seine Frau oder Frauen für den Rest seines Lebens ernähren mußte. Das ist ein Grund dafür, daß selbst in Ländern, in denen die Vielehe erlaubt war, nur eine Minderheit von diesem Recht Gebrauch machte. Während der Sechzigerjahre des 19. Jahrhunderts hatten zum Beispiel in Algerien von 18 289 verheirateten Männern weniger als fünf Prozent mehr als eine Frau und nur 0,4 Prozent mehr als zwei Frauen. Aus dem alten Ägypten, der ersten des Lesens und Schreibens kundigen Gesellschaft, stammt folgende Ansprache eines Vaters an seinen Sohn:

Wenn du dich bewährt hast, sollst du einen Hausstand gründen  
Und deine Frau lieben, wie es ihr gebührt;  
Ernähre und kleide sie.  
Parfüm ist Medizin für ihren Körper.

Mach sie glücklich, solange du lebst!  
 Sie ist ein Feld, gut für ihren Herrn!  
 Du sollst kein Urteil über sie fallen!

Darüber hinaus gab es Regelungen, die sicherstellten, daß Frauen auch als Witwen weiter unterstützt wurden. Man erlaubte es ihnen zum Beispiel, weiterhin in dem Haus zu leben, in dem sich der Arbeitsplatz ihres verstorbenen Ehemanns befunden hatte. Da man erwartete, daß Töchter heirateten und von ihren Ehemännern ernährt wurden, waren die Erben eines Mannes in der Regel seine Söhne. Wollte ein Mann für seine kinderlose Ehefrau sorgen, konnte er jedoch dieses Gesetz umgehen, indem er seine Frau als seine Tochter adoptierte.

Viel später führte die Eroberung Ägyptens durch die Mazedonier und dann die Römer zu wichtigen politischen, ökonomischen und sozialen Veränderungen. An der Pflicht des Ehemanns, seine Frau zu unterhalten, änderte sich jedoch nichts. Wie das in der Praxis aussah, zeigt ein Ehevertrag aus dem Jahr 92 v Chr:

Möge Apollonia, nachdem Philiscus sie davon überzeugt hat, daß es für sie günstig ist, seine Ehefrau zu sein, dessen Ehefrau werden, und möge sie gemeinsam mit ihm die Herrschaft über all seine Besitztümer haben. Und Philiscus soll für alles sorgen, was Apollonia braucht, auch für ihre Kleider und für alles übrige, was einer verheirateten Frau ansteht — und er soll dies tun, wo immer sie leben, gemäß den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln.

Die Verpflichtung des Ehemanns, für den Unterhalt seiner Frau zu sorgen, wurde in nachfolgende römische Heiratsurkunden aufgenommen wie auch in ähnliche Dokumente anderer Kulturen. Ein gutes Beispiel ist die jüdische *ktuba*, eine seit Jahrhunderten unverändert gebliebene Standardvereinbarung, die das Versprechen des Bräutigams enthält, sich um »die Nahrung, die Kleidung und die sexuellen Bedürfnisse« der Braut zu kümmern. Für den Fall, daß der Ehemann eine Zeitlang abwesend ist — zum Beispiel weil er weit von zu Hause entfernt arbeitet —, enthält der Talmud eine Liste dessen, was der

Ehefrau zusteht, unter anderem eine »mehr als angemessene Ernährung« wie auch Kleidungsstücke. Im Falle einer Scheidung ist der Ehemann verpflichtet, seine Frau mit einer in der *ktuba* aufgeführten Summe zu entschädigen.

Tatsächlich sind die Ehemänner überall auf der Welt dazu verpflichtet, entsprechend ihren Mitteln für die Ehefrauen zu sorgen. Hierzu zwingt sie entweder die öffentliche Meinung oder irgendein Gericht. Sehr oft war diese Verpflichtung in heiligen Schriften wie dem Weda oder in Schriften des Islam enthalten. In England hat die Formel »Ich schenke dir all meine weltlichen Güter« trotz aller Änderungen der Gesetze, die ihre Anwendung in der Praxis regelten, seit fast einem Jahrtausend Bestand. In Europa entstand im 17. Jahrhundert zur Frage der Pflichten des Ehemanns ein ganzer Literaturzweig. Balladen beschrieben einen guten Ehemann als einen, der als erster aufsteht und als letzter ins Bett geht. Voller Freude würde er arbeiten wie eine »fleißige Biene«, um seine Familie gut zu versorgen.

Um Ehemännern zu helfen, ihre Frauen zu unterhalten, erhielten letztere häufig eine Mitgift. Im Fall von Philiscus und seiner Liebsten, war das Geld, das Apollonia mit in die Ehe brachte, vielleicht ihr eigenes. Gewöhnlich war es jedoch Aufgabe des Vaters oder, falls er nicht mehr lebte, des Bruders/der Brüder, die Mitgift zu stellen. Dafür, daß er die Mitgift verwalten durfte, mußte Philiscus mehreren Bedingungen zustimmen. Er durfte »keine andere Frau nehmen als Apollonia und keine Konkubine; und er soll weder Liebhaber haben noch mit irgendeiner anderen Frau Kinder zeugen, solange Apollonia lebt, noch soll er in irgendeinem anderen Haushalt leben als in dem, dem Apollonia vorsteht. Er soll sie nicht verstoßen, ihr keine Gewalt antun, sie nicht schlecht behandeln oder irgend etwas von dem gemeinsamen Besitz auf eine Weise veräußern, die Apollonia gegenüber unfair wäre. Wird er bei einem von diesen Dingen erwischt..., dann soll er Apollonia sofort ihre Mitgift von zwei Talenten und viertausend Drachmen in Bronze zurückzahlen. Ebenso soll es Apollonia nicht gestattet sein, ohne Philiscus' Wissen einen Tag oder eine Nacht außerhalb seines Hauses zu verbringen. Sie darf auch nicht mit

einem anderen Mann schlafen, ihren gemeinsamen Haushaltsbesitz verschwenden oder Philiscus auf eine Weise Schande bringen, auf die Männern Schande gebracht wird. Aber wenn Apollonia willentlich solche Dinge tut, soll sie von Philiscus weggeschickt werden, und er soll ihr innerhalb von zehn Tagen nach ihrem Weggang ihre Mitgift zurückzahlen.« Kam es zu einer Scheidung, mußte die Mitgift zurückgegeben werden, gleichgültig ob der Ehemann oder die Ehefrau für die Scheidung verantwortlich war.

Weitere Informationen darüber, wie diese Dinge funktionierten, stammen aus Athen. Wie in allen anderen Gesellschaften gaben nur wenige vernünftige Athener Vater oder andere männliche Vormünder ihre weiblichen Schützlinge einem Mann, der nicht angemessen für ihren Unterhalt sorgen konnte. Wie in vielen Gesellschaften erwartete der zukünftige Ehemann, eine Mitgift zu erhalten, die ihm dabei half, seiner gesetzlich vorgeschriebenen Pflicht als Ernährer seiner Ehefrau nachzukommen. Doch die Mitgift wurde nicht sein Eigentum. Er konnte sie allein im Namen seiner Frau verwalten. Im Fall einer Scheidung mußte er die Mitgift zurückgeben, und solange das nicht geschah, wurde sie mit 18 Prozent verzinst. Für diesbezügliche Prozesse gab es ein spezielles Verfahren, bekannt als *eisangelia*, das dem ähnelte, mit dem schwere Fälle wie der Umsturz der Verfassung geregelt wurden. Aus Sicht der Frau und ihrer männlichen Vormünder hatte *eisangelia* den Vorteil, daß im Fall einer abgewiesenen Klage denjenigen, die sie angestrengt hatten, keine Nachteile erwuchsen. Angesichts der im allgemeinen auf Auseinandersetzung angelegten Natur der griechischen Gerichtsbarkeit war dies in der Tat ein großes Privileg.

Die Mitgift diente auch dem Zweck, den Reichtum von einer Generation an die nächste weiterzugeben. Im alten Griechenland erhielten Töchter, wenn sie heirateten, ihre Mitgift noch zu Lebzeiten des Vaters als eine Art *ante-mortem*-Erbe. Ähnliches kannte man auch in Rom, wo eine zukünftige Braut zuweilen von ihren Eltern und ihrem Ehemann Eigentum geschenkt bekam. Eine Mitgift wurde früher auch bei den Germanen, bei den Juden mindestens von der Zeit des Zweiten Tempels an sowie im europäischen Mittelalter erwartet. Im

Gegensatz dazu waren Männer gezwungen, die Heirat zu verschieben, bis sie eine Familie ernähren konnten, was nicht selten bedeutete, daß sie bis nach dem Tod des Vaters warten mußten. In Italien war während der Renaissance selbst unter den *miserabili* eine Mitgift üblich, für die die Eltern vom fünften Lebensjahr ihrer Tochter an sparen mußten. Im Durchschnitt kostete es einen Vater ein Siebtel seines Vermögens, seine Tochter zu verheiraten. Kein Wunder also, daß der Dichter Dante Alighieri die Aussicht, viele Töchter großziehen zu müssen, unerträglich fand. Im England der frühen Neuzeit kostete es einen Haushalt zwei bis drei Jahreseinkommen, eine Tochter zu verheiraten. Das veranlaßte im 17. Jahrhundert den englischen Gentleman Sir Roger Wilbraham, darüber zu klagen, daß Angehörige seiner Schicht vier »Übel« zu erwarten hätten: nämlich Prozesse, Baukosten, einem Fürsten zu dienen und »eine Tochter zu verheiraten«. In Europa legte im späten neunzehnten Jahrhundert manchmal eine ganze Familie zusammen, um eine bürgerliche Frau davor zu bewahren, unter ihrem Stand zu heiraten. Der Brauch, Töchtern ihr Erbe Jahre oder sogar Jahrzehnte früher zu geben als den Söhnen, blieb noch bis zum Zweiten Weltkrieg und darüber hinaus üblich.

In Indien wird noch heute sehr oft eine Mitgift verlangt. Häufig führt sie zu Auseinandersetzungen zwischen den beteiligten Familien. Einige indische Ehemänner behandeln ihre Frauen schlecht, um deren Familie dazu zu zwingen, mehr zu bezahlen. Dennoch zeigte eine Umfrage unter indischen Studentinnen — die sich vermutlich weniger an Traditionen gebunden fühlen als die meisten Inderinnen —, daß vier von fünf erwarten, eine »sehr großzügige« Mitgift zu bekommen, und daß nicht einmal eine von zehn für die Abschaffung dieses Systems plädierte. Es überrascht auch nicht, daß Mädchen dieses System mögen. Verglichen mit ihren Brüdern versetzt es sie in die Lage, ohne jegliche Anstrengung ihrerseits in viel früherem Alter eine Familie zu gründen. Viele von ihnen treten »heute aktiv für den Erhalt der Mitgift ein«. Von Frauen zu fordern, im Namen einer zweifelhaften Unabhängigkeit ihr »Aussteuersyndrom« aufzugeben, wäre zuviel verlangt.

In allen oben genannten Gesellschaften ging man davon aus,

daß verheiratete Frauen sich ihren Lebensunterhalt nicht selbst oder nur in begrenztem Maße verdienen konnten. Deswegen mußte man Frauen dabei helfen, sich einen Ehemann zu angeln, indem man ihnen im voraus ihr Erbe auszahlte. Da die Ehemänner für den Unterhalt sorgen mußten, war es nur natürlich, daß sie das Eigentum verwalteten, solange die Ehe fortbestand. Das bedeutete nicht unbedingt, daß sie nach ihrem Gutdünken darüber bestimmen konnten. Handelte es sich um ein Stück Land, konnten sie es nicht ohne weiteres veräußern. Handelte es sich um Geld, sah der vor der Hochzeit abgeschlossene Vertrag vielleicht vor, daß der Ehemann es bei einer Bank einzahlte, wo es Zinsen trug, und nicht antasten durfte. Im Falle einer Scheidung galt die Mitgift dann entweder als Grundlage zur Berechnung der Unterhaltszahlungen, oder sie mußte zurückgezahlt werden. Das gleiche galt, wenn der Ehemann vor seiner Frau starb. Unter Kaiser Konstantin behielt eine Frau, die sich grundlos von ihrem Mann scheiden ließ, ihre Mitgift. Ließ sich der Mann aus gutem Grund scheiden, behielt sie sie ebenfalls.

Theoretisch hätte die Tatsache, daß Frauen ihr Erbe oft schon im voraus erhielten, bedeuten müssen, daß sie später nicht mehr berücksichtigt wurden. In der Praxis bekamen sie im frühen mittelalterlichen Europa, im angelsächsischen England und in der islamischen Welt jedoch häufig ihre Mitgift und erbten darüber hinaus das gesamte oder einen Teil des Vermögens ihrer Eltern. Unabhängig von der Rechtsprechung galt das gleiche im alten Griechenland. In Sparta fielen, wenn man Aristoteles und nach ihm Plutarch glauben darf, so viele Männer im Krieg, daß es zahlreiche sehr mächtige Erbinnen gab. Im vierten Jahrhundert v. Chr. gehörten ihnen vom gesamten Grund und Boden beinahe zwei Fünftel. An dieser Situation konnten auch Reformen wie König Kleomenes III. (der von 235—227 v. Chr. regierte) nichts ändern. Als er die Reformen durchgeführt hatte, stellte sich heraus, daß Frauen ihre Privilegien behalten hatten und sogar noch reicher waren als zuvor. Wenn spartanische Mütter ihre Söhne mit ihrem Schild oder darauf liegend, also lebendig oder tot, zurückforderten, veranlaßte sie nicht allein ihr Stolz dazu.

Hatte ein Mann verheiratete Töchter, so erwartete die Gesellschaft und nicht selten auch das Gesetz, daß er sein Erbe seinen Söhnen hinterließ, die wiederum verpflichtet waren, für ihre Mutter zu sorgen. Im Gegensatz dazu brauchte eine Frau ihrem Mann nichts zu hinterlassen. Vorausgesetzt, ihre Söhne waren nicht länger von ihr abhängig, konnte sie ihr Vermögen vererben, wem sie wollte. Diesen Unterschied zwischen den Geschlechtern verdeutlicht das Verhalten der Frauen gegenüber wohltätigen Organisationen wie auch ein Studium französischer und englischer Testamente aus den Jahren 1000 bis 1600 n.Chr. In beiden Ländern gaben Frauen gewöhnlich eine größere Anzahl von Erben (im Durchschnitt 3,21) an als Männer (2,58). Hatten sie keine männlichen Nachkommen — manchmal jedoch selbst wenn sie welche hatten —, waren sie auch großzügiger gegenüber anderen Verwandten (insbesondere weiblichen). Dienern, wohltätigen Organisationen und der Kirche. Sie konnten es sich leisten. In England ergab in der frühen Neuzeit eine Erhebung, daß über die Hälfte der erfaßten Witwen ein Vermögen hinterließen, das im Wert mindestens dem entsprach, was sie von ihrem Ehemann geerbt hatten.

Diejenigen, die Eigentumsverträge und Testamente aufsetzten, waren gewöhnlich wohlhabend. Fällt man sein Urteil allein auf der Grundlage solcher Dokumente, wird deshalb das Bild verzerrt. Zu allen Zeiten und an allen Orten gab es zahlreiche Fälle, in denen weder der Mann noch die Frau ein größeres Vermögen mit in die Ehe brachten und die beiden sich fast ausschließlich auf ihre Arbeitskraft verlassen mußten. Männer sind jedoch beträchtlich robuster als Frauen und können für längere Zeit körperliche Arbeiten verrichten. Ist eine Frau verheiratet, vergrößert die Geburt von Kindern den Unterschied zwischen ihren Verdienstmöglichkeiten und denen ihres Mannes nur noch mehr. Als Ergebnis war die Ehe als Institution eine Einrichtung zugunsten der Frau. Im Verlauf ihres Lebens brachte ihr die Ehe mehr ein, als sie hineingesteckt hatte.

Zahlen über die relative Fähigkeit von Ehemännern und Ehefrauen, ihren Lebensunterhalt zu verdienen, sind dünn gesät. Doch selbst in einigen der weniger komplexen Gesellschaf-

ten — z. B. den der australischen Aborigines — ist es für eine verheiratete Frau leichter, an Lebensmittel heranzukommen, als für eine Frau, die aus dem einen oder anderen Grund ledig geblieben ist. Einen weiteren Hinweis liefern uns Sklavenhalter-Gesellschaften. Offensichtlich hängt viel von der momentanen Angebot-Nachfrage-Situation ab sowie vom Alter, von Fertigkeiten, von der Persönlichkeit und, im Fall von Frauen, dem Aussehen und der Fähigkeit, Kinder zu gebären. Im allgemeinen erzielten Frauen jedoch nur zwei bis sechs Siebtel des Preises der Männer.

Großbritannien liefert aus der Zeit zwischen 1780 und 1860 eine Reihe von Zahlen, die Licht auf diese Frage werfen. Eine Untersuchung von 1350 Arbeiterhaushalten zeigt, daß der Beitrag der Ehemänner zum Familieneinkommen in keinem Jahrzehnt unter 55 Prozent fiel. Zeitweise betrug er 83 Prozent. Ehemänner verdienten also, soweit sie in einem Beschäftigungsverhältnis standen, immer mehr als alle anderen Familienmitglieder zusammen, manchmal sogar fast fünfmal so viel. Das Tief von 55 Prozent wurde während der sogenannten »hungry forties« erzielt. Vor und nach diesem Jahrzehnt war die Zahl beträchtlich höher. Zum restlichen Familieneinkommen trugen die Ehefrauen in der Regel fünf bis zwölf Prozent bei, und damit weniger als die Kinder. Kein Wunder, daß der Wert von Frauen vor allem in ihrer Fruchtbarkeit bestand und sie daraus ihre wie auch immer geartete Macht bezogen. Nur in Familien mit nicht berufstätigen Kindern verdienten Frauen manchmal bis zu 41 Prozent des Familieneinkommens. Diese außergewöhnlich hohe Zahl bezieht sich auf Bergarbeiterfamilien während der schwierigen Periode von 1787 bis 1815. In anderen Familien und zu anderen Zeiten war der Beitrag der Frauen selten höher als 25 Prozent.

Als sich um 1850 das häusliche Ideal etablierte, verringerte sich - bei Familien der Oberschichten noch deutlicher als bei Unterschichtfamilien — der Anteil, den Frauen zum Familieneinkommen beisteuerten. 1890 verdienten Frauen in Europa und den USA nur 1,9 bis 3 Prozent des Haushaltseinkommens, in Frankreich überraschenderweise 11 bis 30 Prozent, wobei sich diese Zahlen jedoch nur auf die untere Mittel-

schicht beziehen. Selbst heute profitieren die meisten Frauen von der Ehe. In der Tschechoslowakei waren die Frauen vierzig Jahre nach Einführung des Kommunismus nur für 12 bis 22 Prozent des Familieneinkommens verantwortlich. In der Sowjetunion verdienten im letzten Jahrzehnt vor dem Zusammenbruch des Kommunismus nur 15 Prozent der Frauen mehr als ihre Ehemänner. In Schweden tragen Frauen 39 Prozent zum Haushaltseinkommen nach Steuern bei (wie wir sehen werden, basiert diese relativ hohe Zahl auf der Tatsache, daß schwedische Männer viel mehr Steuern bezahlen), in anderen westlichen Ländern weitaus weniger. So waren britische Ehefrauen 1989 für 17,3 Prozent des Familieneinkommens verantwortlich, in Doppelverdienerfamilien mit abhängigen Kindern für 25,3 Prozent und selbst in Doppelverdienerfamilien ohne abhängige Kinder für nur 29,5 Prozent. Für jedes Pfund, das eine Frau verdiente, brachte der Mann mehr als zwei nach Hause.

In den USA ist bei Frauen, die eine Heiratsanzeige aufgeben, das Interesse an Geld zehnmal stärker als bei Männern. Und das aus gutem Grund: In den Achtzigerjahren des zwanzigsten Jahrhunderts waren vier von fünf verheirateten Frauen auf ihren Ehemann angewiesen, um einen »angemessenen« Lebensstandard zu erreichen. Nur zehn Prozent der Ehefrauen verdienten mehr als ihre Männer. Selbst diese Zahl bedeutete eine gewaltige Verbesserung gegenüber 1940, wo sie nur drei Prozent betrug. Erwerbstätige Frauen verdienten 30 Prozent des Familieneinkommens, 40 Prozent, wenn sie Vollzeit arbeiteten. Die letzten beiden Zahlen gelten jedoch für jeden beliebigen Zeitpunkt des Ehelebens. Frauen unterbrechen gewöhnlich ihre Berufstätigkeit häufiger als Männer, und in der Regel gehen sie früher in Rente. Deswegen stellen diese Zahlen, betrachtet man den Beitrag der Frau zu den Haushaltsfinanzen während der gesamten Ehe, eine maßlose Übertreibung dar. Kein Wunder also, daß in einer Umfrage alle erwerbstätigen Hausfrauen der Meinung waren, »Männer sollten für den Unterhalt der Familie verantwortlich sein«. Achtzig Prozent der Befragten beider Geschlechter sagten, um sicherzustellen, daß die Männer ihren Verpflichtungen nachkämen, würden sie

einen Mann, der nicht auf angemessene Weise für seine Familie sorgt, ächten.

Geld zu verdienen ist eine Sache. Es auszugeben eine andere. Zu den meisten Zeiten und an den meisten Orten waren die Haushalte in der Landwirtschaft im wesentlichen autark. War das nicht der Fall, nahmen vermutlich die Männer Lohnarbeit an. Das verdiente Geld gaben sie dann aus, um Luxusartikel (oft für ihre Frauen und Töchter) sowie Werkzeuge und Geräte zu kaufen, die sie nicht selbst herstellen konnten, und natürlich um die Steuern zu bezahlen. Wurde jedoch ein Überschuß produziert, war es oft Aufgabe der Frauen, auf den Markt zu gehen und diesen zu verkaufen. Dadurch erhielten sie praktisch die Kontrolle über das gesamte Geld, das die Familie besaß. Das ist im ländlichen Kambodscha noch heute oft der Fall.

In den Städten hing die Frage, welcher Ehegatte den größten Teil des Familieneinkommens ausgab, davon ab, ob Einkaufen als Aufgabe des Mannes oder der Frau betrachtet wurde. Im alten Griechenland war gewöhnlich ersteres der Fall. In Rom, wo die Ehemänner manchmal ihre Frauen dafür lobten, sparsam mit ihrem Geld umzugehen, müssen Frauen über einen beträchtlichen Teil des Familieneinkommens verfügt haben. Und die Summen, um die es ging, waren nicht unbedingt gering, stammt doch eine Aussage hierzu aus einem Brief von Plinius dem Jüngeren, der in der Tat sehr wohlhabend war. Zu Beginn der Industriellen Revolution soll die Kaufkraft der Frauen die Nachfrage in einer Reihe von Industriezweigen — vom Textilgewerbe bis zur Töpferei — gesteigert haben. In der Viktorianischen Zeit waren Frauen der Mittelschicht als »konsumversessene Engel« bekannt. Zielgruppe der Werbung waren meistens die Frauen. Das ging so weit, daß Männer entweder überhaupt nicht oder nur in einer Nebenrolle gezeigt wurden.

In Arbeiterfamilien landete der Verdienst verheirateter Männer meistens in den Händen ihrer Ehefrauen, die sich um alle Ausgaben, einschließlich von Nahrung, Kleidung, Miete und Versicherungen, kümmerten. Viele Männer lieferten ihre Lohntüte ab, ohne auch nur hineinzusehen, und erhielten nur so viel davon, wie sie benötigten, um ihre tägliche Wein- und Tabak-

ration zu kaufen. Umfragen zeigen, daß Frauen weiterhin 80 Prozent der gesamten Einkäufe tätigen. Von den USA und Europa bis hin nach China und Japan erledigen Frauen den größten Teil der täglichen Einkäufe. Größere Ausgaben wie für ein neues Haus oder ein Auto werden meistens jedoch von Mann und Frau gemeinsam beschlossen. Daß viele Männer nur über ein Taschengeld verfügen, liegt wahrscheinlich auch daran, daß sie viel mehr Stunden pro Tag an ihren Arbeitsplatz gebunden sind.

Kehren wir zu Großbritannien im 19. Jahrhundert zurück (und zu den USA, deren Rechtssystem sich aus dem englischen Common Law [ungeschriebenes englisches Gewohnheitsrecht] entwickelte). In der Theorie konnten verheiratete Frauen kein Eigentum welcher Art auch immer besitzen. Im Gegensatz zu dem, was manche Leute behaupteten, machten diese beiden Länder aber nicht die ganze Welt aus. Außerdem sahen die Dinge in der Praxis manchmal ganz anders aus. Erstens waren Männer sowohl vor als auch nach den Reformen von 1861, 1881, 1920 und 1964 verpflichtet, für den Unterhalt ihrer Ehefrauen zu sorgen. Zweitens erlaubte das Gesetz den Ehefrauen, weil sie die Hauptkonsumenten waren, den Besitz von Geld für den alltäglichen Gebrauch. In vielen, ja vielleicht sogar den meisten Fällen, verfügten sie damit praktisch wohl über alles, was ein Paar besaß. Drittens gingen vor allem in England viele Frauen aus der Unterschicht keine Ehe ein. Statt dessen lebten sie in einer eheähnlichen Lebensgemeinschaft. Das ermöglichte es ihnen, ihr Eigentum »von dem der Ehemänner von einer Generation zur nächsten getrennt zu halten«. Viertens hatte die Ehefrau, falls es zur Scheidung kam oder der Ehemann starb, sowohl ein Anrecht auf das bewegliche Vermögen, das sie selbst in die Ehe eingebracht hatte, als auch auf das ihres geschiedenen oder verstorbenen Mannes.

Schließlich gab es rechtliche Möglichkeiten, sicherzustellen, daß der Ehemann weder zu Lebzeiten der Ehefrau noch nach ihrem Tod die Kontrolle über ihr Eigentum erhielt. »In der angloamerikanischen Rechtstradition«, so eine Historikerin, »hatte sich die Gütertrennung viel stärker durchgesetzt als die Gütergemeinschaft.« Mithilfe sogenannter Erbrechtsnach-

folge-Handbücher setzte man vor der Eheschließung einen Vertrag auf oder richtete eine Stiftung ein. So durfte der ehemalige britische Premierminister Benjamin Disraeli nach dem Tod seiner Frau nicht länger in dem Haus wohnen, das ihr gehörte. Statt dessen mußte er sich in eine »Höhle der Verzweiflung« in Form eines Hotels zurückziehen. Die Stiftungen schützten das Eigentum einer Frau so wirksam, daß Männer sie oft auf ihre Ehefrauen oder Töchter festlegten, um diese, falls sie selbst Bankrott gingen, vor Gläubigern zu schützen. Nach 1880 wurde die Sache noch dadurch vereinfacht, daß mehrere Länder Gesetze verabschiedeten, die Frauen von der Haftung für die Schulden ihrer Ehemänner freisprachen. Die Haftung der Ehemänner für die Schulden ihrer Frauen blieb weltweit weiterhin bestehen. Sie schloß Schulden ein, die die Frau vor der Ehe gemacht hatte, was einige Frauen ausdrücklich zu einer Eheschließung veranlaßte, um die Last ihren Ehemännern aufzubürden. Die Verpflichtung bestand für die Dauer der Ehe, selbst wenn das Paar getrennt lebte, wenn der Ehemann nicht die leiseste Ahnung hatte, wo seine Frau sich aufhielt, oder sogar wenn sie mit jedem, außer ihm, schlief. Und übte man mit einer Schuldnerin manchmal Nachsicht, konnte der Mann sehr wohl im Gefängnis landen.

Die Haftung des Ehemanns ging so weit, daß er sogar die Anwaltskosten bei Scheidungsklagen übernehmen mußte. Mit anderen Worten, Frauen konnten auf Kosten ihres Ehemanns die Scheidung einreichen. Und das nicht nur im 19. Jahrhundert. Noch 1966 entschied ein New Yorker Gericht: »Die einer Ehefrau durch den in Ehesachen geleisteten Rechtsbeistand entstandenen Kosten sind als notwendige Aufwendungen zu betrachten, und ein Anwalt hat das Recht, gegen einen Ehemann für die Bereitstellung solcher Dienste eine Klage im ordentlichen Verfahren anzustrengen.« Ein Jahr später entschied ein anderes Gericht im gleichen Bundesstaat: »Die rechtliche Absicht scheint die zu sein, die Verpflichtung zur Zahlung des Beratungshonorars der anderen Partei auf den Ehemann oder den Vater zu beschränken.« Das war keine leere Drohung. Einer Umfrage zufolge mußten 1984 in Kansas über die Hälfte der Männer, die in ein Scheidungsverfahren verwickelt waren, ihre

eigenen wie auch die Anwalts- und Gerichtskosten ihrer Ehefrau bezahlen. Kein Wunder, daß Männer, die etwas zu verlieren hatten, die finanzielle Situation ihrer Zukünftigen und nach der Eheschließung die Haushaltskonten sorgfältigst überprüften.

Da die Ehe eine Einrichtung ist, in der Frauen von ihren Männern finanziell unterstützt werden, sollte man annehmen, daß diese Unterstützung im Fall einer Scheidung hinfällig wäre. Ein Mann, der verlassen oder geschieden wurde, verlor natürlich alles, was er vor und während der Ehe in seine Frau investiert hatte. Dabei handelte es sich oft um einen großen Teil, wenn nicht sogar das meiste dessen, was er verdiente. Das mag erklären, warum im vorklassischen Rom, nach strengem judaischem Recht und nach den hinduistischen Gesetzen des Manu eine Frau nicht ohne Zustimmung, ihres Ehemanns geschieden werden konnte. In den meisten islamischen Ländern gilt dies noch heute.

Frauen wollten jedoch auch nach der Scheidung noch unterstützt werden und bekamen meistens und fast überall ihren Willen. Schon im alten Ägypten war eine Scheidung für den Ehemann, nicht jedoch für die Ehefrau, mit hohen Geldstrafen verbunden. Die Gesetze der Hindus wie der Muslime verpflichten den Ehemann, seine geschiedene Frau zu unterhalten. In anderen Fällen hat sie Anspruch darauf, von ihren Kindern unterstützt zu werden. In Europa war es für Männer wie Frauen seit dem Mittelalter sehr schwierig, sich scheiden zu lassen. Für einen Mann war es schier unmöglich, von der Pflicht, seine Frau zu unterhalten, befreit zu werden, nicht einmal wenn das Paar von Tisch und Bett getrennt war, seine Frau der Prostitution nachging oder die Ehe von einem Kirchengericht geschieden worden war. So hatte die Erklärung »bis daß der Tod euch scheidet«, wenn vielleicht in keinem anderen, so doch in diesem Sinne sprichwörtlich Gültigkeit. Was das bedeuten konnte, zeigt der Fall eines Ehemanns aus dem 18. Jahrhundert, der für die Schulden seiner von ihm getrennt lebenden Frau haftete, obwohl er nur 50 Pfund im Jahr verdiente, während sie über ein jährliches Einkommen von mehreren tausend Pfund verfügte.

Etwa zwischen 1850 und 1920 wurde in vielen modernen Ländern ein neues Scheidungsrecht verabschiedet, da es bis dahin, wenn überhaupt, nur unter größten Schwierigkeiten möglich gewesen war, selbst die schlechteste Ehe zu beenden. Das neue Scheidungsrecht basierte auf dem »Schuldprinzip«. Zwar konnten jetzt beide Partner eine Scheidungsklage einreichen. mußten jedoch nachweisen, daß der andere die Zerrüttung der Ehe verschuldet hatte. Die Einseitigkeit dieses Arrangements war von Anfang an deutlich. Während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts reichten viele Frauen eine Scheidungsklage ein, die sie auch gewannen, weil ihre Ehemänner angeblich nicht für ihren Unterhalt gesorgt hatten. In Wales war es einer Frau der Arbeiterklasse, deren Ehemann nicht für sie sorgte, möglich, einen anderen zu heiraten, ohne sich formell scheiden zu lassen. Noch in den Sechzigerjahren des zwanzigsten Jahrhunderts konnten sich Frauen in den USA scheiden lassen, weil ihr Ehemann nicht für ihren Lebensunterhalt sorgte. Daß dies im umgekehrten Fall nicht zutraf, muß wohl kaum erwähnt werden.

Da eine verheiratete Frau nicht arbeiten sollte, erhielt sie, wenn sie sich scheiden ließ, selbstverständlich eine Unterhaltszahlung. Die bekam sie auch, fast selbstverständlich, wenn der Ehemann die Scheidung einreichte. Auf dem Papier war die einzige Ausnahme die, wenn die Frau beim Ehebruch erwischt wurde. In der Praxis war das jedoch nicht immer der Fall. Schon 1721 hatte eine gewisse Mrs. Centreville geschrieben:

»Wenn eine Engländerin ihren Ruf ruiniert hat... sind Unterhaltszahlungen die einzige Folge.« Aus Angst, Frauen könnten ohne Unterstützung dastehen, behandelten Richter und Geschworene den Ehebruch als »ein besonders dunkles und geheimnisvolles Verbrechen« und verlangten derart schwierige Beweise, daß diese selten erbracht werden konnten. So stellte ein New Yorker Gericht 1974 fest, die Ehelichkeitsvermutung eines ehelich geborenen Kindes sei »eine der stärksten und überzeugendsten in der Rechtsprechung«. Jetzt wo DNA-Tests es ermöglichen, die Vaterschaft eindeutig festzustellen, weigern sich einige Gerichte immer noch, solche Tests anzuordnen oder die Ergebnisse zu akzeptieren. Der französische

*Code Napoleon* verbietet bei von einer verheirateten Frau zur Welt gebrachten Kindern eine Untersuchung der Vaterschaft. Folglich ändert nicht einmal die Anwesenheit von eindeutig unehelichen Kindern unbedingt etwas an dem Anspruch, während der Ehe oder nach ihrer Auflösung unterhalten zu werden. So verwundert es nicht, daß in den USA schon im 19. Jahrhundert zwei Drittel aller Scheidungsanträge von Frauen eingereicht wurden.

Im 20. Jahrhundert wurde das Gesetz meistens so interpretiert, daß eine geschiedene Frau Anspruch auf Aufrechterhaltung »eines Standards hatte, an den sie gewöhnt war«. Schließlich konnte es nicht angehen, daß eine Dame sich einschränken mußte, nur weil sie keinen Ehemann mehr hatte. Oft wurden ihr fünfzig Prozent des Einkommens ihres Ex-Gatten zugesprochen, und zwar für alle Zeiten. Das galt sogar, wenn das Paar keine Kinder hatte und die Frau einen Beruf ausüben konnte, und sogar dann, wenn der Unterhalt für jedes mit dem Ehemann verbrachte Jahr ein Jahrzehnt lang ihr Einkommen garantierte.

Bis in die Vierzigerjahre des 19. Jahrhunderts blieben die Kinder bei den Vätern, die für ihr materielles Wohlergehen verantwortlich waren. In den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts wurde Müttern jedoch fast automatisch das Sorgerecht für die Kinder zugesprochen. Da nur wenige Richter so gefühllos waren, Kinder der Straße zu überlassen, erhielten die meisten Frauen auch das gemeinsame Haus, wenn nicht auf Dauer, so doch zumindest solange die Kinder minderjährig waren. Überflüssig zu sagen, daß nichts von dem für geschiedene Männer galt. Wenn sie, was selten geschah, Unterstützung beantragten, mußten sie mit einer Ablehnung ihres Antrags und einem Verweis rechnen. Noch 1979 mußte der Oberste Gerichtshof der USA ein in Alabama geltendes Gesetz zu Fall bringen, das Männern den Unterhalt verwehrte.

Etwa zwischen 1975 und 1990 änderte sich die Rechtslage erneut. Weitgehend auf Drängen der Feministinnen wurde in den meisten modernen Ländern das Schuldprinzip abgeschafft. Nun konnten beide Parteien die Scheidung einreichen, ohne sich dafür rechtfertigen zu müssen. Angesichts der zunehmen-

den Berufstätigkeit verheirateter Frauen wurde die Regelung, daß sie Unterhaltszahlungen erhielten, aber keinen Anspruch auf einen Anteil des gemeinsamen Vermögens hatten, nun als unfair erachtet. Denn zum einen hatten die Ehepartner dieses Vermögen gemeinsam erwirtschaftet, und zum anderen empfand man Unterhaltszahlungen, die die Abhängigkeit vom Ex-Mann festschrieben und unterstellten, eine Frau könne nicht für sich selbst sorgen, als erniedrigend. Ziel der neuen Gesetze war es, »eine klare Trennung« herbeizuführen, d. h. eine Situation, in der keine Partei von der anderen abhängig blieb. Gewöhnlich wurde dies durch eine Teilung des gemeinsamen, während der Ehe erwirtschafteten Vermögens — im Unterschied zu dem von den Parteien in die Ehe eingebrachten — erzielt, und zwar abhängig von dem hierzu geleisteten Beitrag. Da man davon ausging, daß Frauen ebenso wie Männer berufstätig sein konnten, fielen die Unterhaltszahlungen geringer aus. In vielen Fällen verschwanden sie vollständig.

Fall für Fall stellte sich nun heraus, daß die Männer, die ja in der Regel mehr arbeiten und mehr verdienen, einen viel größeren Beitrag zur Anhäufung des Vermögens — vor allem im Bereich unternehmerischer Tätigkeiten — geleistet hatten. Da das Vermögen des Paares entsprechend dieses Beitrags geteilt wurde und zahlreiche geschiedene Frauen, außer wenn sie Anspruch auf Unterhaltszahlungen für die Kinder hatten, keinerlei Zahlungen erhielten, waren viele von ihnen nicht nur in der Praxis, sondern auch durch die Gesetzgebung gezwungen, für sich selbst zu sorgen. Die Folgen ließen nicht lange auf sich warten. Noch während die Feministinnen gegen die »Gleichheitsfalle« wetteten, die sie selbst mitgeschaffen hatten, lebten viele geschiedene Frauen unterhalb der Armutsgrenze. Und wie seit jeher der Fall — woran sich mit Sicherheit bis zum Jüngsten Gericht nichts ändern wird —, konnten sie dieser Situation am besten entrinnen, indem sie einen anderen Mann heirateten.

Schon immer wurden Ehen auch aus dem nicht unwichtigen Grund geschlossen, Frauen dafür zu entschädigen, daß sie weniger verdienen konnten. Die Arrangements zur Erreichung dieses Ziels reichten vom Brautdienst bis zur Mitgift und von Ermahnungen bis zu den strengsten Gesetzen und den mit

ihnen verbundenen Strafen. Von einigen profitierten Frauen direkt, von anderen indirekt über ihre männlichen (und manchmal weiblichen) Verwandten. Einige Vereinbarungen wurden vor der Eheschließung getroffen, andere griffen nach der Scheidung. Alle galten für die Dauer der Ehe. Dieses System ist so unumstößlich, daß amerikanische Gerichte den Antrag einiger Paare, den Ehemann von der Verpflichtung zu Unterhaltszahlungen zu entbinden, rundweg ablehnten. Wurden die Vereinbarungen aus welchem Grund auch immer nicht eingehalten, verarmten Frauen, die ihre Ernährer verloren hatten. Wie schon gesagt, war das in den Zwanzigerjahren des zwanzigsten Jahrhunderts in der UdSSR der Fall. Das gleiche geschieht offensichtlich seit den Siebzigerjahren in westlichen Ländern. Hier wie dort waren die Feministinnen für diese Situation zumindest mitverantwortlich. Indem sie darauf bestanden, daß Frauen ebenso wie Männer in der Lage seien, ihren Lebensunterhalt zu verdienen, und diesen gleichgestellt werden sollten, beseitigten sie die Privilegien ihrer Schwestern oder drohten, dies zu tun. Kein Wunder also, daß die meisten Frauen, als es so schien, die Equal Rights Amendment (Gleichberechtigungsnovelle) könne Frauen auch für den Unterhalt ihrer Männer verantwortlich machen, lieber die alte Situation beibehalten wollten.

### **Frauen und Wohltätigkeit**

Verglichen mit anderen Frauen ist eine Frau, die einen Ernährer hat, privilegiert. Verglichen mit Männern ist eine Frau, die keinen Ernährer hat, privilegiert. Da man zu Recht davon ausgeht, daß eine solche Frau es schwerer hat, ihren Lebensunterhalt zu verdienen, erhält sie gewöhnlich leichter eine finanzielle Unterstützung, vor allem wenn ihre Eltern nicht mehr leben, wenn sie moralisch gefährdet ist, Witwe ist und Kinder hat. Allein aufgrund der Tatsache, daß eine Person weiblich ist, kann sie Anspruch auf Leistungen haben, die sie als Mann nur bekäme, wenn sie krank und behindert und damit erwerbsunfähig wäre.

Schon im Buch *Deuteronomium* werden Witwen — zusammen mit Waisen und Fremden — als Personen genannt, die der besonderen Wohltätigkeit bedürfen. So befahl Gott den Israeliten, für sie zu sorgen, und »verdammte« diejenigen, die diesem Befehl nicht nachkamen. Wie diese Versorgung in der Praxis aussehen konnte, zeigt die Geschichte von Rut. Rut war Moabitlerin, die nach dem Tod ihres israelitischen Ehemanns als verwitwete Frau im Land Juda lebte. Als Fremde und Frau erhielt sie die besondere Erlaubnis, den Schnittern zu folgen und Ähren zu lesen, bis ein Mann gefunden werden konnte, der sie heiratete und für sie sorgte. Die Erlaubnis, Ähren nachzulesen, war übrigens bis weit ins 19. Jahrhundert hinein eine Standardmethode, armen Frauen zu helfen.

Das Christentum hat neben vielen anderen Aspekten die Wohltätigkeit für Frauen aus dem Judentum übernommen. Wie auch sonst immer und überall war es zu Jesu Lebzeiten im römischen Palästina die Aufgabe der Ehemänner oder in deren Abwesenheit ihrer Brüder oder männlichen Nachkommen, für ihre Frauen zu sorgen. Allerdings wurden Frauen, die sich der frühchristlichen Gemeinde angeschlossen hatten, oft gezwungen, ihre Familienbande zu lösen, wenn sich die Familie nicht schon von ihnen getrennt hatte. Sie blieben mittellos zurück, was erklärt, warum das Neue Testament sie als besondere Objekte der Wohltätigkeit hervorhebt.

Da das Alte und das Neue Testament die Wohltätigkeit gegenüber Frauen predigen, verwundert es nicht, daß nachfolgende christliche Gesellschaften diese Tradition fortsetzen. Im mittelalterlichen Paris stiftete Ludwig IX. (der »Heilige«) im Jahr 1226 4000 Francs zur Gründung der *Filles de Dieu*, einer Zufluchtsstätte für Prostituierte, die er von der Straße holen wollte. Zwei Jahrhunderte später gab es mindestens vier weitere Häuser für Frauen, und das in einer Stadt mit rund 200000 Einwohnern. Wenn sie krank, aussätzig oder sehr arm waren, konnten auch Männer Hilfe erhalten. Es gab jedoch keine Einrichtungen für Männer *in der Eigenschaft* als Männer. Was wiederum zeigt, daß man die besonderen Bedürfnisse der Frauen erkannte und, soweit die Ideologie der Zeit und die zur Verfügung stehenden Mittel es erlaubten, für Frauen sorgte. Selbst

im größten Armenhaus, dem Hotel Dieu, das für die grausame Behandlung seiner Bewohner berühmt-berüchtigt war, gab es einen speziellen Raum für Schwangere.

Was für Paris galt, traf weitgehend auch auf andere mittelalterliche Städte zu. Von etwa 1350 bis 1500 war die größte Wohltätigkeitsorganisation in Florenz die Gesellschaft der Madonna von Orsanmichele. Ursprünglich hatte diese Gesellschaft auf den wichtigsten Kornmärkten der Stadt den Madonnenkult organisiert, später war sie auch in der Armenhilfe tätig. Die meisten ihrer Stammgäste waren Frauen, vor allem wenn sie keinen Ernährer hatten und zu alt oder zu jung waren, um zu arbeiten. Daher bildeten ledige Frauen nach den älteren Frauen und den Witwen die zweitstärkste Gruppe derjenigen, die unterstützt wurden. Manchmal half die Gesellschaft aber sogar Frauen, deren Ehemänner noch lebten und die Familie nicht verlassen hatten. So heißt es in einer entsprechenden Aufzeichnung: »[So und so viel Brot genehmigt für] Monna Vanna und Meo, Ehefrau und Ehemann krank, von einem Unermieter von Bianciardo in Borgho San Lorenzo.«

So wie in französischen Gebetbüchern des 17. Jahrhunderts das Verhältnis der Gebete für Witwen und Witwer vier zu drei betrug, so waren im praktischen Leben bestimmte Formen der Wohltätigkeit nur für Frauen bestimmt. Aus der Sicht der Wohltäter half man bedürftigen Frauen am einfachsten dadurch, daß man sie unter die Haube brachte und ihnen wenn nötig eine kleine Mitgift gab, um ihre Reize zu vermehren. Schon der Talmud empfiehlt, Waisenmädchen fünfzig zuz aus öffentlichen Mitteln zu geben, nicht gerade ein Vermögen, aber genug, um nicht nackt herumlaufen zu müssen und sich eine Grundausstattung von zwei Überkleidern und einem Umhang zu kaufen. Die orthodoxen Juden halten sich noch immer an das Gebot des *hachnassat kalah*, d. h. daran, »einer Braut zu helfen, unter den Hochzeitsbaldachin zu treten«. Das kann zehn-, wenn nicht Hunderttausende Dollar kosten. Auch dieser Brauch wurde vom christlichen Europa aufgegriffen. Mehrere der fünfzig frühesten, uns überlieferten englischen Testamente enthalten Klauseln, die eine Mitgift für Mädchen vorsehen. Auch im mittelalterlichen Paris und in Byzanz erwähnten

Gönner, die an Wohltätigkeitsorganisationen spendeten oder ihnen Geld vermachten, oft unverheiratete Mädchen, denen, wie sie hofften, auf diese Weise geholfen werden konnte.

In Florenz verwendete im 16. Jahrhundert die Monte di Pietà, eine Art wohltätiges Pfandhaus, seine Profite dafür, bedürftigen Frauen eine Mitgift zu beschaffen. In Bologna erwähnten die Vorschriften der Barracano-Heimstätte ausdrücklich »körperlich unattraktive« Mädchen, denen die Möglichkeit gegeben wurde, sich ihre — ziemlich beträchtliche — Mitgift zu verdienen, indem sie sieben Jahre lang in dieser Einrichtung blieben. Der *Schulchan Aruch*, der vielleicht maßgeblichste Kodex des orthodoxen Judentums, der 1564 veröffentlicht wurde, schrieb ebenfalls vor, daß Mädchen eine Mitgift aus öffentlichen Mitteln erhalten sollten. Ungefähr zur gleichen Zeit richtete der Heilige Stuhl einen speziellen Fonds ein, um jüdischen Frauen zu helfen, die zum Christentum übergetreten waren. So konnte die *Casa dei Catecumeni* mit Hilfe der Stiftungen der Päpste Gregor XIII. (1572-1585) und Sixtus V. (1585—1590) jeder dieser Frauen fünfzig scudi zur Verfügung stellen — keine geringe Summe und doppelt soviel, wie nicht-jüdische Frauen unter ähnlichen Umständen erhielten.

Im 17. Jahrhundert stellten in Venedig die sogenannten *Scuole grandi* oder Wohltätigkeitsorganisationen fünfundzwanzig bis fünfundsiebzig Prozent ihres Etats für Mitgiften zur Verfügung und verteilten jährlich 75000 Dukaten allein für Kleidung und Möbel. Hundert Jahre lang stiftete die *Santissima Annunziata della Minerva* jährlich vierhundert römischen Mädchen eine Mitgift. Diese hing theoretisch von einer Überprüfung der Bedürftigkeit ab, doch in der Praxis wurden nur wenige Fragen gestellt. Kurz gesagt, in der Regel differenzierte man bei der jungen Menschen gewährten Wohltätigkeit zwischen den Geschlechtern. Im allgemeinen wurde dafür gesorgt, daß Jungen eine Lehrstelle bekamen, um ein Handwerk zu lernen. Mädchen hingegen sollten eine Mitgift erhalten. Diese wurde ihnen entweder geschenkt, oder man beschaffte den Mädchen eine Stelle als Hausangestellte, wo sie sich, da der Arbeitgeber für ihre Grundbedürfnisse sorgte, die Mitgift selbst verdienen konnten.

Damit eine Frau heiraten konnte, mußte sie sich ihre Jungfräulichkeit bewahren. Einen halbwegs ehrbaren Mann zu finden, der die Verantwortung für eine Waise übernahm, war eine Sache; einen solchen für eine Frau zu finden, die als Prostituierte gearbeitet oder uneheliche Kinder zur Welt gebracht hatte, eine andere. Vor allem die Städte im Mittelmeerraum trafen zahlreiche Vorkehrungen, um Frauen davor zu bewahren, ihre Unschuld zu verlieren, oder um denjenigen zu helfen, die sie bereits verloren hatten. Zunächst bot man Frauen Zuflucht, deren Männer gewalttätig waren, dann versuchte man, Prostituierte zu retten, und schließlich richtete man Häuser für unverheiratete, aber schwangere Mädchen ein, die dort unter halbwegs annehmbaren Umständen heimlich ihre Kinder zur Welt bringen konnten. Zwischen 1600 und 1800 funktionierten einige italienische Städte ihre »Heimstätten« in aufeinander abgestimmte städtische Institutionen um und verlegten Mädchen von einer in die andere, so wie es die jeweilige Situation bzw. die zur Verfügung stehenden Ressourcen erforderten.

Für Frauen, die sich nicht selbst ernähren konnten, aber nicht heiraten wollten, gab es die Möglichkeit, Nonne zu werden. Schon im Mittelalter gab es eine Reihe von Nonnenklöstern speziell für adelige, aber mittellose Frauen. Bis zur Reformation und in katholischen Ländern bis zur Französischen Revolution und darüber hinaus waren überall Einzelpersonen und Gesellschaften, die Mitgiften zur Verfügung stellten, oft auch bereit, Mädchen dabei zu helfen, ins Kloster zu gehen. Wahrscheinlich wurde auf diese Weise einer beträchtlichen Anzahl von Frauen geholfen. In einem französischen Kloster des 18. Jahrhunderts waren die Kosten für nur 21 von 38 Nonnen von den Eltern aufgebracht worden. Drei hatten von wohltätigen Spenden profitiert und 14 waren kostenlos aufgenommen worden. Das gleiche galt auch andernorts. Einige Nonnenklöster nahmen offensichtlich die Redewendung »Wohltätigkeit beginnt zu Hause« ein bißchen zu wörtlich.

Eine andere Möglichkeit, Frauen zu helfen, war die, ihnen das Monopol über den Verkauf oder Kauf bestimmter Waren zu geben. So war 1532 in Norwich die Wolle knapp. Damit ledige Frauen bis zur nächsten Schafschur-Saison überleben konnten,

wurden die Schlachter angewiesen, die Felle ausschließlich an diese Frauen zu verkaufen. Manchmal erhielten Frauen eine Lizenz zu handeln, obwohl sie keine Bürgerrechte besaßen, was sie in die Lage versetzte, Waren wie Eier, Käse und Bier zu kaufen und zu verkaufen. Die Stadt Edinburgh erteilte zum Beispiel 1708 Anny Sempley, Mary McCallum, Jean Murray und Anna Burnet, die zu diesem Zeitpunkt alle unverheiratet waren, die Genehmigung, »für einen Zeitraum von sieben Jahren gratis« Handel zu treiben. Ähnliche Regelungen gab es in so weit voneinander entfernten Orten wie Kingston upon Thames und Genf. Für Frauen hatte es normalerweise keine schwerwiegenden Folgen, wenn sie ohne Lizenz Handel trieben. 1713 gab beispielweise die Stadt Edinburgh einigen Bürgertöchtern, die beim illegalen Handel erwischt worden waren, die beschlagnahmten Waren zurück, ohne von ihnen ein Bußgeld zu verlangen.

Schließlich gab es in Europa wie auch in der amerikanischen Kolonie Vorkehrungen, den Witwen und anderen weiblichen Verwandten von verstorbenen Handwerkern zu helfen. Eine Möglichkeit bildete hier eine Versicherung auf Gegenseitigkeit. So gab im 18. Jahrhundert in Amsterdam die Ärztezunft die Hälfte aller zur Verfügung stehenden Mittel — und zwei Drittel der zur Unterstützung Bedürftiger vorgesehenen Mittel — allein für diesen Zweck aus. Andere Zünfte hatten ähnliche Regelungen getroffen, so daß die Anzahl der Frauen, denen sie halfen, die Zahl der Personen in allen anderen Kategorien um ein Vielfaches übertraf. Eine weitere Methode war die, Frauen das Gewerbe ihres verstorbenen Gatten fortführen zu lassen, selbst wenn sie keine Lehre absolviert hatten und keiner Zunft z.B. der der Schmiede, Glaser, Kerzenmacher, Sattler, Wundärzte, usw. angehörten. Je nach Stadt galt dies auch für Drucker, Goldschmiede, Textilkaufleute, Gastwirte, Getreide- und Fischhändler.

Seit jeher sind das Erlernen eines Handwerks und die Aufnahme in eine Zunft der teuerste Teil bei der Erziehung eines jungen Menschen. Und seit jeher ist es ein großes Privileg, wenn man eine Person, gleich welchen Geschlechts, von dieser Ausbildung befreit. Mußten Männer sehr viel Geld und Ener-

gie investieren, um einen bestimmten beruflichen Status zu erreichen, so konnten Frauen diesen einfach erwerben, indem sie mit diesen Männern die Ehe eingingen. Umso besser für alle Beteiligten, wenn sie nach dem Tod ihres ersten Gatten einen anderen Mann aus der gleichen Zunft heirateten. Wenn es um das Handelsrecht für Frauen ging, war man in fast allen Städten zu einigen seltsamen rechtlichen Kapriolen bereit. So behandelte man ein und dieselbe Frau je nach Lage als verheiratet und unfähig, Verpflichtungen einzugehen, oder als unabhängig und geschäftsfähig. Erst um 1800 wurde die Rechtsprechung vereinheitlicht. Doch selbst dann gab es, sogar in England, viele Möglichkeiten, die Vorschriften zu umgehen.

Ob man für mittellose Frauen wirklich besser sorgte als für mittellose Männer, ist schwer zu sagen, doch läßt sich die Frage vermutlich bejahen. In England wurden im 17. Jahrhundert Witwen (nicht Verwandte) auffallend oft in den Testamenten anderer Witwen und lediger Frauen bedacht. In Ansbach waren im 18. Jahrhundert unverhältnismäßig viele alte Witwen die Nutznießerinnen frommer Stiftungen. Zur gleichen Zeit beherbergte in Paris das Armenhaus La Salpêtrière, in dem nur Frauen untergebracht waren, dreimal so viele Menschen wie das Bicêtre, ein Armenhaus für Männer. In der dänischen Gemeinde Grönland erhielten dreimal so viele Witwen wie Witwer eine Unterstützung. Das Kopenhagener Armenhaus *Brondstraedes* beherbergte fünfmal so viele Frauen wie Männer. Außerdem hatte eine unschuldig aussehende Frau, die auf einem Bauernhof auftauchte, eine viel größere Chance, daß man ihr etwas zu essen und ein Obdach gab. War sie schwanger und stand kurz vor der Geburt, konnte sie immer Zuflucht in einem städtischen Entbindungsheim suchen. Die Tatsache, daß Frauen leichter Hilfe erhielten, erklärt vielleicht, warum es im 17. und 18. Jahrhundert in den Städten zwei- bis viermal so viele Bettler wie Bettlerinnen gab. Ein Grund dafür könnte sein, daß damals die Eltern Jungen in einem früheren Alter sich selbst überließen als Mädchen. Deswegen standen mehr Jungen ohne ein Auskommen da.

Etwa ab 1750 änderten sich in Europa die Vorstellungen in bezug auf Wohltätigkeit. Zuvor hatte es einen engen Zusam-

menhang zwischen Wohltätigkeit und Religion gegeben. Nun argumentierten die Philosophen, Wohltätigkeit aus Glaubensgründen sei überhaupt keine Wohltätigkeit. Weigerten sich protestantische und katholische Einrichtungen nicht regelmäßig, den Armen der jeweils anderen Konfession zu helfen? War das wahre Motiv von Menschen, die Geld für wohltätige Zwecke hinterließen, nicht eher die Hoffnung, ihre eigene Seele zu retten, als Menschenfreundlichkeit? Dementsprechend versuchten sie, das Konzept der Wohltätigkeit durch das Konzept der »guten Taten« zu ersetzen, das im Gegensatz zu ersterem angeblich sowohl religionsunabhängig als auch uneigennützig war. Wie unter dem alten System erhielten in erster Linie Frauen Hilfe — vor allem, wenn sie keinen Ehemann besaßen, wenn sie Kinder hatten und wenn sie »schamhaft« waren, d. h. ohne eigenes Verschulden in Schwierigkeiten geraten waren und sich zu sehr schämten oder zu schämen schienen, um Unterstützung zu bitten.

Einen der ersten Versuche, ein landesweites »Wohlfahrtsystem« zu schaffen, unternahm 1794 die Französische Nationalversammlung; Man verabschiedete eine Resolution zur Einführung eines »Grand Livre de Bienfaisance Nationale«, d.h. einer Liste der Personen, die Anrecht auf eine Staatsrente hatten.

Da es keine Statistiken für das gesamte Land gab, erhielt jedes Departement ein bestimmtes Kontingent mit der Anweisung, es so zu nutzen, wie man es für richtig hielt. Frauen, vor allem ledige Mütter, nahmen in diesem Plan einen wichtigen Platz ein. Sie wurden mit verwundeten oder invaliden Kriegs Veteranen gleichgestellt. In Montpellier beabsichtigte man zum Beispiel, 1000 Menschen zu helfen, die in vier Kategorien unterteilt wurden: alte oder gebrechliche Bauern, Künstler, betagte Witwen sowie überlastete Mütter und Witwen mit Kindern. Von den tausend Registrierten gehörten schließlich 253 in die dritte Kategorie und 150 in die vierte, so daß sich eine Gesamtzahl von 403 Frauen ergab. In der Praxis war ihr Anteil jedoch viel höher, da nur wenige Künstler die gestellten Bedingungen erfüllten und viel mehr Frauen als erwartet sich bewarben.

Wie die Unfähigkeit der Nationalversammlung, die not-

wendigen Daten zu erhalten, zeigt, war das *Livre de Bien-faisance* seiner Zeit voraus. Folglich wurden im 19. Jahrhundert noch weitgehend die alten Methoden angewendet. Der Hauptunterschied war eine Verschiebung von Unterstützung, die für ein eigenständiges Leben gewährt wurde, hin zu Hilfen innerhalb von Institutionen, und zwar als Mittel, die Kontrolle auszuüben und Ressourcen zu sparen. Manchmal gab man Frauen kostenlos Rohstoffe, damit sie ihr eigenes kleines Unternehmen gründen und »aus ihrem Fleiß Kapital schlagen« konnten, wie es hieß. Hierbei ging man auf beiden Seiten des Atlantiks davon aus, daß die Frau aufgrund ihrer Physis sowie ihrer Pflichten als Mutter im Existenzkampf benachteiligt sei und eher Unterstützung brauche — vor allem, wenn sie keinen Ernährer hatte und Kinder versorgen mußte.

Insbesondere während der ersten Hälfte des Jahrhunderts maß man der Keuschheit weiterhin eine sehr große Bedeutung zu, ja vielleicht eine noch größere als zuvor. Nach Ansicht der aufstrebenden Mittelschicht sollte jeder Mann nur eine Ehefrau haben und jede Frau nur mit einem Mann schlafen. Als Folge entstanden viele wohltätige Gesellschaften mit dem Ziel, alleinstehende Frauen vor den Avancen der Männer zu schützen. Sie boten Frauen, die auf der Suche nach Arbeit in eine neue Stadt zogen, Unterkunft, richteten Klubs ein, in denen die Frauen ihre Freizeit verbringen konnten, usw. In Kopenhagen gab es solche Einrichtungen für Frauen seit Mitte der Siebzigerjahre des 19. Jahrhunderts, für Männer jedoch erst vierzig Jahre später. In einem typischen Klub gab es kostenlos Kaffee und Tee, er bot die Möglichkeit zum gemeinsamen Handarbeiten, verfügte über eine kleine Bibliothek, engagierte Redner und fungierte als Arbeitsamt. Andere nahmen vorübergehend Prostituierte auf, die sich gebessert hatten oder versprachen, sich zu bessern. Den Dokumentationen der verantwortlichen Organisationen nach zu urteilen, wurden Zehntausende »gerettet«. Gelegentlich schloß sich eine talentierte Ex-Prostituierte ihren Rettern an, schrieb, predigte und plauderte mit den Spitzen der Gesellschaft.

Gegen Ende des Jahrhunderts änderte sich allmählich die Definition einer der Unterstützung »würdigen« Frau. Früher

hielt man eine Frau nur für würdig, wenn sie ein »tadelloses« Leben geführt hatte, d.h. keine unerlaubten Liebesbeziehungen eingegangen war und keine unehelichen Kinder hatte. Nach etwa 1880 faßte man den Begriff nicht mehr so eng, da die Gesellschaft größeres Mitgefühl für ledige Mütter zeigte. Frauen konnten jetzt leichter Hilfe erhalten, selbst wenn ihre Kinder unehelich waren. Außerdem führte die Verbreitung des häuslichen Ideals dazu, daß geschiedene und verlassene Frauen eher unterstützt wurden, selbst wenn sie kinderlos waren. Kurz gesagt, ein Mann erhielt eine Unterstützung, wenn er eine Frau hatte, eine Frau, wenn sie keinen Mann hatte.

Deswegen verwundert es nicht, daß auch weiterhin viel mehr Frauen als Männer in den Genuß von Wohltätigkeit kamen. Mitte des 19. Jahrhunderts gab es im schwedischen Göteborg mehrere vorrangig von Frauen geführte wohltätige Gesellschaften, deren Zielgruppe bedürftige Frauen waren. Sie verteilten an diese Frauen entweder Waren oder lehrten sie die Prinzipien der »liebvollen und moralischen mütterlichen Fürsorge«. In Kopenhagen wurden während der gleichen Zeit für gefallene Frauen, für Schwangere, für Frauen, die gerade entbunden hatten, für stillende Mütter, für Frauen mit Kindern und für ältere Frauen so viele Häuser gebaut, daß sie begannen, »das architektonische Profil der Stadt zu beeinträchtigen«. 1876 nahmen von 56 Armenhäusern 20 ausschließlich Frauen auf. Auch in Stockholm erhielten mehr Frauen als Männer verbilligte Wohnungen. Männer mußten auch nicht erst erwachsen werden, um festzustellen, daß sie im Hinblick auf Wohltätigkeit diskriminiert wurden. So wurden in Dänemark und Schweden Arbeiterkinder von Familien der Mittelschicht zu kostenlosen Ferien in ihre Sommerhäuser eingeladen. In beiden Ländern profitierten mehr Mädchen als Jungen von diesem Brauch.

In Turin, Italien, waren 1885 so viele Wohltäter bereit, Müttern von Neugeborenen Geld zu spenden, daß es leichter war, für diesen Plan Mittel zu beschaffen, als Frauen zu finden, die sich wegen einer kläglichen Summe für dieses Projekt meldeten. Im späten 19. Jahrhundert erhielten in Großbritannien weit mehr Frauen Unterstützung als Männer. Jenseits des

Atlantiks gab es um 1820 in New York City eine Reihe von Hilfsorganisationen speziell für Frauen. Es versteht sich von selbst, daß derlei Organisationen für Männer nicht existierten. Selbst die größte Organisation für beide Geschlechter, die Association for Improving the Condition of the Poor (AICP/Vereinigung zur Verbesserung der Lage der Armen) half 27 Prozent mehr Frauen als Männern. In den Achtzigerjahren des 19. Jahrhunderts unterstützte die Charity Organization Society, die damals größte Wohltätigkeitsorganisation in New York, die wie die übrigen vorrangig von Frauen geleitet wurde, viermal mehr Frauen als Männer. Dieser Unterschied läßt sich zum Teil dadurch erklären, daß Frauen eher die Verantwortung für Kinder hatten. Andererseits zeigte eine nach dem Bürgerkrieg durchgeführte Untersuchung, daß von allen unverheirateten Frauen, die im Staat New York Unterstützung erhielten, weniger als ein Viertel mehr als ein Kind hatten. Von den übrigen waren viele kinderlos.

Wie auch früher war jetzt eine Methode, Frauen zu helfen, die bestimmte Berufe für sie zu reservieren. Am unteren Ende der sozialen Leiter traf dies auf Hausgehilfen zu, eine Berufssparte, aus der Männer immer mehr verdrängt wurden. In vielen Städten gab es spezielle wohltätige Einrichtungen, die Mädchen, die ihre Eltern verloren hatten oder deren Eltern nicht für sie sorgen konnten, aufnahmen und ausbildeten. Im Verlauf der Jahre ernährten, kleideten und erzogen sie Zehntausende junger Frauen und betrachteten ihre Aufgabe erst als abgeschlossen, wenn sie ihren Schützlingen einen sicheren Arbeitsplatz verschafft hatten. Sobald sie eine Stelle gefunden hatten, konnten die weiblichen Hausangestellten praktisch ihren gesamten Lohn für den Tag sparen, an dem sie heirateten, was viele auch taten. Tatsächlich basierte das System der weiblichen Hausangestellten im gesamten 19. Jahrhundert auf der Annahme, daß die Frauen heirateten und ihre Stelle aufgeben würden.

Das gleiche traf auch auf den Lehrerberuf zu. Auch dieser war sicher, sauber und verglichen mit vielen männlichen Tätigkeiten nur in geringem Maße körperlich anstrengend. Wie bei den Hausangestellten sah man auch diesen Beruf als die

Fortsetzung der traditionellen Rolle an, die die Frauen zu Hause spielten. Natürlich wurden Frauen in beiden Berufen Männern auch deswegen vorgezogen, weil sie nur 50 bis 75 Prozent des Gehaltes ihrer männlichen Kollegen erhielten. Andererseits schützte eben diese Tatsache vor einem Eindringen von Männern in die fraglichen Berufe. Sie wurden fast als eine Art der Wohlfahrt für Frauen betrachtet. So schrieb im 19. Jahrhundert eine Redakteurin einer Frauenzeitschrift, Lehrerinnen würden weder darauf hoffen, ein Vermögen anzuhäufen, noch seien sie »verpflichtet, von [ihrem] Verdienst einen Teil an den Staat oder die Regierung abzugeben«.

Die Tendenz, bestimmte Berufe als angenehme Tätigkeiten für Frauen, vor allem unverheiratete Frauen, anzusehen, erklärt vielleicht, warum Frauen in der Regel seltener arbeitslos waren als Männer. Selbst auf dem Höhepunkt der Weltwirtschaftskrise war in Amerika schwarzen weiblichen Collegeabsolventinnen eine Stelle in einer Schule mit Rassentrennung so gut wie sicher. Und was Stellen im Haushalt anging, so konnte man immer auf sie zurückgreifen, wenn alles andere schiefging. Schließlich erklärt diese Tendenz auch, warum Lehrerinnen nicht verheiratet sein durften. Weit davon entfernt, Frauen diskriminieren zu wollen, fand dieses Verbot seine Anhänger in erster Linie unter ledigen Lehrerinnen. Das letzte, was sie wollten, war Konkurrenz seitens ihrer verheirateten Schwestern, die, wie sie sagten, bereits von einem Mann versorgt wurden.

Auch heute gibt es Formen der Unterstützung, die allein Frauen vorbehalten sind, wie z. B. Heime für ledige Mütter, Frauenhäuser oder Rechtsberatungsstellen für geschiedene Frauen, die beträchtliche Aufmerksamkeit und Mittel erhalten. Im Gegensatz dazu gibt es keine öffentlichen Einrichtungen ausschließlich für Männer. Und jeder Versuch, sie zu schaffen, wird sicherlich von den Gerichten im Keim erstickt. Und während in vielen Ländern religiöse Organisationen Frauen weiterhin mit einer Mitgift zur Heirat verhelfen, muß eine vergleichbare Organisation für Männer noch erfunden werden. Mit anderen Worten, während Frauen fast immer ein Anrecht darauf haben, an jeglicher Form von Unterstützung, die

Männern gewährt wird, teilzuhaben, ist dies Männern im umgekehrten Fall meistens verwehrt. Traditionell traf das sogar zu, wenn sie ledig, geschieden, verwitwet oder verlassen worden waren, und sogar wenn sie eine ganze Horde kleiner Kinder zu versorgen hatten.

Selbst unter den besten Umständen ist es kein großes Vergnügen, auf Wohltätigkeit oder andere Formen der Unterstützung angewiesen zu sein. Selbst unter den schlechtesten Umständen war es für eine Frau immer leichter und weniger erniedrigend, Hilfe zu erhalten, als für einen Mann. Angenommen, der Pentateuch wurde etwa 500 v. Chr. geschrieben und beschreibt, wie er es zu tun behauptet, eine mehrere Jahrhunderte zurückliegende gesellschaftliche Situation, dann existierte dieser Unterschied zwischen den Geschlechtern schon seit Menschengedenken. Er besteht noch heute und wird vermutlich auch noch weiter bestehen, solange es Männer und Frauen gibt.

### **Im Inneren des Wohlfahrtsstaates**

Menschen zu helfen, die um Hilfe bitten, ist eine Sache, in einem Land eine ganze Schicht zu schaffen, deren Mitglieder, vorausgesetzt sie erfüllen bestimmte Bedingungen, ein *Anrecht* auf Unterstützung haben, eine andere. Ersteres, bekannt als Wohltätigkeit, Menschenfreundlichkeit oder Armenhilfe, gab es bis in die letzten Jahre des 19. Jahrhunderts in allen Gesellschaften. Zwar hat sie im Wohlfahrtsstaat kein großes Gewicht mehr, wird aber dennoch von ihm gefördert. Letzteres ist charakteristisch für den modernen Wohlfahrtsstaat. Ersteres hängt von einzelnen Persönlichkeiten und deren Wohlwollen ab, letzteres von den angeblich unpersönlichen Bestimmungen des Gesetzes und den damit zusammenhängenden Rechten und Pflichten.

In allen Ländern wurde der Wandel von der Wohltätigkeit zum Wohlfahrtsstaat letztlich durch die Industrielle Revolution hervorgerufen, die eine riesige Anzahl von Menschen veranlaßte, ihre Dörfer zu verlassen und auf der Suche nach Arbeit in die Städte zu ziehen. Dort waren die privaten Organisationen

angesichts der vielen Menschen, die keine Arbeit fanden, sie verloren oder nicht verrichten konnten, völlig überfordert. Die Reformierung des Armenrechts durch eine Verschiebung von der Förderung eines eigenständigen Lebens hin zu Hilfen innerhalb von Institutionen machte die Sache nur noch schlimmer. Um sich vor Betrügern zu schützen — 1838 schätzte ein Autor, daß alleine in London täglich eintausend falsche Unterstützungsanträge eingereicht wurden — und die Kosten zu senken, schuf man für die neuen Arbeitshäuser sehr strenge Regeln und zwang die Bewohner zur Arbeit. Galt der Arbeitszwang weltweit für Männer, so machte man bei Frauen manchmal eine Ausnahme. Kein Wunder also, daß diese Häuser vor allem im Sommer, wenn die Chance auf Arbeit andernorts bestand, fast ausschließlich von Frauen bevölkert waren. Gleichgültig, ob es sich um eine sozialistische oder um eine kapitalistische Regierung handelte, früher oder später war der Staat gezwungen, einzuschreiten.

In den USA, die hier im Mittelpunkt unserer Betrachtung stehen, bildeten Frauen von Beginn an eine bevorzugte Gruppe. Einige der ersten Schritte wurden 1906 unternommen, als mehrere Countys in Kalifornien begannen, »bedürftigen« Müttern mit Kindern in ihrem eigenen Zuhause Hilfe zur Verfügung zu stellen. Fünf Jahre später erstattete der Staat ihnen die hierfür aufgewendeten Mittel zurück. Zwischen 1908 und 1911 begannen Oklahoma, New Jersey und Michigan, Müttern finanzielle Unterstützung zu gewähren. Zu dieser Zeit wurde die Vorstellung von einer Sozialrente für bedürftige Mütter mit minderjährigen Kindern populär. Wie andere Renten sollte diese Sozialrente fortlaufend und dauerhaft gezahlt werden. Im Unterschied zu anderen Renten war es nicht erforderlich, Kapital zu investieren oder Beiträge einzuzahlen. Die Sozialrente für Mütter wurde allein aufgrund eines Bedürftigkeitstests gewährt. 1911 führte Missouri als erster Staat die Sozialrente für Mütter ein, und mit Ausnahme zweier Staaten zogen bis 1935 alle anderen nach. Diese Pläne basierten auf der Vorstellung, ein normales Familienleben sei die Grundlage des Staates und dessen Erhaltung folglich Aufgabe der Regierung. Hinzu kam der Glaube, Kinder seien am besten bei

ihren Müttern aufgehoben, so daß diese, um für die Kinder zu sorgen, zu Hause bleiben sollten. Noch 1986 behauptete Charles Schottland, der Vorsitzende der National Association of Social Workers (NASW/Nationaler Verband der Sozialarbeiter), daß es gegen »eine allgemein gültige Überzeugung« verstoße, wenn eine Mutter mit kleinen Kindern arbeite. Und das, selbst wenn sie gesund und dazu in der Lage war, und sogar wenn sie sich den größten Teil ihres Lebens vor der Arbeit drückte, diese Haltung an ihre Sprößlinge weitergab und den Weg für Generationen von Wohlfahrtsempfängern ebnete.

Ursprünglich hatten in den meisten Staaten nur Witwen einen Anspruch auf die Sozialrente für Mütter. Doch wie im Fall der Wohltätigkeit wurden die Bestimmungen nach und nach gelockert. Schon 1921 öffneten bis auf sechs Staaten alle übrigen, in denen es diese Rente gab, ihre Programme auch für geschiedene Frauen, verlassene Frauen, alleinstehende verheiratete Frauen und die Frauen von Strafgefangenen. Ursprünglich mußten die Frauen, um sich zu qualifizieren, ihre »Eignung« beweisen, d.h. zeigen, daß sie ihren Kindern ein sauberes, ordentliches Heim bieten konnten. Im Verlauf der Zeit nahm man es mit der Überprüfung dieser Voraussetzung aber nicht mehr so genau, und solange es keinen Beweis für eine psychische Erkrankung oder für Mißbrauch gab, erhielten praktisch alle Mütter, deren Einkommen unter einem bestimmten Niveau lag, Unterstützung. Um Leistungen zu erhalten, brauchte eine Frau nur ungeschützt Geschlechtsverkehr zu haben und ein Kind zu bekommen. Hatte sie das einmal getan, konnte sie so weitermachen. Und angenommen, sie bekam ihr letztes Kind im Alter von vierzig Jahren, konnte sie diese Leistungen von der Menarche bis zu einem Alter beziehen, in dem die meisten Frauen sich auf die Rente vorbereiten.

Um sicherzugehen, daß eine Frau tatsächlich die erforderlichen Bedingungen erfüllte, war es ihr verboten, sich an einen Mann zu binden. Dahinter stand der Gedanke, daß sie doppelt profitieren würde, wenn zusätzlich ein Mann zu ihrem Lebensunterhalt beitrug. Um dies zu verhindern, ließ man Schnüffler um ihr Haus herumstreifen, die feststellen sollten, ob dort ein Mann lebte oder regelmäßig zu Besuch kam. Somit bildeten

diejenigen, die die Programme verwalteten, und die, die von ihnen profitierten, tatsächlich eine Symbiose. Erstere boten letzteren den größtmöglichen Anreiz, eine Situation — d. h. die einer ledigen Mutter ohne Mann — aufrechtzuerhalten, die sie in den Genuß von Leistungen gebracht hatte. Letztere boten ersteren Jahr für Jahr die Möglichkeit, ihre Existenz zu rechtfertigen. Das ist, wie einige meinen, ein Grund dafür, daß die Programme bis zum heutigen Tag Bestand haben.

1935 wurde der Kongreß gebeten, die Pläne der einzelnen Staaten zu vereinheitlichen und die Finanzen durch das Programm Aid to Dependent Children (ADC) abzusichern. Kinder dürfen jedoch nicht wählen, weswegen das Interesse an diesem Vorschlag ursprünglich gering war. Erst als man den Kongreßabgeordneten erklärte, das Programm sei im Grunde genommen eine Fortsetzung der Sozialrente für Mütter, erkannten sie dessen politische Bedeutung und verabschiedeten das Gesetz. Der eigentliche Zweck war dennoch der, Stimmen der Wählerinnen zu erhalten. Das zeigt die Tatsache, daß der Kongreß, wäre es ihm tatsächlich um die Misere der Kinder gegangen, ihnen direkt hätte helfen können, indem er dafür gesorgt hätte, daß sie kostenlose Mahlzeiten in der Schule oder Gutscheine für medizinische Behandlungen erhalten. Als das Gesetz verabschiedet wurde, waren Millionen von Männern arbeitslos. Da die Frauen nur dann rentenberechtigt waren, wenn sie keinen Ernährer hatten, hatte dieses Programm auch den Nachteil oder vielleicht Vorteil, daß es ihnen möglicherweise ohne Ehemann besser ging als mit Ehemann. Zumindest einige Frauen sehnten den Tag herbei, an dem ihr Gatte das Zeitliche segnen würde, damit sie die Witwenrente kassieren konnten. Wenn auch nur um ihren Ehefrauen einen Gefallen zu tun, verließen einige Männer das Haus und verschwanden.

Im Verlauf der Zeit wurde ADC zur wichtigsten Quelle, Millionen amerikanische Frauen, die nicht arbeiten konnten oder wollten, davor zu schützen, Hunger zu leiden. Überflüssig zu sagen, daß Männer mit Kindern, die von ihren Ehefrauen verlassen oder geschieden wurden, die Witwer waren oder deren Frauen im Gefängnis saßen, weder in dieser noch der folgenden Periode ein Anrecht auf Unterstützung hatten.

Tatsächlich war Colorado der einzige Staat, in dem sie nicht diskriminiert wurden. Andere Staaten trieben die Ungerechtigkeit nur noch weiter, indem sie es weiblichen, aber nicht männlichen Verwandten erlaubten, stellvertretend für die Mutter Rentenzahlungen zu beantragen. Manchmal zwang dies die Väter, ihre Kinder den Großmüttern, Tanten oder Schwestern zu überlassen. Erst 1975 entschieden die Gerichte, daß auch Männer diese Leistungen erhalten konnten. Doch konnten sie sich nur kurze Zeit über ihren Sieg in bezug auf AFDC (Aid for Families with Dependent Children, wie das Programm [Sozialhilfeprogramm für bedürftige Familien mit Kindern] jetzt genannt wurde) freuen. 1980 kamen wieder die Republikaner an die Regierung. Um die Leistungsempfänger zur Arbeit zu zwingen und dadurch Kosten zu sparen, verschärften sie die Auswahlkriterien und kürzten die Zahlungen. Offensichtlich reicht allein die Tatsache, daß Männer für ein Wohlfahrtsprogramm in Frage kommen, schon aus, um es wieder zu Grabe zu tragen.

Ein weiteres wichtiges Programm, das 1935 geschaffen wurde, war das der Sozialen Sicherheit. Wie beim ADC-Programm waren auch hier Frauen von Beginn an bevorzugt. So erhielten Männer nur Sozialleistungen, wenn sie arbeiteten und Beiträge zahlten, verheiratete Frauen hingegen — bei weitem die Mehrheit — unabhängig davon, ob sie arbeiteten und Beiträge zahlten oder nicht. Und wie beim ADC-Programm ging auch dieses davon aus, daß der Mann der Hauptnährer der Familie sei. Folglich hatte eine Frau, die das Rentenalter überschritten hatte und deren Mann gestorben war, Anspruch auf Sozialleistungen. Ein Mann in der gleichen Situation erhielt hingegen nichts, selbst wenn seine Frau ihr ganzes Leben gearbeitet und mehr verdient hatte als er.

Angesichts der Tatsache, daß dieses System Männer diskriminierte, hätte man erwartet, daß sie beim Kongreß Berufung einlegten. Das geschah jedoch nicht. Tatsächlich unternahmen die Frauen diesen Schritt. Sie argumentierten, daß einige Frauen mehr verdienten als ihre Männer. Starb der Mann, würde die Frau jedoch nur die Leistungen erhalten, die sich aus seinen Beiträgen ergaben. Folglich wurde das Social-Security-Pro-

gramm innerhalb von drei Jahren nach seiner Einführung zugunsten der Frauen geändert. Witwen, die für die Dauer ihrer Ehe gearbeitet und Beiträge eingezahlt hatten, konnten nun Leistungen entsprechend ihrer Beitragszahlungen oder der ihres Mannes erhalten, je nachdem, welche höher waren. Wie so oft konnten Frauen sich mal wieder die Rosinen rauspicken. Das galt umso mehr, je höher ihr Einkommen im Verhältnis zu dem ihrer Ehemänner war. Wie üblich bekamen Witwer hingegen nichts.

Die nächste große Veränderung hinsichtlich der Verteilung der Leistungen auf die beiden Geschlechter erfolgte im Jahr 1950. Die Bestimmungen, die »Ernährer« diskriminierten, wurden bis zu einem gewissen Grad gelockert, aber nur wenn ein Ehemann einen bestimmten »Bedürftigkeitstest« bestand, der die finanzielle Abhängigkeit von seiner erwerbstätigen Ehefrau bewies. Er mußte den Nachweis erbringen, daß sein Einkommen im Jahr, bevor seine Frau starb, nicht mehr als ein Viertel ihres Einkommens betragen hatte — eine Regelung, die, bis auf einige wenige, die das Glück hatten, eine Frau mit einem hohen Einkommen zu finden, die sie heiratete und auch bei ihnen blieb, praktisch alle Männer ausschloß. Und selbstverständlich dachte man nicht an die Möglichkeit, Frauen einem ähnlichen Test zu unterziehen. Sofern sie nicht geschieden waren, kamen sie automatisch und uneingeschränkt in den Genuß aller Leistungen, auf die ihre verstorbenen Ehemänner ein Anrecht erworben hatten. Denn natürlich erwartete man von den Männern, daß sie ihre Frauen, die sie ein Leben lang unterstützt hatten, auch nach dem Tod weiterhin unterstützen würden.

Wieder einmal schaffte der Oberste Gerichtshof erst 1975, also vierzig Jahre nach Einführung des Social-Security-Programms, all diese Formen der Diskriminierung ab. Doch wie im Fall von AFDC erwies sich dieser Sieg als wertlos. 1975 war, zufällig oder nicht, auch das Jahr, in dem das Gesetz »Title XX« erlassen wurde. Es vereinigte eine große Anzahl von Programmen und kennzeichnete den Höhepunkt des amerikanischen Wohlfahrtsstaates.

Doch nur sechs Jahre später legte die Regierung Reagan

wieder den Rückwärtsgang ein. Sobald man die den Frauen bewilligten Leistungen auch Männern gewährt, dauert es nicht lange, bis sie als überflüssig erachtet werden. Ein weiterer Beweis dafür— wenn es eines solchen noch bedarf—, daß Männer wirklich die Lasttiere der Geschichte sind.

Es würde zu weit führen, ausführlich darauf einzugehen, wie andere Wohlfahrtsstaaten des zwanzigsten Jahrhunderts fast ohne Ausnahme Frauen begünstigt haben. So gewährte beispielsweise das norwegische Krankenversicherungsgesetz von 1909 Beihilfen für Mütter wie auch Beihilfen für Ehefrauen versicherter Männer, und sechs Jahre später bot der Staat auch ledigen Müttern finanzielle Unterstützung. In Italien war das Mutterschaftsversicherungsgesetz von 1910 das erste effektive nationale Wohlfahrtsprogramm. In Frankreich gab es seit 1913 Beihilfen für Mütter, 15 Jahre vor Einführung des ersten umfassenden Sozialversicherungsprogramms im Jahr 1928. Kurz gesagt, in den meisten europäischen Ländern waren die ersten Nutznießer des Wohlfahrtsstaates Frauen, die Jahre wenn nicht Jahrzehnte vor den Männern in den Genuß von Sozialleistungen kamen. Einige der ersten Programme halfen Frauen, die ihre Ehemänner verloren hatten, andere denen, die nie einen Mann gehabt hatten. Diese Unterscheidungen verloren jedoch gewöhnlich im Lauf der Zeit an Bedeutung.

Heute gibt es in den meisten modernen Ländern Kindergeld. Hier bilden die USA eine der wenigen Ausnahmen. Insofern der erklärte Zweck des Kindergeldes der ist, Eltern zu helfen, mehr in ihre Kinder zu investieren, ist ein System, das diese Leistung Müttern, aber nicht Vätern gewährt, eindeutig diskriminierend. In manchen Ländern und unter bestimmten Umständen kann es auf doppelte Weise benachteiligen. Witwern, die ihre Kinder großziehen, kann das Kindergeld zum Beispiel verwehrt werden. Es ist sogar möglich, daß eine geschiedene Mutter weiterhin Leistungen erhält, während ihr Ex-Mann, dem das Sorgerecht zugesprochen wurde, die Kinder aufzieht und für ihren Unterhalt aufkommt. Diese und ähnliche Mißstände sind Überbleibsel aus der Zeit zwischen etwa 1900 und 1980, als die Mehrheit der Menschen in den meisten Ländern es für selbstverständlich hielt, daß Mütter hinsichtlich der Kin-

dererziehung der geeigneteren Elternteil seien. Nicht zufällig fällt diese Periode fast genau mit der Entstehung, dem Aufblühen, Höhepunkt und beginnenden Zusammenbruch des Wohlfahrtsstaates zusammen.

Die Neigung der modernen Wohlfahrtsstaaten, Frauen Leistungen zu gewähren, obwohl sie keine entsprechenden Beiträge eingezahlt haben, spiegelt sich in den Staatskassen wider. Nehmen wir den Fall Schweden, dessen Wohlfahrtssystem schon oft als Modell erhalten mußte und auch in diesem Fall als solches dienen soll. Eine offizielle, 1997 dem Arbeitsministerium unterbreitete Untersuchung zeigte, daß zwischen 1975 und 1994 sowohl das Einkommen schwedischer Frauen als auch die ihnen vom Staat bewilligten Beihilfen gestiegen waren. Während eben dieser Jahrzehnte sank das Einkommen der Männer, die die finanzielle Last trugen, im Durchschnitt um 14000 Schwedische Kronen (rund 1540 Euro) pro Jahr. Obwohl in Schweden offiziell fast so viele Frauen wie Männer erwerbstätig sind, zahlten Männer Mitte der Neunzigerjahre des 20. Jahrhunderts 61,5 Prozent der Steuern, Frauen 38,5 Prozent. Folglich zahlten Männer 1994 so wie 1975 mehr ein, als sie herausbekamen.

1994 erhielten schwedische Frauen drei Viertel aller staatlichen Unterhaltsvorauszahlungen, Elternbeihilfen, Wohnungszuschüsse und Studienbeihilfen. Obwohl Frauen weniger Stunden arbeiten als Männer, schafften sie es dennoch, mehr Krankengeld zu bekommen. Frauen erhielten viermal mehr Elternbeihilfe und siebenmal mehr Unterhaltsvorauszahlungen. Zählt man alle familienbezogenen Beihilfen zusammen, betrug das Verhältnis zwei zu eins. Frauen erhielten 29 Prozent ihres Einkommens als Sozialzuwendungen, Männer 19 Prozent. Obwohl Frauen ein Drittel weniger Steuern bezahlten als Männer, waren ihre Steuerfreibeträge um 23,5 Prozent höher.<sup>156</sup> Kein Wunder, daß »Vermögen gleichmäßiger unter Frauen und Männern verteilt ist als das [Brutto]-Einkommen« und daß das steuerpflichtige Vermögen schwedischer Frauen im Verhältnis zu dem schwedischer Männer 152 zu 100 betrug. Männer, die »seit vielen Jahrzehnten Vollzeit arbeiten«, können ihr Einkommen nicht genießen, denn der Staat

zwingt sie, einen großen Teil davon an die Frauen abzugeben. Schließlich haben in Schweden wie in den meisten anderen modernen Ländern die Feministinnen dafür gesorgt, daß die relevanten Gesetze geschlechtsneutral umformuliert wurden. In Schweden wie in den meisten anderen modernen Ländern hat dies nichts an der Tatsache geändert, daß Männer für Frauen bezahlen.

Ein noch besseres Beispiel dafür, wie finanzielle Regelungen oft bewußt so verdreht werden, daß sie Frauen begünstigen, sind die privaten Pensionssysteme in den USA. Ab den Achtzigerjahren des zwanzigsten Jahrhunderts konnte die Durchschnittsfrau, die vor dem Erreichen des Rentenalters 35 Jahre gearbeitet hatte, damit rechnen, noch weitere 20 Jahre zu leben und jährlich  $20:35$ , d.h. 0,57 Jahre an Leistungen zu erhalten. Da Männer später in Rente gehen und in der Regel früher sterben, hatten sie nach dem Ausscheiden aus dem Arbeitsleben nur noch eine Lebenserwartung von 12 Jahren. Angenommen, sie waren ebenfalls 35 Jahre berufstätig, so beträgt die Zahl  $12:35$ , d. h. 0,37. Eine Frau, die für die gleiche Anzahl von Jahren die gleiche Summe einzahlt wie ein Mann, kann mit  $(0,57-0,37):0,37$ , d.h. 54 Prozent (!) mehr Leistungen rechnen. Und dennoch hat es ein amerikanisches Gericht unter Berufung auf geschlechtliche Diskriminierung den Pensionskassen verboten, ihre Prämien entsprechend anzupassen. Wie immer bezahlen Männer die Zeche. Frauen nie! Mit der Behauptung, junge Männer seien öfter in Autounfälle verwickelt als junge Frauen, verlangen Versicherungsgesellschaften von ihnen höhere Beiträge. Und das ist *nicht* illegal.

Und schließlich werden sogar die eigenen Organisationen der Frauen weitgehend von Männern finanziert. Manchmal, wie im Fall von Jacob Schiff, der das Hull House (sozial- und bildungspolitische Einrichtung) in Chicago und die Henry Street Settlement (Wohlfahrtseinrichtung) in New York finanzierte, sind Einzelpersonen die Wohltäter. Ein anderes Mal, wie im Fall der United Automobile Workers (UAW/Automobilarbeitergewerkschaft), die die Druck- und Portokosten der National Organization for Women (NOW/größte Frauenrechtsorganisation in den USA) bezahlte, stammt das Geld aus den

Kassen der Gewerkschaften. Häufiger jedoch kommen die Mittel aus öffentlichen Quellen. Die kanadische Regierung übernahm zum Beispiel zwei Drittel der Kosten für das National Action Committee (NAC/Nationales Aktionskomitee zur Situation der Frauen). Das Greater London Council (GLC/Verwaltungsbehörde von Großlondon) unterstützte rund vierhundert verschiedene Frauenorganisationen. Viele Länder haben Ministerien für Frauenangelegenheiten. Nicht nur ist der zuständige Minister ausnahmslos eine Frau, in diesen Ministerien arbeitet auch ein höherer Prozentsatz weiblicher Angestellter als in den meisten anderen. Die Haushaltsmittel dieser Ministerien werden gewöhnlich für Einrichtungen wie feministische Klubs, Rechtsberatungsstellen, Frauenhäuser usw. verwendet, von denen ausschließlich Frauen profitieren. Weder die Ministerien noch die Frauenverbände danken den Männern die finanzielle Unterstützung. Statt dessen ziehen sie gerne vor Gericht, um zu verhindern, daß Männer ähnliche Privilegien wie sie selbst erhalten. Mit anderen Worten, sie wollen sicherstellen, daß keine Organisation, die sich allein um die Bedürfnisse von Männern kümmert, öffentliche Mittel erhält.

All das aufzuführen, wodurch der moderne Wohlfahrtsstaat Frauen begünstigt hat, immer noch begünstigt und vermutlich auch weiterhin begünstigen wird, ist nicht möglich. Wie wir gesehen haben, gingen einige der ersten Sozialleistungen des Wohlfahrtsstaates an Frauen. Und selbst jetzt, wo der Wohlfahrtsstaat abgebaut wird, drängt er dennoch darauf, daß die Privatversicherer Frauen privilegieren. Manchmal sind die Leistungen gering oder sogar symbolisch, wie zum Beispiel, wenn bestimmte Parkplätze für Frauen reserviert werden, die genauso gut älteren Mitbürgern beiderlei Geschlechts zugeteilt werden könnten. Manchmal sind sie sehr aufwendig, wie zum Beispiel, wenn Frauen den Löwenanteil aller Transferzahlungen erhalten oder wenn ganze Bürokratien entstehen, die vor allem Frauen Arbeitsplätze bieten und sich fast ausschließlich um deren Interessen kümmern. Doch eins steht fest — würden öffentliche und private Gelder verwendet, um Männern ähnliche Privilegien zu erteilen, gäbe es einen Aufschrei der Entrüstung.

## Schlußfolgerungen

Die Anzahl und Vielfalt der Mechanismen, die die Gesellschaft erfunden hat, um sicherzustellen, daß Frauen von Männern unterhalten werden, ist verblüffend. Viele sind informeller Natur, zahlreiche aber auch geschriebenes Gesetz. Doch wie auch immer, sie waren oft mit Sanktionen verbunden, die von einer Zensur durch die Nachbarn bis zu Gefängnisstrafen reichten. Die einzige Möglichkeit, dem zu entgehen, ist wohl seit eh und je die, alles hinter sich zu lassen und in ein anderes Land auszuwandern. Aber selbst das ist möglicherweise verboten, oder es geht einem dort auch nicht besser.

Meistens waren Männer dazu verpflichtet, für ihre weiblichen Verwandten zu sorgen, vor allem, aber nicht ausschließlich, für ihre Ehefrau oder Ehefrauen. Sehr oft wurden Frauen verheiratet oder faßten selbst den Entschluß zu heiraten, um versorgt zu werden. Die voreheliche Vereinbarung, die einen Mann nicht dazu verpflichtet, seine Frau zu ernähren, muß noch erfunden, und die Frau, die dies akzeptieren würde, noch gefunden werden. Hier wie dort schlugen Frauen, die keinen Ernährer fanden, einen anderen Weg ein. In Amerika hatten sie im 19. und 20. Jahrhundert manchmal die Möglichkeit, sich irgendeiner Gemeinschaft mit egalitären Ideen anzuschließen. Dafür mußten sie sich allen männlichen Mitgliedern hingeben. Und schließlich wurde oder sollte oft selbst nach einer Scheidung noch irgendeine Form der Unterstützung geleistet werden. Das war die Situation in einigen der frühesten uns bekannten Gesellschaften. In vielen hat sich daran bis heute nichts geändert.

Fast immer und überall waren Frauen, die aus dem einen oder anderen Grund keine männlichen Verwandten hatten, die für sie sorgten, von Wohltätigkeit abhängig. Manchmal mußten sie zunächst so wie Männer arbeiten, um Leistungen zu erhalten, oder nachweisen, daß sie nicht in der Lage waren, erwerbstätig zu sein. Insgesamt hatten sie es in dieser Hinsicht jedoch leichter. Das galt vor allem, aber keinesfalls ausschließlich, wenn sie Kinder hatten und es vermieden, promiskuitiv zu sein. In manchen Fällen konnten Frauen in den Genuß von

Wohltätigkeit kommen, obwohl sie arbeitsfähig oder promiskuitiv oder kinderlos waren, Männer jedoch, wenn überhaupt, nur, wenn sie eine Frau ernähren mußten.

Mit der Entstehung der modernen Wohlfahrtssysteme wurden viele Formen der Unterstützung, für die früher Ehemänner, männliche Verwandte oder Wohltätigkeitsorganisationen verantwortlich gewesen waren, vom Staat übernommen. Wie eh und je war es für Frauen leichter, Leistungen zu erhalten, insbesondere wenn sie keinen Mann oder wenn sie Kinder hatten. Viele der Pläne waren ausschließlich oder fast ausschließlich für Frauen vorgesehen. Das galt für Großbritannien ebenso wie für die USA und für Kanada. Im Gegensatz dazu wurden die Männer zur Kasse gebeten. Das war in mittelalterlichen Städten und in europäischen Städten der frühen Neuzeit der Fall, in denen Frauen nur zwischen 9 und 28 Prozent der Steuerzahler stellten, und trifft auch heute noch auf die modernsten Wohlfahrtsstaaten zu.

Während sich an der Rolle der Männer als lebende Geldautomaten nichts geändert hat, haben sich die Umstände, unter denen sie zu Zahlungen gezwungen werden, verschlechtert. Solange Frauen in erster Linie durch die Familie Unterstützung erfuhren, hatten Männer das Sagen und profitierten ihre eigenen weiblichen Verwandten. Als die Wohltätigkeit eingeführt wurde, konnten sie zumindest entscheiden, ob sie jemanden unterstützen wollten, und wenn ja, wen. Gewöhnlich übertrugen sie diese Aufgabe jedoch Frauen ihrer eigenen Schicht, die sich dann — auf Kosten ihrer Männer - den Ruferwerben konnten, wohltätig zu sein. Schließlich verschwand mit dem Wohlfahrtsstaat jeglicher Anschein von Freiwilligkeit. Der Fiskus übernahm die Sache und kassierte das nötige Geld in Form von Steuern oder steuerartigen »Beiträgen« zur sozialen Sicherheit ein. Das führte dazu, daß viele der Leistungsempfänger Frauen waren, von denen die Männer nichts wußten und vielleicht auch nichts wissen wollten. Je sorgloser sie mit der Empfängnisverhütung umgehen, desto mehr Leistungen erhalten sie.

Auf den ersten Blick haben ein Ehemann, eine Wohltätigkeitsorganisation, ein moderner Wohlfahrtsstaat und — in man-

chen Fällen — eine utopische Gemeinschaft nichts miteinander gemein. Tatsächlich operieren sie auf unterschiedliche Weise, doch ist das Prinzip, das dahintersteckt, das gleiche. In jedem Fall geht es darum, daß Männer, die, wie man annimmt, eher dazu in der Lage sind, sich ihren Unterhalt zu verdienen, für Frauen aufkommen, die das angeblich nicht so gut können. In den meisten Fällen ist die gebotene Unterstützung an Bedingungen hinsichtlich des Verhaltens der Frauen geknüpft. Historisch gesehen ist der Preis, den Frauen bezahlen müssen oder zumindest sollten, der, einerseits nicht promiskuitiv zu leben und andererseits ihre Kinder anständig aufzuziehen. Jetzt, wo der Wohlfahrtsstaat die Sache in die Hand genommen hat, ist oft nicht einmal das erforderlich.

Da sogar schon kleine Mädchen, die mit ihren Barbiepuppen spielen, begreifen, wer konsumiert und wer bezahlt, verwundert es nicht, daß »heute viele Frauen in den USA die Position der Feministinnen nicht verstehen«. Und auch wenn sich einige anders sehen, sind diese Frauen weder schwach noch dumm. Die Wohlhabenen unter ihnen wissen, daß ihre Steuergelder und die ihrer Männer vorrangig zugunsten anderer Frauen verwendet werden, eine Tatsache, die sie ärgert. Diejenigen, die Unterstützung erhalten, wissen, wer die Rechnung bezahlt. Beide Gruppen verstehen, daß die Regelung, derzufolge sie als Gegenleistung dafür, daß sie die »Hausfrauen- und Mutterrolle« übernehmen, wirtschaftlich versorgt werden, oft »ungerecht« ist. Ungerecht aus Sicht der Männer.

## **5 Vor dem Gesetz**

### **Das schwächere Werkzeug**

Wenn man allein von den Körperkräften ausgeht, sind Frauen immer schwächer gewesen, und daran wird sich auch nichts ändern. Aus diesem oder aus anderen Gründen waren und sind Frauen auch schwächer, wenn es darum geht, ihren Platz in einer konkurrenzorientierten Gesellschaft zu behaupten. Von diesen Voraussetzungen ausgehend wurden sie auch vor dem Richterstuhl selten genauso behandelt und genauso zur Verantwortung gezogen wie Männer.

Der Frage der weiblichen Privilegien vor dem Gesetz kann man sich auf verschiedene Weise nähern. Hier möchte ich mit einem sehr kurzen Überblick zum Umgang mit diesem Problem zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten in der Vergangenheit bis ins 19. Jahrhundert hinein beginnen. Dann zeige ich, wie die Justizsysteme der modernen Staaten systematisch und durchgängig auf jeder Stufe ihres Vorgehens Frauen Männern gegenüber begünstigen. Und schließlich konzentriere ich mich darauf, wie diese Justizsysteme mit Konflikten zwischen Männern und Frauen umgehen. Der fünfte Abschnitt enthält wie immer meine Schlußfolgerungen.

### **Historische Übersicht**

Soweit wir das feststellen können, besaßen Frauen schon im alten Ägypten eine begünstigte Stellung gegenüber dem Gesetz oder zumindest gegenüber den Prozeduren, die vor Gericht üblich waren. Ein Vers aus der altägyptischen Weisheitsliteratur fordert einen Mann auf, »keine Lügen über deine Mutter zu erzählen, weil die Beamten dies verabscheuen«; daraus könnte man vielleicht schließen, daß Lügen über den Vater akzeptabel waren. Offenbar waren Frauen auch von den meisten grau-

samen Bestrafungen, darunter Verstümmelung und Pfählung, ausgenommen.

Die Tendenz, Frauen mit leichteren Strafen davonkommen zu lassen, ist auch in der griechischen Mythologie zu beobachten. Die Geschichte von Sisyphos ist schon erwähnt worden. Tantalos, ein weiterer Mann, der die Götter beleidigt hatte, indem er einen Jungen getötet und ihnen dessen Fleisch zum Gastmahl vorgesetzt hatte, wurde zu ewigem Hunger und Durst verurteilt. Er stand in einem Teich voller Wasser, konnte aber nichts trinken. Zweige voller Früchte hingen vor seinen Augen, aber er bekam sie nicht zu fassen; seine Strafe war wie die des Sisyphus auf ewig angelegt. Noch schlimmer war Prometheus' Strafe für den Diebstahl des Olympischen Feuers und dessen Weitergabe an die Menschen. An einen Felsen gekettet, fraß ihm ein Adler seine Leber weg; das Organ wuchs wieder nach, so daß die Folter jeden Tag aufs neue beginnen konnte. Teiresias wurde mit Blindheit geschlagen, weil er Athene zufällig nackt gesellen hatte. Und er hatte noch Glück, daß er so billig davonkam. Aktaion, der die gleiche Sünde in bezug auf Artemis beging, wurde in einen Hirsch verwandelt und von seinen eigenen Hunden in Stücke gerissen.

Ein vergleichbares Schicksal hat keine Frau je erlitten; die Strafen für Missetäterinnen waren selten schmerzlich oder brachten ihre Gesundheit in Gefahr. Der berühmteste Fall ist Medea, die mit mehrfachem Mord buchstäblich ungeschoren davonkam. Zuerst schnitt sie, um ihrem Ehemann Jason bei der Flucht zu helfen, ihren jüngeren Bruder in Stücke und verteilte seine Gliedmaßen auf dem Meer, um ihre Verwandten von ihrer Spur abzulenken. Dann kochte sie ihren Schwiegervater unter Vorspiegelung falscher Tatsachen bei lebendigem Leibe. Und schließlich tötete sie in einem unkontrollierbaren Eifersuchtsanfall ihre eigenen beiden Kinder wie auch die zweite Ehefrau ihres Mannes und den Vater der letzteren, den König von Korinth. Nach all diesen Schandtaten entfloh sie auf einem Streitwagen, der ihr großzügigerweise von niemand geringerm als dem Sonnengott Helios zur Verfügung gestellt wurde.

In der ganzen griechischen Mythologie ist Antigone, von der unter anderem auch Sophokles berichtet, der vielleicht in-

interessanteste Fall. Antigone war die Nichte von Kreon, dem König von Theben, und mit dessen Sohn verlobt. Ihr Bruder Polyneikes erhob sich gegen Kreon, wurde jedoch besiegt und getötet. Kreon wollte ihn mit der schrecklichsten Strafe überhaupt — einem ewigen Aufenthalt in der Zwischenwelt — bestrafen, um andere Rebellen abzuschrecken, und verbot deshalb, Polyneikes zu bestatten. Antigone aber berief sich auf die Gebote der Religion und begrub ihn dennoch. Damit widersetzte sie sich dem Befehl des Königs und untergrub die Autorität der Regierung des Stadtstaates; wie Kreon selbst es ausdrückte: »wo die Ordnung bleibt, bewahrt Gehorsam viele Leben vor dem Tod.« Das ganze Drama des Sophokles dreht sich um die Frage, ob Antigone, die nicht nur eine Frau war, sondern auch kurz vor einer Heirat und damit vor der Schaffung neuen Lebens stand, mit der ganzen Härte des Gesetzes bestraft werden sollte. Wenn sie ein Mann gewesen wäre, hätte es da natürlich kein Problem und auch kein Drama gegeben.

Doch von der Mythologie zur Geschichte: Schon aus dem alten Mesopotamien ist ein Fall bekannt, in dem die Prozeßvertreter einer Frau, die an einer Mordverschwörung beteiligt war, einen Freispruch forderten und sich dabei auf die Schwäche des weiblichen Geschlechts beriefen. Aus Griechenland kennen wir die Geschichte der Phryne, einer berühmten attischen Kurtisane des 4. Jahrhunderts v. Chr. Einmal wurde sie der Gottlosigkeit angeklagt, eines sehr schwerwiegenden Verbrechens, um dessentwillen Sokrates hingerichtet wurde. Auch sie wäre verurteilt worden, doch ihr Anwalt nutzte einen günstigen Moment, riß ihr die Kleider vom Leib und fragte die Geschworenen — durchweg Männer —, ob sie wirklich das Leben einer so schönen Frau beenden wollten. Der römische Schriftsteller Appian berichtet von einer Frau, die, nachdem ihr Ehemann von den Triumvirn hingerichtet worden war, durch die Stadt lief und forderte, ebenfalls getötet zu werden. Da das Verstecken eines Verbrechers eigentlich immer ebenso schwer bestraft wurde wie die eigentliche Tat, hatte sie das Recht auf ihrer Seite. Wenn sie ein Mann gewesen wäre, wäre sie sicher auch getötet worden, egal ob sie wollte oder nicht; so aber stieß sie auf taube Ohren und endete durch Selbstmord.

Dreieinhalb Jahrhunderte später rebellierte Zenobia, die Königin von Palmyra, gegen Rom und kämpfte im gesamten Nahen Osten, bevor ihre Truppen besiegt wurden. Als Gefangene hat sie den Kaiser Aurelian als »einfache Frau« um ihr Leben; mit so durchschlagendem Erfolg, daß sie nicht auf eine der vielen unangenehmen Arten, die für die Feinde Roms vorgesehen waren, starb. Zenobias Berater, der Philosoph Cassius Longinus, nahm die Schuld auf sich und trug die Folgen. Sie selbst lebte als grande dame in einer Villa nahe Rom — ein Glück, das sie beinahe sicher auch ihrer schönen Summe und ihrem "unglaublichen Sex-Appeal« verdankte. Das heißt nicht notwendigerweise, daß der Kaiser, ein harter Soldat und fähiger Staatsmann, ihrem Zauber erlegen war. Wie vielen anderen Herrschern vor und nach ihm muß ihm klar gewesen sein, daß die Hinrichtung einer Frau einfach nicht gut für das Ansehen ist. Umgekehrt ist die frühchristliche Propaganda voller echter oder erfundener Geschichten von gefolterten und ermordeten Frauen, die die Heiden im denkbar schlechtesten Licht dastehen lassen; der Wahrheitsgehalt der Geschichten ist aus der Sicht des Propagandisten unerheblich.

Die Tradition, Frauen besser zu behandeln als Männer, setzte sich im Salischen Recht fort. König Chlodwig hatte es ursprünglich zwischen 507 und 511 in Kraft gesetzt; nachfolgende fränkische Herrscher bauten es weiter aus. So konnte allein schon die Berührung »der Hand oder des Fingers einer Erdgeborenen oder jeder anderen Frau« einen Mann 15 solidi kosten, und je intimer die Berührung war, desto höher fiel auch die Strafe aus. Einem Jungen »ohne Zustimmung seiner Verwandten« die Haare abzuschneiden kostete den Täter 1800 solidi, die gleiche Tat bei einem Mädchen 4000 solidi; die Minderjährigen beiderlei Geschlechts standen also unter der Kontrolle ihrer erwachsenen Verwandten, aber das Mädchen galt ganz offensichtlich als wertvoller. Wenn jemand sich einer freien Frau in den Weg stellte oder sie schlug, mußte er ebenfalls mit einer dreimal so hohen Strafe wie bei einem Mann rechnen. Die Strafe für die Tötung eines freigeboenen Mannes betrug 600 solidi, für die Tötung einer freigeboenen Frau waren es 1800. Ein weiterer Abschnitt informiert uns darüber,

daß die Ermordung einer freigebohrenen Frau ebenso teuer war wie die eines Grafen. Straffällig gewordene Frauen hatten auch eher die Möglichkeit, ihrer Strafe zu entgehen; im mittelalterlichen Paris war das Spektakel der Hinrichtung einer Frau so selten, daß die Massen, darunter viele Frauen und Mädchen, zusammenströmten, um so etwas einmal mitzuerleben. Andere traditionelle Gesellschaften machten ähnliche Unterscheidungen. So war etwa im Jemen das Blutgeld für den Tod einer Frau elfmal so hoch wie das für einen Mann; in den Augen einer modernen Autorin war diese Regel Teil eines »chauvinistisch-ritterlichen Verhaltenskodexes«.

Um Frauen gefällig zu sein, waren viele mittelalterliche Herrscher sogar bereit, die übliche Strafe für Rebellen, die Konfiszierung des Eigentums, auszusetzen. So durfte etwa zwischen 1333 und 1347 Joan, die Gräfin von March, ihre irischen Besitztümer behalten, obwohl ihr Ehemann Robert Mortimer hingerichtet worden war; er hatte nicht nur Edward III. verraten, sondern war auch der Geliebte der Königin gewesen. Zwischen 1399 und 1402 konnte Elizabeth Fitzalan, die Witwe des Herzogs von Norfolk, Henry IV. dazu bringen, daß er ihr ihren Besitz ließ. Drei Jahre später überredete Constance Holland, die Witwe eines weiteren Herzogs von Norfolk, der sein Leben auf dem Schaffott ausgehaucht hatte (die Bürgerkriege waren eine ungesunde Zeit für Herzöge), ihren königlichen Onkel Heinrich IV. dazu, ihr Wittum behalten zu dürfen. In allen diesen Fällen entstand ein Konflikt zwischen dem Wunsch, das Gesetz einzuhalten und die Schatzkammer zu füllen, und der politischen Notwendigkeit, Frauen nicht allzu hart zu behandeln. In allen diesen Fällen gewann die Politik.

Wenn Männer also das Gesetz brachen, waren die Behörden oft bereit, das Eigentum ihrer Frauen als unabhängig anzusehen und damit von der Konfiszierung auszunehmen. Bei Frauen in einer solchen Situation war es genau umgekehrt; wenn eine Frau in eine unreife Frucht biß, so waren es die Zähne ihres Ehemanns oder anderer männlicher Verwandten, die abbrachen. Etwas weiter unten auf der sozialen Leiter liefert das englische Dorf Alweras ein gutes Beispiel dafür. In Alweras und wahrscheinlich auch in anderen Dörfern waren es meist die

Frauen, die sich mit dem Bierbrauen beschäftigten. In Alweras und wahrscheinlich auch in anderen Dörfern waren es meist die Männer, die wegen des illegalen Verkaufs von Bier bestraft wurden. Das Beispiel ist einfach. Die Frauen übertraten das Gesetz. Doch die meisten Frauen waren entweder die Töchter oder die Ehefrauen von Männern; und diese mußten dann die Folgen tragen.

1634 legte ein weiteres englisches Gericht dar, warum die Männer von Alweras anstelle ihrer Frauen verurteilt wurden. Es ging um den Fall des Thomas Hellyard. Zusammen mit seiner Frau wurde er vor die verhaßte Sternkammer, ein Willkürgericht des Königs, gebracht, um sich für den Verkauf von Salpeter — einer Zutat von Schießpulver — ohne Lizenz zu verantworten; das moderne Äquivalent wäre etwa Beihilfe zum Terrorismus. Hellyard wurde zur Zahlung der enormen Summe von 1000 Pfund Sterling verurteilt, außerdem zu Pranger, Auspeitschung und Haft. Seine Ehefrau und Geschäftspartnerin Elisabeth dagegen, die mehr als tausend Pfund des Materials verkauft hatte, kam ungeschoren davon. Obwohl »das Gericht völlig zufriedengestellt war mit ausreichenden Unterlagen, auf die man einen Schuldspruch gegen die Angeklagte gründen konnte . . . konnten es die Herren Richter nicht über sich bringen, sie zu verurteilen, da sie als Ehefrau ihrem Mann Gehorsam leisten muß«. In Edinburgh und wohl auch an anderen Orten wurden Kaufleute noch im 18. Jahrhundert für die Gesetzesübertretungen ihrer Ehefrauen verantwortlich gemacht; Ehemänner, deren Gattinnen schmutzige Worte in der Öffentlichkeit benutzten, wurden ebenso zur Rechenschaft gezogen. Die Praxis, Frauen, die das Gesetz verletzt hatten, ihren Galten zu überantworten, ist vielleicht ein Grund dafür, daß zu dieser Zeit in Frankreich die weitaus überwiegende Mehrheit der auf Anweisung eines Gerichts Gefolterten Männer waren. Unter den Opfern waren so wenige Frauen, daß die dazu notwendigen Techniken in Vergessenheit gerieten; als 1778 ein solcher Fall aufkam, mußten die Verantwortlichen die Archive konsultieren, weil vierzig Jahre lang keine Frau unter der Folter befragt worden war.

Andersherum, wie um zu beweisen, daß Frauen sich jeweils

die Rosinen herauspicken dürfen, untersagte es noch 1966 der oberste Gerichtshof der Vereinigten Staaten dem Staate Texas, eine Frau zur Tilgung eines Geschäftskredits heranzuziehen, obwohl sie den Kreditvertrag zusammen mit ihrem Ehemann unterschrieben hatte. Und die Praxis, Ehemänner für die Sünden ihrer Gattinnen zu bestrafen, ist auch im entwickeltesten Land der Welt noch nicht ganz ausgerottet. Hier ist ein Zitat einer Amerikanerin dazu, was ihr nach einer illegalen Abtreibung passierte: »Nachdem ich [aus der Klinik] zu Hause war, bekam ich hohes Fieber. Ich war so krank, daß ich vor Schmerz und Fieber delirierte. Meine Mutter brachte mich in die Notaufnahme. Die Ärzte fragten sie, wer die Abtreibung vorgenommen habe. Als sie es ihnen nicht sagte, weigerten sie sich, mich zu behandeln. Sie sagten, sie würden mich sterben lassen, wenn sie ihnen nicht den Namen und die Adresse des Abtreibers geben würde. Verängstigt gab sie ihnen einen falschen Namen, und dann begannen sie mit meiner Behandlung. Als die Polizei . . . feststellte, daß meine Mutter falsche Angaben gemacht hatte, gingen sie zu mir nach Hause und verhafteten meinen Ehemann.« Ganz klar ein Beispiel für männlichen Chauvinismus.

Ohne den modernen feministischen Autorinnen zu nahe treten zu wollen, zeigt schon eine kursorische Betrachtung, daß Frauen manchmal selbst bei den Gesetzen, die die intimsten Aspekte des Lebens regelten, eine privilegierte Position besaßen. So kann man schon im klassischen Athen Fälle finden, bei denen die Männer, aber nicht die Frauen für Ehebruch bestraft wurden. Im republikanischen Rom erlaubte es das Gesetz dem Ehemann, den Geliebten seiner Frau zu töten, nicht aber die Frau selbst; später, als die Bestrafung Aufgabe eines Gerichts war, blieb dieser Unterschied bestehen. Viele Jahrhunderte später schlug das salische Gesetz denselben Weg ein und legte eine hohe Strafe für einen Mann fest, »der heimlich Verkehr mit einem freien Mädchen im *gegenseitigem Einverständnis* [meine Hervorhebung] hatte«, ließ aber offensichtlich seine Partnerin ungeschoren davonkommen.

Besonders interessante Fälle zu diesem Thema liefert Byzanz. Unter dem kaiserlichen, von Konstantin I. formulierten

Gesetz wurde ein Mann, der der Unzucht überführt war, mit einer hohen Geldstrafe oder, wenn er nicht bezahlen konnte, mit Verstümmelung bestraft; die Frau aber, mit der er Unzucht getrieben hatte, unterlag denselben Strafen nur, wenn sie eine Nonne war. Dem lag die Logik zugrunde, daß die Frauen nicht ihre eigenen Herrinnen waren, sondern unter der Obhut ihrer Verwandten, männlich oder weiblich, standen. Dadurch konnten sie gar nicht ihr Einverständnis geben, eine Tatsache, derer sich der Mann hätte bewußt sein und die er hätte respektieren müssen. Doch unabhängig davon, daß sie nicht ihr Einverständnis hatte geben können (weil sie unter der Vormundschaft ihrer Verwandten stand) oder daß Unzucht an sich etwas Böses war, war es für eine unverheiratete Frau ein strafwürdiges Verbrechen, eine sexuelle Beziehung einzugehen. Dennoch wurde sie nicht bestraft. Statt dessen profitierte sie von der Strafe, die ihr Geliebter an sie, nicht an die Staatskasse zu entrichten hatte. Mit anderen Worten wurde in diesem Rechtssystem der Mann bestraft, wenn er eine Frau verführte, während eine Frau sogar dafür belohnt werden konnte, wenn sie einen Mann verführte. Von 326 n. Chr. an kann man in den gesamten Annalen der byzantinischen Rechtsgeschichte nur einen einzigen Fall einer Frau finden, die einvernehmlichen Sex außerhalb der Ehe hatte und bestraft wurde. Selbst in diesem Fall wurde sie, wie es so oft geschieht, nicht verstümmelt, gesell lagen oder mit einer Geldstrafe belegt, sondern nur der öffentlichen Verachtung ausgeliefert.

Frühmittelalterliche europäische Gesetzessammlungen schweigen meist über die Frage des Ehebruchs. Als Anfang des 14. Jahrhunderts Strafen vorgeschrieben wurden, richteten sie sich in erster Linie gegen die Männer; an einem englischen Gericht, dessen Akten sich erhalten haben, wurden etwa gleich viele Männer wie Frauen aufgrund dieses Vorwurfs verurteilt. Die Regel, nach der Männer für Ehebruch härter bestraft wurden als Frauen, war auch nicht notwendig auf das Christentum beschränkt. So tat zum Beispiel Ibn Battuta, der zeitweise seine Reisen unterbrochen hatte, 1342/43 als Khadi, religiöser Richter, auf den Malediven Dienst. Er verurteilte eine Konkubine und einen Sklaven, die in flagranti erwischt

worden waren, »geißelte« sie beide, sperrte aber nur den Mann ein. Als ein lokaler Herrscher für den Mann eintreten wollte, reagierte Battuta ungnädig. Er ließ den Mann noch einmal vorführen und befahl, »ihn mit Bambusstöcken zu schlagen, die schmerzhafter sind als Peitschen, und ich ließ ihn über die Insel marschieren mit einem Seil um den Hals«. Um wieder nach Europa zurückzukehren: In Teilen Deutschlands führte im 17. Jahrhundert eine Verurteilung wegen Unzucht zu viel geringeren Strafen für Frauen als für Männer, die nicht nur zahlen, sondern auch alle öffentlichen Ämter, die sie womöglich bekleideten, aufgeben mußten.

Die Situation von Frauen anderen sexuellen Anschuldigungen gegenüber war noch privilegierter. Schon die Bibel (Levitikus 20,17) legt fest, daß im Fall von Inzest zwischen Bruder und Schwester »er . . . die Folgen seiner Schuld tragen [muß]«; als ob es keine Falle gäbe, in denen ältere Schwestern ihre jüngeren Brüder mißbrauchten. Die Strafe für männliche Homosexualität ist der Tod. Das Buch Levitikus hat dem Judentum mehr als zweitausend Jahre lang als wichtigste Richtschnur des sexuellen Verhaltens gedient; bis heute fordern manche besonders orthodoxe Rabbis, daß männliche Homosexuelle streng bestraft oder wenigstens aus der Gemeinschaft ausgeschlossen werden müßten. In dieser ganzen Zeit wurde die lesbische Homosexualität kaum einmal erwähnt. Der Talmud sagt an einer Stelle, daß es Frauen, die »sich umschlingen« — später interpretiert als »diejenigen, die ihre Scham aneinander reiben« — verboten sein sollte, den Hohepriester zu heiraten. Ein anderer Rabbi war damit nicht einverstanden, argumentierte, daß diese Aktivität lediglich eine Obszönität sei, und erlaubte eine solche Ehe ausdrücklich. Tausend Jahre später schwelte der Streit immer noch, obwohl er inzwischen rein theoretisch geworden war, da es keinen Tempel und damit auch keinen Hohepriester mehr gab. Maimonides verurteilt um 1200 n.Chr. die lesbische Homosexualität als »eine ägyptische Tat«. Aber auch er macht sich nicht die Mühe, Strafen festzulegen.

Die Griechen und Römer hatten eine relativ entspannte Einstellung zur männlichen Homosexualität, doch mit dem Aufkommen des Christentums änderte sich die Situation. Pau-

lus spricht im *Römerbrief* (1,27) davon: »Männer trieben mit Männern Unzucht und erhielten den ihnen gebührenden Lohn für ihre Verirrung.« Im Satz zuvor erwähnt er die »entehrenden Leidenschaften« der Frauen, spricht aber nicht von der Notwendigkeit, sie zu bestrafen. Die christlichen Kaiser Konstantin, Konstans, Theodosius und Justinian nahmen ihn beim Wort. Alle vier erließen Gesetze gegen männliche Homosexualität, wobei Theodosius 390 n.Chr. so weit ging, männliche Prostituierte verbrennen zu lassen, denn jetzt galt es als schockierend, daß »eine Seele, die in alle Ewigkeit der >sakrosankten Wohnung< eines erkennbar männlichen Körpers zugewiesen war, versucht haben sollte, diesen Körper in weibliche Stellungen zu zwingen«. Keiner dieser Kaiser erließ ähnliche gesetzliche Strafen gegen Lesben.

Kaiserliche Gesetze sind eine Sache, die Schriften verschiedener Kirchenväter und christlicher Heiliger eine andere. Johannes Chrysostomos erklärte um 390 n.Chr., daß die lesbische Liebe Teufelswerk sei. Ein lateinischer Kommentar derselben Zeit, allgemein dem heiligen Ambrosius zugeschrieben, sagt, sie sei gegen die Natur. Theodor von Canterbury (um 670 n.Chr.) und Beda Venerabilis (nicht lange nach 700 n.Chr.) bezeichnen sie als Sünde, ebenso wie Anselm von Canterbury und Abelard im 12. Jahrhundert. Gratians *Decretum* von 1140 erwähnt sie als »wider die Natur«; seine Arbeit blieb übrigens das Standardwerk zum kanonischen Recht bis 1917. Thomas von Aquin nannte sie um 1270 in seiner *Summa Theologica* »eine unnatürliche Sünde«. Doch obwohl die Liebe zwischen Frauen allgemein verurteilt wird, sagt keine dieser Quellen, sie solle bestraft werden. Ein Mönch riet dazu, bei Angelegenheiten des sexuellen Verhaltens, von lesbischer Liebe über Masturbation und Sodomie bis hin zu Inzest und Empfängnisverhütung, Frauen nur »sanft und milde« zu befragen; weibliche sexuelle Vergehen wurden mit dem Fegefeuer, nicht mit der Hölle geahndet.

Seit dem 13. Jahrhundert wurde das Römische Recht wiederbelebt, und die Gesetzgebung der verschiedenen Staaten spiegelte diese Entwicklung wider. Ein von König Alfons X. von Kastilien im Jahr 1265 erlassenes Gesetz verbot männliche wie

weibliche Homosexualität. 1314 veröffentlichte Cino da Pisteia, ein Freund Dantes, einen Kommentar zum Gesetzbuch Justinians, in dem er ein kaiserliches Edikt aus dem Jahre 587 n. Chr. auch auf lesbische Beziehungen anwandte. Ob seine Deutung korrekt war oder nicht, jedenfalls wurde sie Bestandteil des römischen Rechts, wie es in Italien, Spanien, Frankreich, Deutschland und Schottland gelehrt wurde. Schließlich billigte Kaiser Karl V. 1532 diese neue Interpretation, indem er den Feuertod für homosexuelle Akte von Männern wie von Frauen vorschrieb. Doch selbst nach dieser Festlegung blieben die Meinungen geteilt. Manche Anwälte betrachteten lesbische Handlungen als ebenso schlimm wie die Vorgänge zwischen männlichen Homosexuellen. Andere waren geneigt, sie milder zu bewerten. Schließlich hatte die Natur Frauen leidenschaftlicher gemacht als Männer. Deshalb verdienten sie Gnade; außerdem konnten sie einander nicht »besmutzen«.

Auf der Suche nach Beweisen gegen den »Mythos« der Straflosigkeit weiblicher Homosexualität behauptete ein Wissenschaftler, vierhundert Fälle aus dem späten Mittelalter und der frühen Neuzeit gefunden zu haben, in denen Homosexuelle hingerichtet wurden. Doch selbst in seiner Zählung tauchten sehr wenige Frauen als Opfer auf; und wichtiger noch, diese wenigen Frauen erlitten ihr Schicksal aus anderen Gründen. Ihr Hauptvergehen war, daß sie sich — manchmal wiederholt und trotz mehrfacher Verwarnung — wie Männer gekleidet und andere Frauen geheiratet hatten. Ein solcher Fall ereignete sich 1721 auch im sächsischen Halberstadt. Dabei ging es um eine Frau, die sich wiederholt als Mann gekleidet hatte, um Frauen anzulocken; schließlich heiratete sie eine und benutzte einen Dildo, um mit ihr zu schlafen.

Nach Auskunft eines Wissenschaftlers stand in den 75 Prozessen wegen widernatürlicher Unzucht, die zwischen 1400 und 1800 in Genf stattfanden, nur einmal eine Frau unter Anklage. Fälle, in denen Frauen unter dieser Beschuldigung an anderen Orten verurteilt wurden, sind ebenso selten. In allen protestantischen Ländern wissen wir nur von einem solchen Prozeß, der 1623 in Neuchâtel stattfand; und selbst damals starb die Frau nicht allein wegen ihres lesbischen Verhältnisses, son-

dem weil sie angeblich zudem noch eine Hexe war. In England war lesbische Liebe nie eine strafbare Handlung. Im Frankreich des 18. Jahrhunderts vertraten die Behörden die Ansicht, lesbische Handlungen müßten ebenso beurteilt werden wie männliche Homosexualität. Dennoch gibt es keine Akten von Frauen, die deswegen verurteilt worden wären, während es bei Männern manchmal vorkam.

1791 erklärte die französische Nationalversammlung, daß Homosexualität bei Männern wie bei Frauen nicht mehr strafbar sei, aber damit war die Sache noch nicht zu Ende. Im englischen Recht war Analverkehr lange ein Kapitalverbrechen gewesen. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts vermischte sich dieser Vorwurf mit der zeitgenössischen Angst vor »Dekadenz«; in der Folge wurde das Gesetz gegen Analverkehr wieder verschärft. Da Frauen keinen Analverkehr haben können, waren Männer die einzigen Opfer des Gesetzes. Und England war nicht das einzige Land, das diese Politik verfolgte. 1911 wurde in den Niederlanden ein Gesetz verabschiedet, das Beziehungen zwischen Männern kriminalisierte. Das Deutsche Reich hatte den berühmten Paragraphen 175, den die Polizei benutzte, um »rosa Listen« mit den Namen bekannter Homosexueller anzulegen. Die Nazis formulierten das Gesetz um und warfen ihre Netze noch weiter aus. Zunächst sperrten sie etwa 10000 homosexuelle Männer in Konzentrationslager. Von Wachen wie von anderen Insassen bevorzugt gequält und mißhandelt, war die Todesrate unter ihnen sowohl während der Haft wie auch nach der Entlassung außerordentlich hoch. Andere wurden medizinischen Experimenten unterzogen, die sie durch Kastration, die Implantation künstlicher Geschlechtsdrüsen oder beides »heilen« sollten. Es gab zwar viele Vorstöße, dieses Gesetz auch auf Frauen auszudehnen, doch das Justizministerium reagierte nicht darauf. Während es also für SS-Männer ein Kapitalverbrechen war, einen Kuß auszutauschen, wurden nur sehr wenige deutsche Frauen als Lesben verhaftet.

In der Sowjetunion unter Stalin wurden männliche Homosexuelle streng bestraft. Für Lesben galten die Gesetze jedoch nicht; eine Haltung, die später in China unter Mao Tse Tung

übernommen wurde. Bis heute werden in amerikanischen Gefängnissen homosexuelle Beziehungen zwischen weiblichen Häftlingen — manchmal auch zwischen ihnen und Wärterinnen — toleriert. Eine Forscherin belehrt uns, daß dies so sei, weil »viele der lesbischen Beziehungen, von denen im Gefängnis berichtet wird, eher auf Zuneigung mit einer sexuellen Konnotation denn auf tatsächlicher sexueller Aktivität beruhen«. Wie so oft ist ein Verbrechen nur dann ein Verbrechen, wenn Männer es begehen. Dies wird durch die These untermauert, daß zwar 22 US-Staaten Gesetze gegen homosexuellen Analverkehr haben, lesbischer Sex dagegen in keinem einzigen von ihnen verboten ist.

Die Frage, warum lesbische Beziehungen so leicht entschuldigt werden, hat eine richtige Literaturflut entstellen lassen. Manche sehen es als eine Erweiterung dessen, wie die Gesellschaft die Menschen von Kindheit an behandelt; gerade so wie Wildfänge leichter entschuldigt werden als Weichlinge, werden auch weibliche Homosexuelle eher toleriert als männliche. Doch unabhängig davon: In Anbetracht der großen Zahl von Individuen mit homosexuellen Neigungen — die auf zwischen drei und zwanzig Prozent der Gesamtbevölkerung geschätzt wird — liegt hier ein beträchtlicher Vorteil für die Frauen. Zu den Nutznießerinnen gehörten auch viele prominente Frauen. Wenn Simone de Beauvoir ein Mann gewesen wäre, dann wäre sie ganz sicher für ihre regelmäßigen lesbischen Aktivitäten mit ihren Studentinnen, denen sie »philo« beibrachte, bestraft worden; wenn nicht für das homosexuelle Tun an sich, dann ganz sicher für den dann liegenden Machtmißbrauch. Erst in den neunziger Jahren des 20. Jahrhunderts erlegte die Clinton-Regierung dem amerikanischen Militär eine »Keine Fragen, keine Bekenntnisse«-Politik auf. Damit sind die US-Streitkräfte die erste bekannte Organisation, die Frauen in dieser Hinsicht wie Männer behandelt, was zeigt, daß auch hier wie so oft bei der Gleichstellung Privilegien verloren gehen.

Auch Frauen, die geistlicher Verbrechen wie Blasphemie oder Apostasie angeklagt waren, wurden milder bestraft. Sowohl im alten Rom wie auch in der frühen Neuzeit zogen es

die Strafverfolger vor, sie ihren männlichen Verwandten zu überantworten. Als sich die deutsche Adlige Argula von Grumbach in den zwanziger Jahren des 16. Jahrhunderts mit eigenen Schriften für die Reformation einsetzte, warfen die Behörden sie nicht ins Gefängnis, wie sie es bei einem Mann getan hatten, sondern befahlen ihrem Ehemann, sie nach Hause zu bringen und dafür zu sorgen, daß sie Ruhe gab. Der Brauch, Gesetzesbrecherinnen ihren männlichen Verwandten zu übergeben, mag ein Grund dafür sein, daß alleinstehende Frauen und Witwen unter den der Hexerei Angeklagten überrepräsentiert waren; mit anderen Worten: diesen Frauen wurde der Prozeß gemacht, weil sie keinen Mann hatten, der sie im Zaum halten konnte, wie es der Ehemann der Argula von Grumbach tat. Jedenfalls kostete die englische Reformation unter Heinrich VIII. acht Männer, aber nur eine Frau das Leben. Die »Nonne von Kent« alias Elizabeth Barton wurde wegen Hochverrats hingerichtet, nachdem sie prophezeit hatte, der König werde sterben, wenn er Anne Boleyn heirate. Später kehrte sich die Situation um, und der Protestantismus wurde zum Verbrechen. Etwa 230 Männer, aber nur 50 Frauen starben durch die Hand der »Bloody Mary«; ein Prozentsatz, den ein moderner Fachmann »erstaunlich hoch« nennt.

Und für weltliche Verbrechen galt ähnliches wie für Vergehen gegen die Religion. Wenn wir in England bleiben, so zeigen die Zahlen aus dem London des 18. Jahrhunderts, daß Frauen in einem Prozeß eher freigesprochen wurden als Männer. Wichtiger noch: In Anbetracht der extremen Schärfe der Gesetze leisteten die Geschworenen oft einen »frommen Meineid«, um Menschen vor den schlimmsten Folgen ihrer Verbrechen zu bewahren. Fünfzig Prozent der verurteilten Frauen, aber nur fünfundzwanzig Prozent der verurteilten Männer profitierten davon. So kamen Frauen doppelt so oft ungeschoren davon wie Männer. Schwangere Frauen, die Gefahr liefen, zum Tode verurteilt zu werden, hatten das Recht, von weiblichen Geschworenen abgeurteilt zu werden. Dies war bekannt als »sich mit dem Bauch verteidigen«. Aus diesem und anderen Gründen waren von den 1242 Menschen, die in London zwischen 1703 und 1784 gehängt wurden, nur 92 —

oder 7,5 Prozent — Frauen. Auch in anderen Ländern wurden Frauen oft leichter bestraft. Dies galt besonders, wenn sie Jungfrauen waren, wenn sie schwanger waren, wenn sie kleine Kinder hatten. Mit anderen Worten, es galt für einen Gutteil ihres Lebens.

Das Mitteldeutsche hatte sogar einen besonderen Begriff für diese Strafen, den »Frauenfrevel«, der sich auf fünfzig Prozent der Geldstrafen für Männer belief. Damals und auch später noch gab es eine ganze Gruppe von Sanktionen, die als relativ harmlos angesehen wurden und als »Frauenstrafen« bekannt waren. Dazu gehörten das Herumtragen eines Steines, der Pranger, das Tragen einer Schandmaske (eines Eisengestells, das sie am Reden hinderte) und ähnliche Bestrafungen, die eher unbequem oder demütigend waren, aber nicht unbedingt schmerzhaft. Soweit man ihnen doch Schmerz zufügte, kamen Frauen oft so gut weg wie die amerikanischen Bettlerinnen des 18. Jahrhunderts, die, wenn sie in eine Stadt zurückkehrten, aus der sie vertrieben worden waren, 25 Schläge erhielten statt der 39, die auf die Männer warteten. Nur Männer wurden auf die Galeeren geschickt. In den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts befahl Kaiser Joseph II., daß männliche, nicht aber weibliche Verurteilte Schleppkähne auf den Treidelpfaden an den Ufern der Donau in der ungarischen Tiefebene gegen den Strom ziehen mußten. Er wollte die Arbeit als Ersatz für die Todesstrafe einsetzen, die er abgeschafft hatte. Die Arbeitsbedingungen waren allerdings so hart, daß es oft auf dasselbe hinauslief.

Und schließlich litten Frauen auch weniger unter der Haft, die doch eigentlich vor allem bestrafen und abschrecken sollte. In England etwa wurden in den frühen Gefängnissen Männer und Frauen zusammen in einen einzigen großen Raum gesperrt. Ihr Schicksal dagegen war völlig unterschiedlich. Ein Mann, der im 16. Jahrhundert seinen Freund im Gefängnis besuchte, beschrieb ihn »abgemagert bis aufs Skelett und in einem Zustand der Erschöpfung durch die Quälerei in der Tretmühle, ein wirklich erbärmlicher Anblick. Er war nur noch Haut und Knochen, und ich kann mich nicht erinnern, je etwas ähnliches gesehen zu haben — Läuse liefen auf ihm herum wie Ameisen auf einem Maulwurfshügel«. Andere männliche Gefangene

wurden vielleicht beim Straßenbau und in der Kanalreinigung eingesetzt. Von den Insassinnen dagegen erwartete man die Erledigung der normalen weiblichen Pflichten wie etwa Kochen, Putzen, Spinnen oder, wenn sie außerhalb des Gefängnisses arbeiteten, das Lumpensammeln. Manche Frauen konnten sich sogar innerhalb der Gefängnismauern Geld mit Prostitution verdienen. Sie lebten wie Königinnen und wurden »verwöhnt mit einer Auswahl von Weinen und zarten Fleischsorten«.

Und die Ungerechtigkeit ging noch weiter: Im frühneuzeitlichen Gefängnis gab es Unterschiede je nachdem, ob die Inhaftierten zur Strafe einsaßen — also Kriminelle waren — oder um Druck auszuüben — etwa auf Schuldner. Letztere genossen zahlreiche Privilegien wie etwa das Recht, sich in ihrem Beruf zu betätigen (damit sie ihre Schulden zurückzahlen konnten), eigene Kleidung zu tragen, Essen von außerhalb zu bekommen und Besucher zu empfangen. Da eine Frau nicht als Schuldnerin herangezogen werden konnte, wenn sie nicht sowohl alleinstehend wie auch mit eigenem Einkommen oder Besitz ausgestattet war, gehörten praktisch alle inhaftierten Frauen in die Kategorie der verurteilten Verbrecherinnen. Doch dies hielt die Behörden nicht davon ab, alle ihre Insassinnen wie Schuldnerinnen zu behandeln, mit anderen Worten: ihnen allen dieselben Rechte zu geben wie den Privilegierten unter den Männern. Und um dieses Paradox noch auf die Spitze zu treiben: 1869 gestand eine Rechtsreform verheirateten Frauen ganz offiziell eigenes Eigentum zu. Damit konnten Frauen als Schuldnerinnen ins Gefängnis kommen. Rein »zufällig« aber wurde die Schuldhaft innerhalb eines Jahres abgeschafft.

Als Anfang des 19. Jahrhunderts die Gefängnisreformen begannen, hatten wieder die Männer die Hauptlast zu tragen. Die Reformen brachten einige Verbesserungen, indem sie dem willkürlichen Verhalten von Wachen engere Grenzen setzten und die alten, baufälligen Häuser durch neue, zweckmäßige und gesündere Gebäude ersetzten. Mit ihnen kamen allerdings auch neue Ideen, was die Zielsetzung des Systems betraf. Statt um Strafe oder Abschreckung ging es jetzt auch um eine Besserung der Insassen; dadurch wurden Gefängnisse zu Gräbern für Lebende. Der erste Schritt bestand darin, jeden Insassen in sei-

ner eigenen Zelle zu isolieren, die er nur für seine harte, aber manchmal völlig sinnlose Arbeit wie etwa das Treten einer Tretmühle verlassen durfte. Damit die Häftlinge bei dieser Arbeit nicht mit anderen kommunizierten, wurde ihnen das Reden, manchmal über Jahre hinweg, bei schwerer Strafe verboten. Weil sie als weniger gefährlich galten oder weil die vorhandenen Gelder zunächst für den Bau von Männergefängnissen benutzt wurden, hatten Frauen nicht so sehr unter den Auswirkungen der Reformen zu leiden.

Während die Männer durch die Gefängnisreform, so gut sie auch gemeint sein mochte, manchmal in den Wahnsinn getrieben wurden, hatte sie für Frauen gegenteilige Folgen. Zunächst wurden sie von den Männern getrennt, als sich — zuerst gegen Ende des 18. Jahrhunderts in Amerika — bürgerliche Vorstellungen zum weiblichen Anstand ausbreiteten. Dann, derselben Logik folgend, wurde beschlossen, daß nur Frauen Frauen bewachen konnten. Wie ein New Yorker Reformer es ausdrückte, sollte keine Gefangene es erdulden müssen, daß ein männlicher Wächter auch nur in ihre Nähe kam. Statt dessen forderte man »den Schild der Anwesenheit einer reinen Frau — einer, die eine Kraft ausstrahlt, die oft mehr bewirkt als Muskelkraft«. Menschen beiderlei Geschlechts hoben die Frauen auf ein Podest. Sie hatten Probleme, sie sich als Verbrecher vorzustellen — eine Neigung, die bis auf den heutigen Tag vorhanden ist.

Während in Männergefängnissen ein strenges Regiment herrschte, sollten in Frauengefängnissen eher Wohlwollen und Mitgefühl wirken. Während Männer durch Isolation und Schweigen gebessert werden sollten, erhoffte man sich eine »Bildung« der Frauen, indem sie in Gruppen zusammenlebten und einander (und den Wärterinnen) ihr Herz ausschütteten. Während männliche Gefangene oft zu harter Knochenarbeit innerhalb wie außerhalb der Gefängnismauern gezwungen wurden, war die Beschäftigung von Frauen in chain-gangs verboten; als ein Gefängnisdirektor 1995 in Alabama auch weibliche Gefangene in chain-gangs aufnahm, die Abfall entlang der Autobahnen aufsammelten, sah er sich bald gezwungen, diesen Plan fallenzulassen und zurückzutreten.

Um Frauen vor Einschüchterungen zu bewahren und die Versuche, sie zu bessern, nicht zu beeinträchtigen, wurden besondere Einrichtungen für sie gebaut; in den Vereinigten Staaten öffnete die erste im Jahr 1839 in New York. Sie hatte eine Bibliothek und eine Schule, bot Musik und Unterricht in Fächern wie Hausarbeit, Nähen, Stricken, Kochen, Waschen und Gartenarbeit an: Zur Erbauung bekamen die Frauen Oliver Twist vorgelesen. Die Privilegien waren so unerhört, daß Zeitgenossen diesen Aufenthalt nicht als Haft ansehen konnten, weshalb das Experiment nach ein paar Jahren ein Ende fand. 1874 wurde es allerdings mit der Öffnung des *Indiana Women's Prison* wieder aufgenommen.

Damals begannen Frauengefängnisse allmählich wie Country Clubs auszusehen. Sie bestanden aus landhausähnlichen Bauten, in denen jeweils eine Gruppe von Frauen wohnte, meist in bukolischer Umgebung; die festungsähnlichen Anstalten, die üblicherweise männliche Gefangene beherbergen, vermied man. Statt Zellen bekamen die Insassinnen Zimmer. Oft hatten sie mehr Privatsphäre als die Männer, bekamen eher freie Hand bei der Dekoration ihrer Zimmer und lebten unter leichteren Sicherheitsauflagen, da man sie für weniger gefährlich und fluchtbereit hielt. »Gutes Leinen und Porzellan« rundeten das harmonische Bild ab; offenbar galt selbst das Steingutgeschirr der Männer als zu grob für Frauen. Manche Gefängnisse gewährten auch beträchtliche Freiheiten, die Einrichtung zwischendurch zu verlassen. Andere gestatteten den Insassinnen, ihre eigenen Kleider zu tragen, während wieder andere ein fast angenehmes Leben boten — Ausflüge, Tanzabende, Picknicks und leichte Arbeit auf dem Lande inklusive. Um 1900 gab es besondere Einrichtungen »passend für... weibliche Temperamente« in mehreren amerikanischen Bundesstaaten. Sie hatten sicherlich ihre Mängel, aber ganz zweifellos boten sie unvergleichbar bessere Lebensbedingungen als die Männer- oder gemischten Gefängnisse.

Auch auf der anderen Seite des Atlantiks wurde das männliche Wachpersonal allmählich gegen Frauen ausgetauscht, was zu vielen lesbischen Affären führte. Auch hier erwies es sich als schwierig, die Insassinnen zu ebenso strafender wie produk-

tiver Arbeit anzuhalten, und stellte die Phantasie der Verantwortlichen auf eine harte Probe. Auch hier galten Strafen für männliche Gefangene, die etwa in Eisen gelegt, ausgepeitscht oder mit Redeverbot und Kürzung der Rationen belegt wurden, als zu hart für Frauen; dagegen erhielten weibliche Häftlinge viel mehr Ausbildung als männliche. Die Wärterinnen schafften es nicht, eine strenge Disziplin durchzusetzen. Sie waren oft hilflos, wenn die Insassinnen anzogen, was sie wollten, die Anwesenheit ihrer Kinder (die sie bei sich haben durften) benutzten, um nicht zu arbeiten, oder sogar ihrem Zorn Luft machten, indem sie ihre Nachttöpfe über den Köpfen der Aufseherinnen entleerten. Das im Vergleich leichtere Leben der weiblichen Gefangenen erklärt vielleicht auch, warum, verglichen mit den Männern, weitaus weniger von ihnen Ersttäterinnen waren und warum weitaus mehr nach ihrer Entlassung wieder ins Gefängnis kamen. Offenbar schreckte die Haft sie nicht ab. Für manche mag sie eine willkommene Alternative zum Leben draußen gewesen sein — geregelte Tage, kürzere Arbeitszeiten und Einrichtungen zur Versorgung der Kinder.

In Großbritannien wie in den Vereinigten Staaten sahen die Menschen Frauen von vornherein als weniger schuldig und damit weniger strafwürdig an als Männer. In beiden Ländern ging die vorherrschende Meinung dahin, daß »Frauen öfter die Komplizen eines Verbrechens sind, seine Förderer und Gehilfen« Während Männer als »ganz und gar verantwortlich« galten, waren Frauen, zu ihrem Glück, mit einer »fast lähmenden Passivität« ausgestattet. Wenn sie sich überhaupt an Verbrechen beteiligten, dann taten sie dies angeblich nicht aus eigener Initiative, sondern aufgrund des verderblichen Einflusses schändlicher Männer. Durch falsche Eheversprechen oder andere Tricks hatten diese Männer es irgendwie geschafft, den Frauen ihren freien Willen zu rauben — und all dies trotz der Tatsache, daß kriminelle Frauen nach Meinung anderer Fachleute an einem Überschuß an Männlichkeit litten. Die Logik hatte zwar ihre Brüche, führte jedoch zu sehr realen Privilegien. Den Worten eines britischen Journalisten nach »macht das Gesetz beim Umgang mit der Gesetzesbrecherin sehr

bereitwillig gnädige Zugeständnisse, wenn deutlich gemacht werden kann, daß sie unter männlichem Einfluß zum Gesetzesbruch gedrängt worden ist« Ein amerikanischer Richter beschwerte sich: »Zu keiner Zeit und an keinem Ort und unter keinen Umständen ist es erstrebenswert, der Ankläger einer Frau zu sein« denn es war sehr schwierig, eine Verurteilung durchzusetzen.

Wie Medea kamen manche Frauen buchstäblich sogar mit Mord davon. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts waren weniger als ein Viertel der für dieses Verbrechen Verurteilten Frauen. Andererseits wurden damals wie heute fast nur Frauen wegen Kindesmord vor Gericht gestellt. Britische Geschworenengerichte betrachteten diese Frauen als Opfer eines »Kindbett-Wahnsinns«, einer damals modischen Krankheit, die angeblich auch »außerordentliche Obszönität in Gedanken und Sprache« mit sich brachte; sehr oft weigerten sich die Geschworenen einfach, solche Frauen zu verurteilen. Das Parlament änderte daraufhin das Gesetz und schuf eine eigene Kategorie der Kindestötung. Danach hatten die Strafverfolger wieder eine Möglichkeit, Verurteilungen durchzusetzen; den Preis, vor allem eine sehr starke Reduzierung des Strafmaßes, nahmen sie gern in Kauf. Doch auch unter diesen Bedingungen verbüßten Kindesmörderinnen nur selten ihre gesamte Strafe. Unter all jenen, die sich zur Erklärung ihres kriminellen Tuns auf einen krankhaften Wahnsinn beriefen, hatten sie die besten Chancen, vorzeitig entlassen zu werden.

Zu praktisch allen Zeiten an allen Orten hatten Frauen, die mit dem Gesetz in Konflikt gerieten, es besser als Männer. Dies galt für die Mythologie wie für das wahre Leben, für das alte Ägypten wie für das spätviktorianische England, wo, um einen Gefängnisinspekteur zu zitieren, »Frauen für ein ähnliches Vergehen leichter bestraft [wurden] als Männer und... Öffentlichkeit und Polizei weniger interessiert daran [waren], sie anzuklagen«. Manchmal wurden Gesetze und Regeln geändert oder verwässert, gerade weil Frauen sonst ebenso streng behandelt worden wären wie Männer. Man könnte fast sagen, daß Frauen immer erst dann einen beträchtlichen Prozentsatz der Delinquenten stellten, wenn das jeweilige Verbrechen oder Ver-

gehen als nicht mehr so ernst galt — wie wir es im Falle der Schuldhaft gesehen haben. Auch dies mag vielleicht die besondere Faszination der Episode der Hexen Verfolgung erklären. Es war die vielleicht einzige Zeit in der Geschichte, in der mehr Frauen als Männer eines ernstesten Verbrechens angeklagt und auch dafür hingerichtet wurden.

So war das Gesetz ganz und gar keine Waffe zur Durchsetzung des Patriarchats, sondern gewährte im Gegenteil gerade Frauen zusätzlichen Schutz. Oft sorgte es dafür, daß die Härte, die den Umgang zwischen Männern prägt, nicht auch auf Frauen angewendet wurde; in anderen Fällen hatte es tatsächlich die Aufgabe, Männer anstelle von Frauen zu bestrafen. Zu den Nutzmeßennnen gehörte auch die amerikanische Suffragette Susan B. Anthony. Zusammen mit fünfzig weiteren Frauen war sie 1872 verhaftet worden, weil sie in jenem Jahr illegal an Wahlen teilgenommen hatte. Beim Prozeß ging sie den Richter so hart an, daß ein Normalsterblicher wegen Mißachtung des Gerichts verurteilt worden wäre. Statt der möglichen drei Jahre Gefängnis bekam sie jedoch nur eine Geldstrafe und mußte letztendlich noch nicht einmal diese bezahlen. Der berühmte englische Arzt Henry Maudsley, ein Zeitgenosse von ihr, bemerkte einmal, daß die Frauenbewegung ihren Erfolg, so sie ihn hatte, weniger der weit verbreiteten Unzufriedenheit von Frauen als vielmehr der mangelnden Bereitschaft der Männer, sie zu unterdrücken, verdanke. Miss Anthony hatte ihm da vielleicht zugestimmt.

### **Das 20. Jahrhundert**

Die meisten Versuche, die unterschiedliche Behandlung der beiden Geschlechter im Rechtssystem verschiedener Zeiten zu quantifizieren, müssen an fehlenden Daten scheitern. Anders in unserer eigenen Zeit, in der Unmengen von Statistiken zeigen, wie Frauen Männern gegenüber begünstigt werden. Die Statistiken für jedes Land einzeln anzuführen wäre eine ermüdende Wiederholung. Daher beschränkt sich die Analyse hauptsächlich auf die Vereinigten Staaten.

In den Worten einer Juristin »passen Frauen sicher nicht in das Stereotyp des Verbrechers. Solche vorgefaßten Meinungen bringen das Strafrechtssystem vielleicht dazu, ihre Verbrechen weniger ernst zu nehmen, und helfen ihnen, Haft und strenge Bestrafung zu umgehen. Diese Haltungen ... werden oft von der weiteren Öffentlichkeit gefordert, die weniger Angst vor weiblichen Kriminellen hat. Mehr noch, aufgrund seiner traditionellen Rollen als Ehefrauen und Mütter ruft das »schwächere Geschlecht« vielleicht nicht nur Mitgefühl bei den Beamten und Geschworenen hervor, sondern umgeht damit sogar schon jeden Verdacht. ... [Dies könnte erklären, warum] Frauen eine niedrige Rate krimineller Beteiligung aufweisen und sogar leichter in ein unauffälliges Leben zurückkehren.« Vor diesem Hintergrund haben manche Menschen der Befürchtung Ausdruck verliehen, der Feminismus mit seiner Forderung nach Gleichheit »könne der Öffentlichkeit mehr Angst einjagen, die Polizeibeamten eher zu Verhaftungen geneigt und die Gerichte strenger machen«. Doch bis zum Ende des 20. Jahrhunderts »haben sich die Einstellungen Frauen gegenüber nicht drastisch verändert«. Wofür sie, möchte man meinen, ihren Sternen nur danken können — oder den Männern.

Sorgen »vorgefaßte Meinungen« über Kriminalität im späten 20. Jahrhundert immer noch dafür, daß Männer und Frauen unterschiedlich behandelt werden? Die meisten Fachleute antworten darauf mit einem entschiedenen Ja. »Polizeibeamte nehmen [Frauen] ungern fest, Staatsanwälte verfolgen sie ungern, Richter und Geschworene sprechen sie ungern schuldig.« In Großbritannien und den USA »gibt es eine Menge Untersuchungen, die zumindest nahelegen, daß Frauen in verschiedenen Stufen des Strafrechtsprozesses eine mildere Behandlung erfahren als Männer«. »In jeder Verbrechenskategorie bekamen Frauen durchschnittlich kürzere Höchststrafen.«

»Durchgängig fällt, wenn man die Behandlung von Männern und Frauen ansieht, auf, daß Frauen milder behandelt werden als Männer, wenn es um das Strafmaß geht, besonders bei ernstesten Gesetzesübertretungen.« Man könnte die Liste der Zitate nach Belieben fortsetzen; viele stammen von Wissenschaftlerinnen. Jedes Jahr werden Zehn-, vielleicht sogar

Hunderttausende Frauen privilegiert behandelt. Und Zehn-, vielleicht sogar Hunderttausende Männern werden diskriminiert, nur weil sie keine Frauen sind.

Ich möchte jetzt den Vorgang der Festnahme näher untersuchen. Wenn ein Polizist oder eine Polizistin gerufen wird, müssen sie zunächst einmal prüfen, ob das, was sie gesehen oder gehört haben, schwerwiegend genug ist, um eine Festnahme zu rechtfertigen. Schon auf dieser Stufe werden Frauen »paternalistisch« — soll heißen: weniger hart und freundlicher als ihre männlichen Gegenstücke — behandelt. So kann man zum Beispiel nachweisen, daß Frauen etwa in England und Wales für jedes einzelne Vergehen, in jeder Alterskategorie, in jedem Jahr eher mit einer Verwarnung davonkommen als Männer; gleiches gilt für die Vereinigten Staaten. Und es gilt auch dann, wenn andere Faktoren neben dem Geschlecht, wie etwa Alter, Rasse und vorherige Vorstrafen, in die Statistik einbezogen werden.

Wenn die Polizisten sich zu einer Verhaftung entschlossen haben, ist es für Frauen beträchtlich einfacher, auf Kautions- oder auf eigene Verpflichtung hin freizukommen. Es gibt allerdings eine Tendenz, zwischen verheirateten und alleinstehenden Frauen zu unterscheiden. Bei unverheirateten Frauen gellt man davon aus, daß sie mit finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, und so müssen sie nur in 43 Prozent aller Fälle Kautions stellen. Bei verheirateten Frauen geht man davon aus, daß sie jemanden haben, der diese Belastung tragen kann — in anderen Worten: einen Mann —, und deshalb müssen 69 Prozent von ihnen zahlen. Manche Länder treiben die Diskriminierung auf die Spitze, indem sie bei bestimmten Verbrechen wie etwa Mord jede Freilassung auf Kautions verbieten. Nach ihrer Verhaftung werden Verdächtige also monate- oder sogar jahrelang in Haft gehalten; es sein denn — und niemanden, der dieser Argumentation bis hierher gefolgt ist, wird es erstaunen — es sei denn, sie sind Frauen.

In dem unwahrscheinlichen Fall, daß man sich tatsächlich entschließt, Anklage zu erheben, kann eine Frau, deren Fall vor ein ordentliches Gericht kommt, weiterhin eine Vorzugsbehandlung erwarten. Dies gilt besonders, wenn ihr Verbrechen

sich gegen einen Mann richtete, der ihr nahestand, und besonders wenn es ein sehr schweres Verbrechen war, wie etwa tätlicher Angriff oder Mord. In solchen Fällen, so hören wir, »muß der Ankläger gegen die Sympathien ankämpfen, die sie womöglich bei den Geschworenen weckt, während der Anwalt der Verteidigung innerhalb des Strafrechts mit mildernden Umständen und mangelnder Zurechnungsfähigkeit arbeiten muß«. Wie schon bei Medea wird auch Frauen, die ihre Kinder getötet haben, oft Mitgefühl entgegengebracht. Man geht davon aus, daß Frauen von Natur aus ihre Kinder lieben und daß sie geistesgestört gewesen sein *müssen*. Damit wird Kindesmord zu dem vielleicht einzigen Verbrechen mit eingebautem mildernden Umstand, sozusagen.

Eine Frau, die bestimmte Arten von Verbrechen begangen hat, wird also oft als vermindert schulfähig betrachtet und entsprechend behandelt. Dies gilt auch für eine Frau, die das Gesetz zu bestimmten Zeiten gebrochen hat, besonders wenn sie es in Großbritannien getan hat und besonders wenn sie so klug war, es nach der Veröffentlichung des Bestsellers *Once a Month* (1969) zu tun. Die Autorin Katherine Dalton behauptete darin, daß die Menstruation Frauen in rasende Wahnsinnige verwandelt und sie für Selbstmord, Mord und Kindesmißbrauch prädisponiert. Mit diesen Ansichten wurde sie zur Hauptzeugin in verschiedenen Mordprozessen. In einem davon hatte eine Frau ihren früheren Liebhaber mit dem Auto an einen Telefonmasten gefahren. Sie wurde wegen Mordes verurteilt, aber aufgrund der sogenannten PMS (Prämenstruelles Syndrom)-Verteidigung auf Bewährung freigelassen und nur mit einem lebenslangen Fahrverbot belegt. In einem anderen Fall entging eine Bardame, die in einem Eifersuchtsanfall einen männlichen Kollegen umgebracht hatte, jeder Bestrafung, wurde auf Bewährung freigelassen und mußte eine Progesterontherapie machen, um wieder ruhiger zu werden. Wenn man sich solche Fälle ansieht, könnte man fast zu dem Schluß kommen, daß das Leben eines Mannes nicht zählt, wenn er von der richtigen Frau zur richtigen Zeit umgebracht wird.

Eine Frau, die allein vor Gericht steht, ist privilegiert - doppelt privilegiert jedoch ist eine Frau, die mit einem Mann vor

Gericht steht. Wie wir sahen, haben es Frauen, die angeblich zugunsten eines Mannes oder auf seinen Befehl hin etwas taten, es immer geschafft, die Schuld auf andere abzuwälzen; im Großbritannien des 19. Jahrhunderts gab es sogar einen bekannten Fall, bei dem das Geschworenengericht abwägen sollte, ob ein verkrüppelter und bettlägeriger Ehemann verantwortlich sei für einen Mord, den seine Frau in seiner Gegenwart begangen hatte. Die Annahme, daß, wenn zwei Menschen verschiedenen Geschlechts gemeinsam einen Mord begehen, die Frau weniger oder gar nicht verantwortlich gemacht werden könne, geistert immer noch in den Hirnen herum. Sie hat sogar einen Namen: die »Svengali-Verteidigung«, nach dem Roman gleichen Namens, in dem die böse männliche Hauptperson die unschuldige Trilby zum Verbrechen verführt.

Die angebliche emotionale Abhängigkeit der Frauen von Männern ist immer wieder angeführt worden, um Straffreiheit oder -minderung zu erreichen. Unter den Nutznießerinnen waren auch verschiedene Nazi-Ärztinnen und -Krankenschwestern, die am Euthanasie-Programm teilgenommen und Behinderten tödliche Spritzen gesetzt hatten. Wie ein deutsches Gericht es ausdrückte, kann der »weibliche Charakter« und die »keusche Liebe« einer Frau zu ihrem mörderischen männlichen Vorgesetzten jede noch so schreckliche Tat rechtfertigen oder zumindest abmildern. Auch in den Vereinigten Staaten gilt es fast als Regel, daß, wenn ein Mann und eine Frau zusammen Serienmorde begehen, der Mann die treibende Kraft ist, während seine Frau nur als Komplizin agiert.

Seit etwa 1980 ist der sexuelle Kindesmißbrauch zur Wachstumsindustrie geworden. Für uns ist hier besonders wesentlich, daß die Gesellschaft Männer und Frauen auch in dieser Hinsicht unterschiedlich behandelt. Nach de Beauvoir erleben stillende Mütter oft eine »intime animalische Beziehung« zu ihren Babys. Manche Frauenzeitschriften empfehlen sogar, sie sollten sich ihrer sexuellen Gefühle bewußt sein und sie genießen. Was mit einem Mann geschehen würde, der ertappt wird oder dem man es zumindest vorwirft, sexuell erregt zu sein, während er seine Tochter wäscht, muß hier nicht genauer ausgeführt werden. Obwohl die Anrufe bei einer britischen Hotline

vermuten lassen, daß fast einer von zehn Mißbrauchstätern eine Frau ist, ist sich die Öffentlichkeit dieses Problems überhaupt nicht bewußt. Obwohl andere Untersuchungen darauf hinweisen, daß einer von sechs Menschen, die Kinder sexuell mißbrauchen, eine Frau ist, ist die Annahme, daß es so etwas einfach nicht gibt, so fest verwurzelt, daß ein Junge, wenn er sich über Übergriffe beschwert, zuallererst gefragt wird, ob der Missetäter nicht vielleicht doch sein Vater ist. Wie Freud einst schrieb, sind Hinweise, die Frauen mit einem Inzest zusammenbringen, einfach zu schrecklich, einfach unfafßbar. Eine Gesellschaft, die damit konfrontiert wird, verschließt lieber die Augen.

In dieser wie in anderer Hinsicht ist die Neigung, Frauen milder zu behandeln als Männer, so augenfällig, daß schon verschiedene Einzelstudien sich damit beschäftigt haben. Ein Grund hinter diesem Phänomen scheint zu sein, daß in einer Zeit, in der das Gefängnis die wichtigste Strafe ist, die der Gesellschaft zur Verfügung steht, die sozialen und wirtschaftlichen Kosten der Bestrafung von Frauen mit Familie einfach als zu hoch gelten; der Ankläger, der eine alleinstehende Mutter eines Verbrechens beschuldigt, aufgrund dessen sie wahrscheinlich hinter Gittern landet, ist schwer zu finden. Ein weiterer mag darin liegen, daß die Psychologen, die als Sachverständige dem Gericht zur Seite stehen, Frauen anders als Männer betrachten. Verglichen mit Männern werden sie viel öfter mit Adjektiven wie »benachteiligt«, »unterprivilegiert«, »schikaniert« und »unsicher« beschrieben.

Nach Aussage einer Wissenschaftlerin, die die Fälle vor britischen Gerichten zwischen 1950 und 1983 untersuchte, werden Männer sogar zweifach diskriminiert. Zunächst einmal wird eine Frau, die es geschafft hat, mit einem der obigen Adjektive beschrieben zu werden, eher in Behandlung als ins Gefängnis geschickt. Sobald sie diese Stufe erreicht hat, wird sie aber auch eher wieder als »normal« diagnostiziert; selbst wenn sie eines sehr schweren Verbrechens bezichtigt wird und selbst wenn sie schon eine zehnjährige Geschichte von tätlichen Übergriffen hinter sich hat. Bei Männern ist es genau andersherum. Sobald sie einmal als geistig verwirrt diagnostiziert wurden, haben

sie jede Chance, noch glimpflich davonzukommen, verloren; solche Männer werden eher noch zusätzlich zur Behandlung bestraft. Mit anderen Worten: Ein geistig normaler Mann wird bestraft. Ein Mann, der geistig nicht normal ist, wird wahrscheinlich auch bestraft, jedenfalls mit höherer Wahrscheinlichkeit als eine Frau.

Die Vorstellung, daß Frauen für ihre Taten weniger verantwortlich sind, erklärt vielleicht auch, warum in Großbritannien zwischen 1984 und 1992 im Vergleich zu Männern proportional *sechsmal* so viele (23 gegenüber 4 Prozent) Frauen, die des Totschlags angeklagt waren, freigesprochen wurden. Ebenfalls in Großbritannien, zwischen 1982 und 1989, schafften es 50 Prozent der des Mordes angeklagten Frauen, aber nur 30 Prozent der Männer, die Geschworenen davon zu überzeugen, daß sie im Affekt gehandelt hätten; deshalb wurden fast doppelt so viele angeklagte Männer wie Frauen (37 gegenüber 20 Prozent) verurteilt. Sobald ein Angeklagter schuldig gesprochen ist, wird das Urteil verhängt, und auf dieser Stufe kommt es zu den größten Unterschieden. So waren in Kalifornien zwischen 1978 und 1980 von den 1164 Angeklagten, die wegen Mordes oder Totschlags verurteilt wurden, 5,5 Prozent Frauen; aber die 98 Angeklagten, die zum Tode verurteilt wurden, waren ausnahmslos Männer. In den Vereinigten Staaten insgesamt stellen Frauen nur 1,5 Prozent der Todeskandidaten, obwohl jeder achte wegen Mordes Verurteilte eine Frau ist. Von den etwa 16000 »legal Hingerichteten« in den USA seit ihrer Gründung bis 1998 waren nur 2,5 Prozent Frauen.

Andersherum gesagt: In den Vereinigten Staaten waren 1979 1 351 416 Männer, aber nur 377 108 Frauen wegen besonders schwerer Verbrechen, wegen Mord, nicht fahrlässigem Totschlag, Vergewaltigung, Raub, schwerer Tötlichkeit, Einbruch und Brandstiftung, in Haft. Damit stellten Frauen 21,8 Prozent aller Gefangenen für diese Verbrechen. Im selben Jahr stellten Frauen 1 076 310 von insgesamt 7 343 045, als etwa 14,6 Prozent der Inhaftierten für die weniger schweren Verbrechen. Es sieht also so aus, daß entgegen der allgemeinen Überzeugung, wonach die Gesetzesübertretungen von Frauen üblicherweise weniger schwer sind, das weibliche Geschlecht unter den Schwerst-

kriminellen überrepräsentiert ist; dennoch waren zum Beispiel im Jahre 1977 nur 11 044 oder 3,9 Prozent von insgesamt 278 141 verurteilten Kriminellen in den Zuchthäusern der Vereinigten Staaten Frauen. Wegen schwerer Verbrechen verurteilte Frauen landen mit nur halb so großer Wahrscheinlichkeit im Zuchthaus wie Männer — bei den Bundesgefängnissen ist der Unterschied noch sehr viel größer. All dies kann vielleicht erklären, warum, verglichen mit inhaftierten Männern und unter Einbeziehung der Art der Gesetzesübertretung und des Vorstrafenregisters, amerikanische Gefängnisse nur etwa die Hälfte bis zu einem Viertel der Frauen beherbergen, die dort saßen, wenn sie genau wie Männer behandelt würden. In England werden männliche Ersttäter doppelt so oft ins Gefängnis gesteckt wie Ersttäterinnen.

Wenn Frauen tatsächlich in Haft landen, dann sind ihre Haftzeiten meist viel kürzer als die der Männer. Bei Eigentumsdelikten ist ein durchschnittlicher Unterschied von 42 Monaten festgestellt worden, bei Drogendelikten von 18 Monaten und bei Gewaltdelikten von 39 Monaten. Wenn man nicht nach der Haftzeit in Monaten geht, sondern nach den Verurteilungen proportional zur möglichen Höchststrafe jedes Deliktes, offenbart sich der gleiche Unterschied. Ein Autor beschäftigte sich mit den Delinquenten und Delinquentinnen der Jahre 1983 bis 1989 und verglich sie nach Rasse, Delikt, Vorstrafen und verschiedenen anderen demographischen und sozioökonomischen Faktoren; er stellte fest, daß Frauen sehr viel leichtere Urteile bekamen. In der Zusammenschau aller Delikte verbüßten Männer 24 Prozent der Höchststrafe, Frauen 9 Prozent, so daß sich ein Unterschied zugunsten der Frauen von 2,66 zu 1 ergab. Bei Eigentumsdelikten war er noch größer, 3,14 zu 1; bei Gewaltdelikten »nur« 2,75 zu 1. Der »erste Schluß« daraus lautet, daß Frauen sehr viel mildere Urteile bekommen als die entsprechenden männlichen Tätergruppen bei gleichen Verbrechen. Eine Studie mit 2 500 Ersttätern männlichen wie weiblichen Geschlechts in Arizona kam zu ähnlichen Ergebnissen; dies alles erklärt, warum ständig weit aus weniger Frauen im Gefängnis sitzen, als es der Fall sein würde, wenn sie genauso behandelt würden wie Männer.

Da die Gesellschaft Frauen immer mildere Strafen auferlegt hat als Männern, sollte es nicht überraschen, daß Männer auch im Gefängnis diskriminiert werden. Über den größten Teil des 20. Jahrhunderts hinweg waren »Frauengefängnisse sehr viel weniger abschreckend und körperlich bedrückend als die festungsähnlichen ... Verliese«, in denen man männliche Kriminelle gefangenhielt. »Wenn man nach der materiellen Ausstattung und der allgemeinen Haftumgebung geht, erhielten die meisten Frauen eine bessere Behandlung als ihre männlichen Gegenstücke.« Es ist kein Geheimnis, daß harte Bedingungen zu Gewalt und Gewalt zu harten Bedingungen führen kann; was vielleicht eine Erklärung dafür ist, warum in Männergefängnissen etwa fünfmal soviel Gewalt zu verzeichnen ist wie in Frauenhaftanstalten.

Da die Behörden sich oft überschlagen, um inhaftierten Frauen zu helfen, überrascht es nicht, daß »Frauen sich . . . viel günstiger über die Haft äußern als Männer«. Über 75 Prozent sagen, daß das Leben in diesen Anstalten nicht so schlimm sei, wie sie gedacht hätten; 65 Prozent empfinden es als angenehm. Vor allem junge Frauen sind zufrieden mit ihrem Los, sie werden von ihren Altersgenossinnen nicht so stark schikaniert wie die Männer und fühlen sich dem Wachpersonal sehr viel näher. Sie werden ermutigt und belohnt für bestimmte Verhaltensweisen wie etwa mütterliches Verhalten, Zuneigung, Empfindsamkeit und Weinen; rückblickend sehen sie die Erfahrung in der Haftanstalt weniger negativ als Männer. Wie schon gegen Ende des 19. Jahrhunderts betrachten manche Frauen diese Erfahrung auch heute noch als positiv und listen die Vorteile auf, die sie ihnen gebracht hat. Und das ist auch kein Wunder. Zumindest in Kanada sollen die Frauenhaftanstalten nicht der Bestrafung dienen, sondern die Frauen befähigen, besser mit ihrem Leben fertig zu werden.

Der vielleicht wichtigste einzelne Versuch, ein Frauengefängnis in eine therapeutische Anstalt zu verwandeln, war das britische Gefängnis Holloway. Es war in den 1840er Jahren errichtet worden und wurde 1902 in ein reines Frauengefängnis mit rein weiblichem Personal umgewandelt. Geführt von Frauen für Frauen, wurde die Disziplin in Holloway mit der

Zeit immer lockerer. Die Aufseherinnen finden, wie man sagte, »die Frauen sehr nett, die wiederum die Aufseherinnen sehr nett fanden«. Seit den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts durften Gefangene ihre eigenen Kleider tragen, bekamen häufiger Hafturlaub und Besuche zu Hause bewilligt als in jedem anderen englischen Gefängnis und hatten sonst unerreichte Privilegien, was die Post anging, die sie bekamen und verschickten. Mehr und mehr ähnelte die Anstalt einem Kindergarten statt einem Gefängnis, die Insassinnen nannten ihre Wärterinnen sogar »Mum« oder »Mama«.

Das war die Zeit, als Sozialreformer unter mutwilliger Nichtbeachtung aller Belege, die zeigten, daß nur eine Minderheit von Verbrecherinnen geisteskrank war, behaupteten, daß »alle Frauen, die Verbrechen begehen, an irgendeiner Form von Persönlichkeits- oder psychischer Störung leiden *müssen*« [meine Hervorhebungen]. Die Häftlinge von Holloway hatten es besser als in jedem anderen Gefängnis, aber dennoch galt die Anstalt als »unausweichlich strafend«, und in den Worten des verantwortlichen Staatsministers als ein im Grunde nicht »angemessener Ort« für eine wirkungsvolle Behandlung von Frauen. So wurde also beschlossen, das alte Gebäude abzureißen und für einen zweistelligen Millionenbetrag in Pfund Sterling eine neue Anstalt zu bauen. Ursprünglich hoffte man, die Reformen auch auf Männergefängnisse ausdehnen zu können, von denen viele noch älter und in schlimmeren Gebäuden untergebracht waren als Holloway. Doch daraus wurde nichts: Vielleicht hatte sich die Einstellung der Gesellschaft geändert, oder der Regierung war das Geld ausgegangen.

In Einklang mit diesen Ansichten zeigten die Pläne das neue Gefängnis als ein »besonders großes, weitläufiges und sicheres Krankenhaus«. Es sollte nicht aus einem einzelnen Gebäude bestehen — Einzelbauten, besonders wenn sie auch noch »viktorianisch« waren, galten als zu abschreckend für empfindsame Delinquentinnen —, sondern aus sechzehn kleinen, gemütlichen Einheiten, in denen jeweils etwa 40 Gefangene untergebracht waren. Aufgrund der Vorstellung, daß die Einrichtung eines Tages vielleicht dem Nationalen Gesundheitsdienst übergeben würde, sollte schon jeder Eindruck von Gefängnis vermieden

werden. Es gab keine Hunde, kein Flutlicht, kein eigenes Anstaltsfernsehen und keine elektronische Überwachung irgendeiner Art, die, wie behauptet wurde, an den Großen Bruder erinnern und jeden möglicherweise entstehenden therapeutischen Prozeß im Keim ersticken würde.

Die Hoffnungen, die das neue Gefängnis begleitet hatten, wurden bald enttäuscht. Obwohl das zahlenmäßige Verhältnis von (rein weiblichem) Personal pro Gefangener das beste im Lande war, schaffte es eine ganze Reihe von Direktorinnen nicht, die Situation unter Kontrolle zu halten; 1980 war Holloway berüchtigt als ein Ort, an dem die Wärterinnen kündigten oder streikten. Die Insassinnen nahmen Drogen, brüllten - da es keine Mauern gab, konnte man ihre Schreie draußen hören -, schlugen die Köpfe gegen die Wände, verstümmelten sich selbst und begingen Selbstmord. Schließlich kam die Situation nur durch die Ernennung eines männlichen Direktors, Colin Allen, unter Kontrolle. Allen, der vorher für ein sehr viel härteres Männergefängnis verantwortlich gewesen war und neues, teilweise männliches Personal mitbrachte, war im Vorteil, weil er keine Angst vor den Frauen in seiner Anstalt hatte. So gerüstet konnte er Disziplin durchsetzen, ohne auf drakonische Strafen zurückgreifen zu müssen. Dies erwies sich als der erste Schritt hin zu einer wenigstens einigermaßen vernünftigen Situation in dem Gefängnis. Allens Erfolg bewahrte ihn nicht vor dem Vorwurf, zu hart mit den Insassinnen umzugehen. Er wurde zum Sündenbock gestempelt und gezwungen, zurückzutreten. Ein Mann, der versucht, Frauen Disziplin aufzuerlegen, wird also, wie sich hier zeigt, fertig gemacht, egal, ob er Erfolg hat oder scheitert.

Inzwischen bewegten sich in den Vereinigten Staaten die Dinge in eine andere Richtung. Wie wir gesehen haben, waren die USA im 19. Jahrhundert der erste Staat, der reine Frauengefängnisse baute. In sehr viel angenehmerer Umgebung gelegen und mit sehr viel besseren Haftbedingungen ausgestattet, funktionierten diese Anstalten weiterhin und gaben wenig Anlaß zu Beschwerden, wenn man von den gelegentlichen Berichten über die lesbischen Beziehungen, die sich in ihnen entwickelten, absieht. In den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts je-

doch gerieten sie unter Beschuß. Eine Folge der Unterrepräsentation der Frauen bei den Verurteilten war, daß es nur wenige, weit verstreute Gefängnisse für Frauen gab. Plötzlich wurde dieser Vorteil zum Nachteil; man bemängelte, daß die Verwandten der Insassinnen keine Gelegenheit hatten, sie zu besuchen, sooft sie wollten und sooft es das Wohl der Insassinnen erforderte. Frauenhaftanstalten waren auch kleiner als die der Männer, mit der Folge, daß die Bildungsangebote dort aus Kostengründen beschränkt waren. Die Lösung war die Umwälzung des bestehenden Systems — das ja eigentlich aufgrund der Forderungen der Feministinnen des 19. Jahrhunderts eingeführt worden war — und die Wiedereinrichtung von gemischten Gefängnissen. Nur so, behauptete man, konnte die Frauenbewegung auch die Verbrecherinnen erreichen.

Wie im frühen 19. Jahrhundert schützte die Sorge um das Wohlergehen der weiblichen Häftlinge sie davor, mit Männern, die die gleichen Verbrechen begangen hatten, zusammen inhaftiert zu werden. Wie im frühen 19. Jahrhundert genossen deshalb alle Frauen Privilegien, wie sie nur einer Handvoll Männer zugesprochen wurden. Es ist sogar argumentiert worden, daß »der wichtigste Nachteil [von gemischten Gefängnissen] darin liegt, daß es einen wahrnehmbaren doppelten Standard im Umgang mit männlichen und weiblichen Gefangenen gibt«. Doch dies war noch nicht das Ende der Geschichte. Kaum erstrahlte das gemischte Gefängnis wieder im alten Glanz, als schon die Forderung laut wurde, daß es Frauen erlaubt sein solle, als Wärterinnen auch Männer zu bewachen. Nun haben amerikanische Gerichte immer die Ansicht vertreten, daß der Einsatz männlicher Wärter bei der routinemäßigen Überwachung weiblicher Häftlinge deren verfassungsmäßig zugesichertes Recht auf Privatsphäre verletzt. Umgekehrt gilt dies aber offensichtlich nicht. Im Fall *Grummet gegen Rushen* gestattete es das Neunte Bezirksgericht Wärterinnen, Leibesvisitationen bei männlichen Gefangenen durchzuführen, inklusive der Genitalien: Als Grund dafür wurde angegeben, daß »diese Durchsuchungen keinen intimen Kontakt mit dem Körper des Häftlings einschließen«. Ebenso verbot es das Siebte Bezirksberufungsgericht im *Johnson gegen Phelan* Wärterinnen nicht,

nackte männliche Gefangene beim Waschen oder beim Toilettengang in ihren Zellen zu beobachten. Beim Abwägen zwischen gleichen Arbeitsmöglichkeiten für Frauen und männlichem Schamgefühl gab der Gerichtshof explizit dem ersteren den Vorrang. In den Worten einer Expertin, die sich mit dieser Angelegenheit befaßt hat: »Kurz gesagt, dürfen Wärterinnen männliche Gefangene in den verschiedenen Stufen der Nacktheit sehen, aber männliche Wärter dürfen weibliche Gefangene nicht ähnlich entkleidet anschauen. Frauen in Haft bekommen mehr Privatsphäre zugesprochen als Männer. Unter der Oberfläche brodeln Annahmen über die Motivationen der Betrachter. Wärterinnen, so nimmt man an, betrachten Männer nicht als Sexobjekte; Wärter dagegen könnten in Versuchung kommen, zu spannen.«

In Anbetracht all dessen konnten auch Bewährungshelfer sich dem allgemeinen Trend kaum entziehen. Genauso wie Polizisten, Staatsanwälte, Psychiater, Richter, Geschworene und Wärter neigen auch sie dazu, Delinquentinnen unter ihrer Obhut eher als Opfer psychischer oder emotionaler Probleme, familiärer Schwierigkeiten, böser Ehemänner oder einer Beziehungsabhängigkeit zu sehen — um so mehr, als sie erst spät in den Ablauf hineinkommen, nachdem schon jeder seine Meinung gesagt hat, und praktisch alles, was sie über den Fall wissen, aus den Unterlagen ableiten müssen, die ihre Vorgänger zusammengetragen haben. Wenn man andere Faktoren ausschaltet, kommt man zu dem Ergebnis, daß männliche Kriminelle eine um 25 Prozent größere Chance haben, wieder im Gefängnis zu landen, als weibliche.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß es nicht nur reichhaltige, sondern geradezu überwältigende Belege dafür gibt, daß das moderne Rechtssystem (wie alle Rechtssysteme vor ihm) Männer diskriminiert. Dies gilt für den Beginn des gesamten Ablaufs wie auch für sein Ende; für den Punkt, an dem der Polizist entscheiden muß, ob er jemanden festnimmt, ebenso wie für den Punkt, an dem die Gefängnisse ihre Beute freigegeben haben und Bewährungshelfer entscheiden müssen, ob sie sie wieder zurückverweisen. Und die Tatsache, daß man als Frau eine bessere Behandlung erwarten kann, ist weder ihr selbst

noch ihrem Anwalt verborgen geblieben. Manche haben PMS benutzt, um leichter davonzukommen. Andere greifen auf die Svengali-Verteidigung zurück, geben vor, »abhängig«, »verleitet« oder »beeinflußt« zu sein, und geben ihren männlichen Bekannten die Schuld an Verbrechen, die sie selbst begangen haben. Unter der Voraussetzung, daß der Täter eine Frau ist, kann selbst das gemeinste Verbrechen zu einem Akt der Liebe umgedeutet werden. In Gefängnissen, in denen Frauen mit Männern zusammen untergebracht sind, genießen sie Privilegien. In Gefängnissen, in denen sie von Männern getrennt untergebracht sind, genießen sie ebenso Privilegien. All dies gilt für die Strafjustiz, also in Situationen, in denen Männer und Frauen angeklagt sind, ein Verbrechen begangen zu haben, und ihnen ein Prozeß und eine Strafe drohen. Wie wir jetzt als nächstes sehen werden, gilt es um so mehr, wenn Männer und Frauen nicht mit dem Rechtssystem konfrontiert sind, sondern miteinander.

### **Frauen gegen Männer**

Fälle, in denen Männer sich nach einer Anklage durch eine Frau in einer prekären Lage befinden, haben eine lange und nicht gerade ruhmreiche Geschichte. Schon im Alten Testament sind die normalen Beweisregeln — die zur Bestätigung eines Ereignisses zwei Zeugen fordern — in Vergewaltigungsfällen außer Kraft gesetzt. Wenn die angebliche Vergewaltigung »auf freiem Feld« und nicht in einer Stadt passierte, ging man einfach davon aus, daß ein verlobtes Mädchen laut geschrien habe, daß aber niemand dagewesen sei, der sie hätte hören oder ihr hätte zu Hilfe eilen können; gleiches galt auch im byzantinischen Recht.

Ähnlich konnten auch im späten Mittelalter und der frühen Neuzeit Männer, die ihre Frauen schlugen, Mißbilligung von weiten eines Teils der Gemeinschaft erwarten. Männer, die von ihren Frauen geschlagen wurden, fielen manchmal umgekehrt dem demütigenden Brauch des *charivari* anheim. In Frankreich wurden sie in auffällige Kleider gesteckt und ver-

kehrt herum auf einen Esel gesetzt; im Paris des 18. Jahrhunderts mußten sie mit Bändern umwickelte Hörner küssen. In Großbritannien mußten sie zum Beispiel auf einer Stange reiten (wie auf einem Relief, dem sogenannten »Montacute-Charivari«, aus der Zeit um 1600 zu sehen) oder wurden auf Karren gebunden und durch eine buhende Menge gefahren. Um sie noch mehr zu demütigen, mußten sie manchmal Frauenkleider tragen.

Im mittelalterlichen England wurden von den gerichtlich wegen Mord oder Totschlag verurteilten Personen proportional dreimal so viele Männer wie Frauen (50 gegenüber 15 Prozent) hingerichtet. Die Diskriminierung zugunsten der Frauen war ebenso systematisch wie beabsichtigt: Wie Thomas Egerton, ein englischer Richter des 16. Jahrhunderts es ausdrückte, »saß er nicht da, um Narren und Gaunern zu helfen, die ihr Geld nicht vor ihren Frauen in Sicherheit bringen können«. Ein Jahrhundert später legte ein berühmtes englisches Gesetz fest, daß ein Ehemann, der seine Frau schlug, dazu einen Stock oder eine Rute nicht dicker als sein Daumen nehmen sollte. Dieses Gesetz ist oft zitiert worden, um zu zeigen, was einige böse Männer anderen bösen Männern im Umgang mit ihren Frauen gestatteten. Es ging jedoch vielmehr gerade um das Gegenteil, nämlich darum, hier Grenzen zu setzen. Im ländlichen England bekam ein Ehemann, der seine Frau geschlagen und den Frieden gebrochen hatte, eine Geldstrafe auferlegt. Wenn die Frau die Schuld trug, wurde er auch bestraft, weil er sie nämlich nicht zurückgehalten hatte. Dabei war es gar keine Frage, daß die Ehefrauen beim Prügeln ihrer Männer auf jedes Gerät, das ihnen unter die Hände kam, zurückgreifen durften. Beim Auflisten der Strafen, die ein Mann seiner Frau zufügen darf, ist die muslimische Tradition von einer ähnlichen Logik bestimmt.

Wenn es um Gewalt zwischen Männern und Frauen ging, lag der Grund für die unterschiedliche Behandlung in der überlegenen Körperkraft der ersteren. Wenn es um Sex ging, war es die angebliche größere sexuelle Aggressivität der Männer (einschließlich ihrer Fähigkeit, Frauen zu vergewaltigen) sowie ihre überlegene Körperkraft. Körperkraft liegt in der Biologie

begründet und kann nicht historisch konstruiert werden; daher sollte es nicht überraschen, daß die meisten Gerichte heute die Dinge genauso sehen wie ihre Vorgängerinstitutionen. Hier sollten wir ansetzen, wenn wir uns zunächst mit Fällen von sexueller Belästigung, sexuellem Mißbrauch (von Erwachsenen, nicht von Kindern) und Vergewaltigung beschäftigen. Dann folgen Fälle häuslicher Gewalt und, ausgehend von der Annahme, daß sie zumindest teilweise das Ergebnis der beiden anderen Übergriffe ist: Scheidung.

In den letzten Jahrzehnten hat sich die sexuelle Belästigung zu einer Wachstumsindustrie entwickelt. Von Anfang an galt es als selbstverständlich, daß praktisch alle Belästiger männlich und praktisch alle ihre Opfer weiblich sind. Seltsamerweise funktionierte diese Annahme manchmal sogar, wenn sie geleugnet wurde. So beschloß etwa die Equal Opportunities Commission, die doch den Wunsch hegte, »die hinderliche Verwendung von männlichen wie weiblichen Pronomina zu vermeiden«, in den Dokumenten, die sie veröffentlichte, »Belästiger als männlich und Opfer als weiblich zu bezeichnen«. Die Ironie liegt darin, daß die Vereinigten Staaten strenge Gesetze gegen eine nicht geschlechtsneutrale Ausschreibung von Stellenangeboten und ähnlichem haben. Ganz offensichtlich ist Diskriminierung nur ein Problem, solange sie sich gegen Frauen richtet.

Da fast alles (und auch das Nichtvorhandensein von fast allem) eine Belästigung darstellen kann, ist sehr schwer zu sagen, wie viele Frauen darunter gelitten haben. Da Berichte über belästigte Männer angeblich »klingen wie Mann beißt Hund« ist noch schwerer zu sagen, wie viele Männer darunter gelitten haben. Wie hoch die letztere Zahl auch sein mag, und Schätzungen liegen zwischen 15 und 60 Prozent, sicher ist, daß Männer, die behaupten, Opfer einer sogenannten umgekehrten sexuellen Belästigung zu sein (der Begriff spricht für sich), kaum eine Chance haben, vor Gericht zu ihrem Recht zu kommen. Abgesehen von homosexuellen Übergriffen ist sexuelle Belästigung nur dann ein Vergehen, wenn sie von Männern an Frauen begangen wird.

Die Tatsache, daß ein Mann, der sich über sexuelle Belästi-

gung beschwert, vor Gericht eher ausgelacht wird, als daß er Recht bekommt, ist wahrscheinlich ein wichtiger Grund dafür, daß solche Fälle extrem selten sind. Ähnlich ist es beim sexuellen Mißbrauch. Bis in die siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts hinein gab es sexuellen Mißbrauch als Straftatbestand kaum. Er wurde vor allem eingeführt, um mit Fällen umzugehen, in denen es nicht zur Penetration gekommen war, hat aber inzwischen einen eigenen hohen Stellenwert erreicht, und die Geschichten in den Medien darüber sind so zahlreich wie Fliegen an einem Mülleimer. In Anbetracht der Tatsache, daß die Frauen heute immer aufgefordert werden, jeden sexuellen Übergriff zu melden, glaubt man denen, die es tun, auch gern. Die Situation der Männer, einschließlich der jungen Männer, ist dagegen eine ganz andere — ihre Klagen in ähnlichen Fällen gelten als »Lachnummern« und werden gern verspottet. Als die Autorin Lara Flynn-Boyl einen Film über eine Psychiaterin drehen wollte, die ihre männlichen Patienten zu Sex-Sklaven gemacht hatte, fand sie keinen Produzenten. Wie bei der Belästigung ist auch hier die einzig mögliche Erklärung, daß sexueller Mißbrauch erst dann zum Verbrechen wird, wenn das Opfer eine Frau ist.

Alles, was bisher über sexuelle Belästigung und sexuellen Mißbrauch gesagt worden ist, trifft erst recht auch auf die Vergewaltigung zu. Üblicherweise wird Vergewaltigung als sexueller Mißbrauch (der wiederum als sexuelle Handlung gegen den Willen des Opfers definiert ist) mit Penetration definiert. Deshalb kann eine Frau, die ja keinen Penis hat, schon einmal kaum der Vergewaltigung bezichtigt werden. Dies gilt, selbst wenn sie einen Mann mit der Waffe am Kopf dazu zwingt, mit ihr zu schlafen; als Präsident Clinton behauptete, er habe »keinen Sex« mit Monica Lewinsky gehabt (die ihn nur fellatiониert hatte), hatte er vielleicht sogar recht. Das Gesetz ist in den meisten Ländern so zugunsten der Frauen eingenommen, daß es bis vor kurzem nicht einmal die Möglichkeit zugestehen wollte, daß ein Mann einen anderen Mann vergewaltigen könnte. Und wieder, zum vierten Mal in Folge, ist die Schlußfolgerung klar. In unserer westlichen Gesellschaft, und ganz und gar nicht nur in unserer westlichen Gesellschaft, ist Verge-

waltigung nur — oder fast nur — ein Verbrechen, wenn sie von einem Mann an einer Frau begangen wird.

Die Tendenz, alle anderen Formen von Vergewaltigung zu ignorieren, gründet natürlich in den vorherrschenden Stereotypen dazu, was eine Frau und was einen Mann ausmacht. Zunächst einmal gelten Frauen immer noch als sanfte, friedfertige Geschöpfe. Dann geht man — wie unser Kapitel über die Erziehung von jungen Menschen beiderlei Geschlechts gezeigt hat — sehr oft davon aus, daß Mißbrauch, solange er Männer betrifft — selbst, oder gerade dann, wenn es sich um junge Männer handelt —, überhaupt kein Mißbrauch ist. Da Männer nicht schwanger werden können, nimmt man drittens an, daß die Folgen für das »Opfer« wie für die Gesellschaft als Ganzes wohl nicht so schlimm sein werden. Auf die ersten beiden Erklärungen sollten wir kein Wort verschwenden. Hinsichtlich der dritten sollte man hervorheben, daß es, auch wenn das Vergewaltigungsopfer eine Frau ist, Fälle gibt, in denen dieser Übergriff so gut wie keine Folgen hat. Dies gilt besonders, wenn die Frau sexuell erfahren ist; besonders, wenn sie keinen Widerstand leistet, der Vergewaltiger also keine Gewalt anwenden muß und die Gefahr, verletzt zu werden, sich verringert; und besonders, wenn die Gemeinschaft, in der sie lebt, ihr Hilfe bietet. Dennoch betrachtet die Gesellschaft solche Fälle immer noch als sehr viel schwerwiegender als Vergewaltigungen von Männern.

Diskriminierung von Männern ist noch himmelschreiender in Fällen von Vergewaltigung durch Freunde oder Bekannte, das sogenannte date rape — wobei insgesamt nicht übersehen werden sollte, daß nach einigen Definitionen und für einige Altersgruppen date rape etwa 97 Prozent aller angeblichen Vergewaltigungen ausmacht. Seit den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts ist oft behauptet worden, daß es bei Vergewaltigungen nicht um Sex, sondern um Gewalt gehe. Da bei date rapes selten Gewalt angewandt wird, sind, genau gesprochen, die meisten solcher Fälle also überhaupt keine Vergewaltigungen. Da keine Gewalt angewandt wird, sind die Demütigung und der Selbsthaß, den Vergewaltigungsopfer häufig beschreiben, vielleicht das einzige Problem. Sicherlich ist es kein Spaß, gedemütigt zu werden, und Selbsthaß kann dauerhafte und

ernste psychische Folgen haben. Doch es ist ganz und gar nicht einzusehen, warum die seelische Qual einer Frau, die vergewaltigt worden ist — geschweige denn einer, die Opfer eines date rape geworden ist —, schlimmer sein soll als die zahllosen anderen Formen von Demütigungen, die Menschen beiderlei Geschlechts tagtäglich über sich ergehen lassen müssen, aber selten zur Anzeige bringen. Die Annahme, daß dies so sei, ist vielleicht an sich schon eine weitere Form der Bevorzugung von Frauen durch die Gesellschaft.

In den Tagen der Hexen Verfolgung ging man davon aus, daß es in der Macht der Hexen stand, Zeugen und Richtern übel mitzuspielen, die dementsprechend vor ihnen geschützt werden mußten. Zu einer Zeit, in der Männer des sexuellen Mißbrauchs und der Vergewaltigung angeklagt werden, geht man oft davon aus, daß diese Männer die Macht haben, ihre Ankläger zu beeinflussen. Manche Männer haben angeblich verschiedene Mittel von Überredung über Drohungen bis zu körperlicher Gewalt eingesetzt, um Frauen dazu zu bringen, daß sie ihre Meinung änderten und ihre Anklage zurückzogen — ein Grund dafür, daß in den USA eine Frau einen Mann aus dem gemeinsamen Heim hinaussetzen lassen kann, wenn sie sich auch nur von ihm bedroht fühlt. Andere Männer haben offenbar eine so einschüchternde Präsenz, daß allein ihre Anwesenheit beim Prozeß, in dem über ihr Schicksal entschieden wird, die Frau, die sie des sexuellen Mißbrauchs oder der Vergewaltigung beschuldigt, die Ereignisse noch einmal durchleben läßt, so daß sie in Tränen ausbricht und beunruhigt ist. Um eine so unglückliche Erfahrung zu vermeiden, aber auch weil beunruhigte Menschen schlechte Zeugen sind und vielleicht die Geschworenen nicht überzeugen, muß die Klägerin vor dem Beklagten geschützt werden. Dies gilt sogar, wenn letzterer sie seit der angeblichen Tat nie wieder gesehen hat, und sogar, wenn er bis zu seinem Prozeß im Gefängnis saß. Ein Grund für diese Haft ist ja ihr Schutz vor ihm. Wieder kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß die Frauen zwar Gleichheit einfordern, aber dennoch im Verhältnis zu Männern schwach und hilflos bleiben.

Die Notwendigkeit, das Opfer zu schützen, geht so weit,

daß die Frau, die Anklage erhebt, manchmal nicht dem Kreuzverhör unterzogen wird, das ansonsten vor Gericht als notwendig gilt. Abhängig von dem amerikanischen Bundesstaat, in dem der Prozeß stattfindet, ist es manchmal noch nicht einmal erforderlich, die Vorwürfe durch weitere Belege zu erhärten; dann wird der Fall allein auf Grundlage der Aussage des Opfers entschieden. Um es für die Frauen noch einfacher zu machen, Männer straflos zu beschuldigen, sind Fragen nach ihrem vorherigen sexuellen Verhalten — ob sie zum Beispiel gerne etwas trinkt, bevor sie Sex hat, oder ob sie gern halbnackt herumläuft— nicht statthaft. Manchmal wird die Entschlossenheit, nicht zu sehen, was Frauen tun, ins Absurde übertrieben. So kann eine Frau dem britischen Gesetz nach nicht durch unsittliches Entblößen öffentliches Ärgernis erregen. Müssen wir daraus ableiten, daß nur die Genitalien von Männern unanständig sind?

Historisch gesehen gab es eine gute Möglichkeit, die Anschuldigung der Vergewaltigung zu entkräften, indem man eine Frau der Promiskuität bezichtigte, mit dem Ergebnis, daß seit den alten Römern das Gesetz die Möglichkeit, daß Prostituierte vergewaltigt werden könnten, nicht kannte. Deshalb ist es doch reine Ironie, daß sich genau zu der Zeit, als die sogenannte sexuelle Revolution die Frauen angeblich promiskuitiver als je zuvor werden ließ, das Rad zurückdrehte und die Gerichte davon abgehalten wurden, sich mit der sexuellen Vergangenheit von Frauen zu beschäftigen, die Männer des sexuellen Mißbrauchs oder der Vergewaltigung bezichtigten. Per definitionem gehört zur Promiskuität der Sex mit verschiedenen Männern, entweder nacheinander oder auch gleichzeitig. Nach dem Verhalten einer Frau zu fragen, die Sex mit vielen Männern in Folge hat, ist heute formell verboten; eine Frau aber, die Gruppensex macht, hat eine schlagkräftige Waffe in die Hand bekommen. Allein schon die Tatsache, daß mehr als ein Mann anwesend war, als der angebliche sexuelle Mißbrauch oder die Vergewaltigung stattfand, wird heute als Beleg dafür gewertet, daß sie eingeschüchtert war. Mit anderen Worten, die Frau kann ihrer Anschuldigung Gehör verschaffen, gerade weil sie promiskuitiv ist; wenn die Klage angenommen wird,

dann kann sie zu einem Urteil wegen Gruppenvergewaltigung führen.

Während es als demütigend, irrelevant oder beides gilt, sich mit dem sexuellen Verhalten einer Frau zu beschäftigen - sogar mit ihrem sexuellen Verhalten während des angeblichen Zwischenfalls -, sieht die Situation des Mannes oder der Männer auf der Anklagebank ganz anders aus. Gerade weil Vergewaltigung und sexueller Mißbrauch üblicherweise im Privatbereich stattfinden, stochern die Ankläger zuerst in der Vergangenheit des Angeklagten herum und machen sich ein Bild. Wie zu erwarten, führt diese Methode oft zu einiger interessanter Detektivarbeit. Und wie ebenfalls zu erwarten, kann sie Frauen, die behaupten, Jahre oder sogar Jahrzehnte zuvor mißbraucht oder vergewaltigt worden zu sein, dazu bringen, mutig vorzutreten wie viele andere Frauen vor ihnen. Sobald die Frau einmal gefunden ist, drängen und beschwatzen ganze Heerscharen von Psychologen, Sozialarbeitern und Polizisten, viele von ihnen Frauen, sie dazu, all ihren Mut zusammenzunehmen und zu klagen. Sobald sich genug Frauen — das Minimum scheint bei drei zu liegen — dazu bereit gefunden haben, ist ein Urteil ein Kinderspiel. Offenbar gellt man davon aus, daß Männer sich nach einem einfachen Schema verhalten, während Frauen, die als unbeständig gelten, tun dürfen, was sie wollen.

In manchen Gesellschaften, besonders im alten Rom, konnte ein Mann, der fälschlicherweise der Vergewaltigung angeklagt worden war, wenigstens zurückschlagen und eine Verleumdungsklage einbringen. Anders dagegen in den modernen Industriestaaten, wo man ganz offenbar davon ausgeht, daß nur die Frauen einen Ruf zu verlieren haben. So wird die Identität des Opfers zwar entweder durch Gerichtsbeschluß oder per Gesetz geheimgehalten, die des Angeklagten jedoch bekanntgegeben. Damit ist sein guter Name dahin und wird nie wieder unbefleckt sein, selbst wenn der Mann hundert Jahre alt werden sollte. Dies gilt auch, wenn er nach monate- oder vielleicht jahrelanger Tortur vor Gericht freigesprochen wird; als Richter Clarence Thomas sagte, daß er »eher sterben« würde, als zuzugeben, daß er Anita Hill belastigt habe, wußte er, wovon er sprach. Vielleicht sollten moderne Gesellschaften Frauen, die

ihre Anschuldigungen nicht beweisen können, mit einer Strafe belegen — wofür auch einige Menschen eintreten. So wie die Lage jetzt ist, können wir nur auf die nächste Runde von Beschuldigungen warten.

Eine Frau, die behauptet, Opfer einer sexuellen Gewalttat von Männern geworden zu sein, hat die Sympathien der Gesellschaft auf ihrer Seite und bekommt vor Gericht Recht. Eine Frau, die behauptet, von einem Mann geschlagen worden zu sein (ohne jede sexuelle Aggression), hat erwartungsgemäß die Sympathien der Gesellschaft noch viel mehr auf ihrer Seite und bekommt noch eher vor Gericht Recht. Es ist schon einiges gesagt worden über die unterschiedlichen Einstellungen Männern und Frauen gegenüber, die dazu führt, daß männliche Mörder hingerichtet oder weggeschlossen und weibliche auf Bewährung freigelassen werden. Jetzt müssen wir untersuchen, was passiert, wenn Männer und Frauen, die im selben Haushalt leben, einander angreifen.

Wie im Falle der sexuellen Belästigung und des sexuellen Mißbrauchs ist auch der Straftatbestand der häuslichen Gewalt in weiten Teilen eine Schöpfung der Zeit nach 1970. Wie die anderen beiden Straftatbestände ist er vor allem konstruiert worden, damit Frauen, so geistig unausgeglichen und so gewalttätig sie auch sein mögen, Männern eins auswischen können. Um ihnen dabei zu helfen, hindern einige Polizeibehörden in den Vereinigten Staaten Polizisten, die sich mit solchen Fällen befassen sollen, geradezu daran, die Tatsachen festzustellen, wie sie es bei anderen Anschuldigungen tun würden. Gruppen von selbst ernannten geschlagenen Frauen haben sogar schon Fälle gegen Polizeibeamten gewonnen, die ihren angeblichen Peiniger nicht verhafteten. Daraus folgt, daß allem das Wort einer Frau ausreicht, damit ein Mann festgenommen wird. Selbst wenn es, wie sie selbst zugibt, im Zorn gesagt wurde, und selbst wenn es, wie sie selbst zugibt, eine Lüge war. Ein weiteres Wort, diesmal vor Gericht, und ein Hausverbot ist ausgesprochen. Natürlich ist ein Mann, der sein Heim auf diese Weise verloren hat, weiterhin verpflichtet, die Frau, die ihn hinausgeworfen hat, zu versorgen. Schlimmer noch, das Gericht, das den Haftbefehl ausgestellt hat, ist nicht dasselbe, das

für das Besuchsrecht verantwortlich ist. Deshalb kann es einen Mann von da an ein kleines Vermögen kosten, ab und zu seine Kinder zu sehen.

Wie sexueller Mißbrauch und Vergewaltigung gilt häusliche Gewalt üblicherweise als etwas, das Männer Frauen antun; diese Vorstellung deckt sich allerdings nicht mit den Fakten. Teils aufgrund des steigenden Anteils an Soldatinnen, teils aufgrund ihrer Fürsorge für die Familien der Militärangehörigen und teils aus Sorge um ihr eigenes Image haben die amerikanischen Streitkräfte die häusliche Gewalt gründlich untersucht. Bei einer Befragung von 55000 Soldaten beiderlei Geschlechts stellte sich heraus, daß 39 bis 40 Prozent der Frauen und 29 bis 43 Prozent der Männer offenbar schon einmal damit zu tun hatten. Meist - in etwa zwei Dritteln aller Fälle - schlugen sich Menschen beiderlei Geschlechts gegenseitig. Interessant dabei ist allerdings, daß fast doppelt so viele Soldatinnen wie Soldaten zugaben, der einzige Aggressor gewesen zu sein, das heißt, zugeschlagen zu haben, ohne daß sie zurückgeschlagen wurden.

Was für das Militär gilt, gilt auch für die Gesellschaft als Ganzes. 1975 und wieder 1985 befragte das amerikanische National Institute of Mental Health landesweit 2143 verheiratete und zusammenlebende Paare. In beiden Jahren war die Zahl der Angriffe, die die Partner beiderlei Geschlechts gegeneinander richteten, praktisch gleich; eine andere Studie ergab, daß amerikanische Ehefrauen jedes Jahr um ein Fünftel *häufiger* ihre Ehemänner »schwer angreifen« als umgekehrt. In Kanada ist der Unterschied einer weiteren Studie zufolge noch größer. 6,2 Prozent der befragten Frauen, aber nur 2,5 Prozent der Männer gaben zu, ihre Partner im vorangegangenen Jahr geschlagen zu haben. Mehr Frauen als Männer (13 gegenüber 10 Prozent) gaben zu, »schwere« Gewalt eingesetzt zu haben, und mehr Frauen als Männer (0,7 gegenüber 0,5 Prozent) hatten dabei ein Messer oder eine Schußwaffe benutzt.

Andersherum gesehen: In etwa 50 Prozent aller Fälle prügelten Männer und Frauen sich gegenseitig. Der Rest ist fast gleichmäßig auf beide verteilt. In 27 Prozent der Fälle war der Mann gewalttätig, in 24 Prozent die Frau. Das Family Research Laboratory bestätigte dies mit der Feststellung, daß 53 Prozent

der befragten Frauen — aber nur 42 Prozent der Männer — zugaben, zuerst gewalttätig geworden zu sein. Je schwerer die Gewaltanwendung war, desto wahrscheinlich richtete sie sich gegen Männer; bei einer Analyse der Polizeiakten kam heraus, daß Frauen dreimal häufiger mit Waffen — Messern oder Schußwaffen — drohen oder sie benutzen als Männer.

Einige Gründe dafür, daß der sogenannte umgekehrte Ehepartnerübergriff - man beachte die Terminologie, die davon ausgeht, daß normalerweise die Männer die Frauen verprügeln— die am seltensten gemeldete Form der Familiengewalt ist, sind methodischer Natur. Man kann davon ausgehen, daß wenigstens manche Männer geschlagen oder geschubst werden, Gegenstände an den Kopf geworfen bekommen, getreten oder ausgepeitscht werden, ebenso wie auch manche Frauen ähnliches erleiden; dennoch ignorieren die meisten Ermittler noch immer den Blickwinkel der Männer. Sie gehen davon aus, daß männliche »Berichte von Gewalt nicht ohne weiteres glaubhaft sind«, während sie die Aussagen der Frauen mitschreiben, als seien sie das Evangelium. So führten in den Jahren 1976 bis 1979 zum Beispiel 30 Prozent der in einer Notaufnahme befragten Frauen ihre Verletzungen auf häusliche Gewalt zurück. Männer wurden zu dem Thema gar nicht befragt, daher hätten sie nicht davon berichten können, selbst wenn es Gewalt gegen sie gegeben hätte. Als dagegen eine Studie tatsächlich die Prozentzahlen von Frauen und Männern in den Notaufnahmen verglich, die angeblich durch häusliche Übergriffe zu Schaden gekommen waren, zeigte sich, daß es kaum Unterschiede zwischen den Geschlechtern gab.

Diese Gründe mögen zum Teil für das vorherrschende Stereotyp verantwortlich sein, aber eine weitaus größere Rolle spielt wahrscheinlich die Tatsache, daß Männer und Frauen, die häusliche Gewalt anzeigen, meist eine völlig unterschiedliche Behandlung erfahren. In Filmen erhalten Frauen, die gewalttätig gegen Männer vorgehen, meist Beifall, während dies umgekehrt nur selten der Fall ist. Im wirklichen Leben werden Männer, die sich zu beschweren wagen, meist verachtet, ausgelacht oder beides. Man muß kein Kriminologe oder Soziologe sein, um zu »wissen«, daß häusliche Gewalt, solange

Frauen sie gegen Männer ausüben, »oft. .. auf das Opfer zurückfällt«. Das heißt auch, daß einer Frau eher zugebilligt wird, in Selbstverteidigung gehandelt zu haben, auch wenn, wie in nicht weniger als 70 Prozent der Fälle, die Gewalt gegen einen gerade hilflosen Mann ausgeübt wird. Lorena Bobbitt war nicht die einzige Frau, deren Partner schlief, als sie ihn angriff; andere Männer waren betrunken oder gefesselt.

Wie viele Berichte zeigen, können die Folgen für einen Mann verheerend sein. Ich selbst kenne einen Mann, nennen wir ihn Abraham, der von seiner Frau getreten und verletzt wurde, zur Polizei ging und dann 14 Tage hinter Gittern verbrachte. Verständlicherweise zeigte er sie nicht mehr an, als sie ihn bei ihrem nächsten monatlichen Gewaltausbruch die Treppe hinunterstieß und ihm die Rippen brach; da er einem Milieu entstammt, in dem Scheidung undenkbar ist, ist seine Frau für ihn eine Heimsuchung, mit der er leben muß. Diese Geschichte erklärt, warum geschlagene Männer eher selten die Polizei rufen. Selbst die wenigen, die es tun, machen auffällig selten eine Anzeige, und das aus gutem Grund.

Wenn es schließlich um Frauen geht, die töten, »gibt [es] keine allgemeingültigen Regeln« (das Zitat stammt von Mario Cuomo, dem Gouverneur von New York, der damit seine Entscheidung rechtfertigte, eine Frau zu begnadigen, die mehrere hundert Kilometer von ihrer Wohnung zu der ihres Liebhabers gefahren war und ihn dort erschossen hatte). 1990 begnadigte Richard F. Celeste, der Gouverneur von Ohio, in einem einzigen Gnadenakt nicht weniger als 27 Frauen, die wegen Mord an ihren Ehegatten im Gefängnis saßen. Die Milde gegenüber Frauen, die ihre Angehörigen ermordet haben, erklärt vielleicht, warum 15,9 Prozent aller inhaftierten Mörderinnen, aber nur 9,6 Prozent aller Mörder dort wegen Verwandtenmord einsitzen. Es erklärt vielleicht auch, warum erwachsene Frauen mit einer um 24 Prozent größeren Wahrscheinlichkeit ihre Kinder töten als Männer; und warum minderjährige Frauen mit einer um 32 Prozent größeren Wahrscheinlichkeit Angehörige, inklusive kleiner Kinder, töten als minderjährige Männer. Die Überzeugung, daß »Mütter nicht töten«, ist so fest verankert, daß darauf sogar eine Verteidigungsstrategie aufbaut. So

wurde im Dezember 2000 eine Frau in Virginia schuldig gesprochen, ihr Baby in der Mikrowelle gekocht zu haben, und kam trotzdem mit nur fünf Jahren Haft davon, von denen sie bei guter Führung nur drei absitzen muß.

Wenn eine Frau einen Mann, mit dem sie nicht verheiratet ist, wegen einer Gewalttat oder wegen sexueller Belästigung, sexuellem Mißbrauch oder Vergewaltigung anzeigt, dann wird dieser Mann überproportional häufig auch verurteilt und bestraft. Wenn eine Frau ihren Ehemann der häuslichen Gewaltanwendung bezichtigt, dann endet das meist in Scheidung und Strafe. Wir haben schon etwas über die Maßnahmen verschiedener Gesellschaften gesagt, geschiedene Frauen vor dem Verhungern zu retten. Hier müssen wir uns auf etwas anderes konzentrieren, auf das Sorgerecht für eventuell vorhandene Kinder.

Die Frage, welche Seite das Sorgerecht bei einer Scheidung erhält, hat eine lange Geschichte. Manchmal kamen die Kinder zu dem Ehepartner desselben Geschlechts, Jungen also zu ihrem Vater und Mädchen zu ihrer Mutter. In anderen Fällen bekam der Vater das Sorgerecht für Jungen und Mädchen ab einem bestimmten Alter, weil er und nicht die Mutter dafür verantwortlich gehalten wurde, sie zu ernähren. Wie schon festgestellt, betrachteten manche Gesellschaften, auch christliche, Ehebruch als Scheidungsgrund der Männer, aber nicht der Frauen. In jenen Gesellschaften war eine geschiedene Frau per definitionem auch Ehebrecherin, und als solche galt sie als unfähig, ihre Kinder aufzuziehen, oft durfte sie sie nicht einmal mehr sehen. Andererseits gehörten nichteheliche Kinder zu ihrer Mutter, was auch bedeutete, daß ihr Vater nicht für ihren Unterhalt verantwortlich war.

Um 1800 herum änderte sich die Rechtsprechung. Vorher war man davon ausgegangen, daß Kinder vor allem wirtschaftliche Versorgung und eine Ausbildung brauchten, die es ihnen ermöglichte, auf eigenen Beinen zu stehen. Jetzt brauchten sie plötzlich vor allem »Liebe«. Es galt jetzt umgekehrt als Grausamkeit, sie von ihren Müttern zu trennen. Betrachten wir das Beispiel England genauer: Seit 1839 konnte eine in Trennung lebende Mutter den Zugang zu ihren Kindern oder, wenn sie unter acht Jahre alt waren, das Sorgerecht fordern. Im

Jahr 1873 setzte der Infant Custody Act das Alter auf sechzehn herauf, und die Regel, nach der des Ehebruchs überführte Mütter kein Sorgerecht und keinen Umgang mit den Kindern haben durften, wurde abgeschafft. Die Väter verloren immer mehr Ansprüche gegenüber dem Ansturm der Mutterliebe, und der Tag, an dem Frauen fast automatisch das Sorgerecht vor allem bei kleinen Kinder beanspruchten und auch zugesprochen bekamen, war nicht mehr fern. Seit etwa 1890 behauptete sich die Vorstellung, daß das Band zwischen Mutter und Kind das stärkste überhaupt sei, auch im Angesicht aller Beweise dafür, daß Mütter sehr viel häufiger Kinder mißbrauchten und töteten als Väter.

Deshalb erhielten die Frauen sowohl in Großbritannien wie auch in den Vereinigten Staaten allmählich in fast allen Fällen das Sorgerecht. Dies galt um so mehr für unehelich geborene Kinder. Noch 1967 gaben die New Yorker Gerichte der Mutter eines außerehelichen Kindes automatisch das Sorgerecht, wenn nicht bewiesen werden konnte, daß sie völlig ungeeignet war, ein Kind aufzuziehen. Erst 1972 hob der Oberste Gerichtshof ein Gesetz in Illinois mit diesem Inhalt auf. Doch noch zögerte der Oberste Gerichtshof und wartete bis 1979, bevor er die Diskriminierung von Vätern in Sorgerechtsprozessen als nicht verfassungsmäßig erklärte. Trotz dieser Rechtsprechung greifen die meisten Gerichte noch immer auf die Vorstellung der »wichtigsten Bezugsperson« zurück, um Frauen das Sorgerecht zuzusprechen; offenbar zählen die wirtschaftlichen Bedürfnisse eines Kindes, um die sich meist die Väter kümmern, einfach nicht. Väter, die das Sorgerecht haben wollen, werden oft nach ihrer Beziehung zu dem Kind befragt, während ähnliche Fragen an Mütter selten sind. Offenbar gilt es schon als tadelnswert, wenn nicht sogar als Rechtsverstoß, eine Mutter nach dem Namen der Lehrerin ihres Kindes zu fragen. Zumindest teilweise auch darauf ist zurückzuführen, daß zum Beispiel in Kalifornien zehnmal so viele Mütter wie Väter das alleinige Sorgerecht erhalten.

Da in den Worten eines Fachmanns »der Antrag auf ein gemeinsames Sorgerecht etwa so ist, als würde man um die Sonne und den Mond gleichzeitig bitten«, verlieren Männer, die

sich von der Mutter ihrer Kinder trennen, fast immer das Sorgerecht. Da jeder Partner heute die Scheidung auch ohne Einwilligung des anderen durchsetzen kann, steht die Vaterschaft an sich ständig auf dem Spiel. Weil sie ihre Kinder nicht verlieren wollen, sind viele Männer in ihrer Ehe gefangen. Selbst wenn die Frau gewalttätig ist, und selbst wenn sie die Beherrschung nicht einmal im Monat, sondern immer wieder verliert.

Wenn die Männer sich tatsächlich trennten und ihre Kinder verloren, erhob sich die Frage, wie man die wirtschaftliche Zukunft dieser Kinder sichern konnte. Vor etwa 1840 bekamen geschiedene Männer üblicherweise das Sorgerecht übertragen und hatten im Gegenzug dazu die Pflicht, ihre Kinder zu unterhalten. Jetzt triumphierte die Mutterliebe, und sie hatten keine Chance mehr, das Sorgerecht zu bekommen, aber natürlich waren sie immer noch verpflichtet, ihre Kinder zu versorgen.

Seit den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts leben — vor allem in Europa, aber auch in den USA — immer mehr Männer und Frauen kürzere oder längere Zeit zusammen, ohne offiziell verheiratet zu sein. Dadurch stieg die Zahl der Kinder, die nach den bisherigen Standards unehelich waren und damit bei einer Trennung; der Eltern kein Anrecht auf Versorgung durch ihren Vater hatten, steil an. Es dauerte allerdings nicht lange, bis der Staat, aus Sorge um die Kinder wie auch auf den Druck feministischer Gruppen hin, sich der Sache annahm. Die übliche Unterscheidung zwischen ehelichen und unehelichen Kindern wurde quasi aufgehoben. Väter waren verpflichtet zu zahlen, egal ob sie mit den Müttern verheiratet gewesen waren oder nicht. Frauen allerdings behielten ein fast absolutes Sorgerecht über diese unehelichen Kinder. Wie so oft durften die Frauen beide Vorteile nutzen, eines der Privilegien, die das »schwächere Werkzeug« gewohnheitsmäßig genießt.

In allen modernen Staaten wurden die Unterhaltszahlungen zu einer der häufigsten Ursachen für juristische Auseinandersetzungen zwischen Männern und Frauen überhaupt. Man hat gesagt, daß die neuen Gesetze die Männer in »durch Scheidung zu beseitigende Samenspender und frei verfügbare Scheckausstellmaschinen« verwandelten. Kein Wunder, daß viele in jeder

Hinsicht diskriminierte Männer versuchten, sich ihren finanziellen Verpflichtungen zu entziehen. Dies gilt besonders, wenn ihnen das Besuchsrecht entzogen wird, wie es in den Vereinigten Staaten bei mehr als einem Drittel der Männer der Fall ist. Selbst wenn sie dieses Recht haben, werden sie oft durch irgendwelche Tricks daran gehindert, ihre Kinder zu sehen. Kein Wunder, daß im Laufe der Zeit die meisten geschiedenen Männer den Kontakt zu ihren Kindern verlieren; ganz zu schweigen von den Auswirkungen auf die Kinder selbst. Frauen dagegen tun, was sie können, um die Unterhaltszahlungen zu erhalten. Dabei haben sie das Gesetz auf ihrer Seite, selbst wenn es nicht immer wirksam durchgesetzt wird. Frauen, die aus dem einen oder anderen Grund die Vater nicht zum Zahlen zwingen können, müssen sich allerdings keine großen Sorgen machen. In den meisten modernen Staaten fängt das soziale Netz die Mütter und Kinder auf, wenn die ausgenommenen Väter sich davonmachen. Selbst in den Vereinigten Staaten, wo der Wohlfahrtsstaat nicht so weit entwickelt ist, können diese Frauen immer Familienunterstützung beantragen.

Zusammenfassend steht es außer Frage, daß eine Frau, wenn sie vor Gericht einem Mann gegenüberstellt, oft wohlwollende Richter findet. Bei Fällen, in denen Sex im Spiel ist, werden, um einen britischen Richter zu zitieren, »Anklagen ... so leicht erhoben und sind so schwer zu widerlegen«. Dies gilt um so mehr, als Sex normalerweise ohne Zeugen stattfindet (und also ihr Wort gegen seines steht), und noch mehr, weil es eine normalerweise so angenehme Sache ist. Was die eine Seite als harmlosen Flirt betrachtet, kann die andere für Belästigung und Schlimmeres halten. Seit biblischen Zeiten hat diese Problematik zahllose Männer nicht davor bewahrt, für Vergewaltigungen verurteilt zu werden, die sie nie begangen haben. Seit etwa 1970 ist überdies noch eine ganze Kategorie von Verbrechen, bei denen es nicht zur Penetration kommt, hinzugekommen. Um Frauen zu schützen — d.h. um dafür zu sorgen, daß ihre Vorwürfe ohne eigenes Risiko sicher am Angeklagten hängenbleiben —, sind Haftregeln geändert worden, und Polizisten werden geradezu daran gehindert, die wahren Umstände eines Falles aufzuklären. Ein gerechter Prozeß wird unter-

drückt oder verdreht, und die Medien dürfen (müssen manchmal sogar) nur den Namen des angeblichen Täters veröffentlichen, nicht aber den des Opfers. Man kann sich kaum vorstellen, wie viel Ungerechtigkeit und Leid dadurch entsteht. Aber solange nur Männer betroffen sind, stört das niemanden.

Für Gewalt gilt vor Gericht dasselbe wie für Sex. Es ist eine große Leistung der Feministinnen, daß sie eine Situation geschaffen haben, in der viele Menschen heute glauben, daß es bei einer Vergewaltigung an sich um Gewalt statt um Sex geht; woraus man vielleicht ablesen kann, wie sehr manche dieser Damen letzteres hassen. Jedenfalls zeigen die Statistiken sehr deutlich, daß Frauen fast ebenso häufig häusliche Gewalt ausüben wie Männer — und sogar *häufiger* schwere häusliche Gewalt. Doch während ein Mann, der verurteilt wird, weil er seine Frau geschlagen hat, mit ziemlicher Sicherheit im Gefängnis landet, kann eine Frau damit rechnen, auf Kosten des Steuerzahlers in einem Frauenhaus Unterschlupf zu finden. Paradox dabei ist, daß bei einer Untersuchung 77 Prozent der geschlagenen Frauen eigene Gewalt gegen ihren Ehemann im Jahr vor der Übersiedlung ins Frauenhaus einräumten und 58 Prozent zugaben, daß sie ihren Ehemann während der ersten sechs Monate, nachdem sie es verlassen hatten, geschlagen hatten. Bei einer Erhebung in einem Frauenhaus in Kentucky räumten 38 Prozent ein, daß es eher sie als ihre Gatten gewesen waren, die mit der Gewalt begonnen hatten. Auch in England gaben 62 Prozent der Frauen in einem Frauenhaus an, daß die Gewaltanwendung gegenseitig war, was fast zu dem Schluß führt, daß eine Frau nur den Mann angreifen muß, mit dem sie zusammenlebt, um Unterkunft und ein offenes Ohr zu finden.

In Fällen des Familienrechts ist die Voreingenommenheit zugunsten der Frauen noch stärker ausgeprägt, was ein Grund dafür sein mag, daß acht von zehn Scheidungsklagen von Frauen ausgehen. Obwohl die Vorstellung, daß Mütter ihre Kinder besonders lieben, vielleicht von diversen Episoden mit Mikrowellenherden leicht angekratzt wurde, sind die Vorurteile gegenüber Männern immer noch dieselben. Da heute viele Frauen arbeiten gehen, könnte man doch wirklich argumen-

tieren, daß fast der *einzig*e Überrest des vielgescholtenen viktorianischen Ideals der Häuslichkeit die Neigung von Gerichten ist, geschiedenen Männern das Sorgerecht vorzuenthalten, während sie sie mit Unterhaltszahlungen belasten; wie so oft nehmen sich auch hier die Frauen das Beste aus beiden Welten.

### Schlußfolgerungen

Die Diskussion oben zählt bei weitem nicht alle rechtlichen Vorteile auf, die Frauen gegenüber Männern genießen. Manche sind relativ unwichtig, so etwa, wenn Frauen fast automatisch von ihren Geschworenenpflichten entbunden werden oder wenn das Gesetz in Oklahoma den Verkauf von Bier an Frauen unter 18 und Männer unter 21 verbot. Letzteres bedeutete, daß ein junger Mann, der eine junge Frau ausführte, sie zu einen Drink einladen, sich selbst aber keinen bestellen durfte. Paradox dabei ist jedoch, daß Frauen aufgrund ihrer geringeren Körpermasse und wahrscheinlich auch anderer Faktoren weniger Alkohol vertragen. Wenn das Gesetz erfunden worden wäre, um einem jungen Mann zu helfen, seine Angebetete betrunken zu machen und zu verführen, dann hätte es nicht anders aussellen dürfen; sobald sie einmal verführt war, konnte sie ihn vor Gericht bringen, weil er sie ausgenutzt habe. Trotz der bizarren Auswirkungen des Gesetzes ist das Rechtsprinzip, das Frauen bevorzugt, so tief verwurzelt, daß der Oberste Gerichtshof größte Schwierigkeiten hatte, sich darüber hinwegzusetzen. Dies gelang erst, nachdem schließlich ein völlig neuer »Mittelweg« der Rationalitätsbewertung zwischen der »minimalen Rationalität« und der »strengen Prüfung« eingeführt worden war.

Auf den meisten Gebieten muß ein einmal geschlossener Vertrag, bei dem kein Betrug im Spiel war, eingehalten werden und wird, falls nötig, mit Hilfe der Gerichte und der Polizei auch durchgesetzt. Nicht so dagegen, wenn es um Leihmutter-schaft geht und die Person, die den Vertrag geschlossen hat, eine Frau ist. Um eine Expertin in diesen Dingen zu zitieren: »Gegenwärtig kann eine Leihmutter einen Vertrag auf wenig-

stens vier Arten brechen. Sie kann (1) sich weigern, überhaupt den Samen eingesetzt zu bekommen; (2) den Fötus entweder abtreiben oder nicht abtreiben gegen den Willen des auftraggebenden Paares; (3) dem Fötus während der Schwangerschaft fahrlässig Schaden zufügen; und/oder (4) sich weigern, das Kind nach der Geburt herzugeben.« Die Bereitschaft, Frauen zuzugestehen, daß sie ihren Verpflichtungen nicht nachkommen, ist in Sorgerechtsfällen ebenso evident. So kann ein Mann, der eine notarielle Übereinkunft mit der Abtretung des Sorgerechts unterschrieben hat, ein für allemal von seinem Kind oder seinen Kindern Abschied nehmen. Bei einer Frau dagegen ist ein gleichlautendes Dokument unter Umständen nicht bindend.

Von Zeit zu Zeit drängt sich der Eindruck auf, daß es »Diskriminierung« nur gibt, wenn sie sich gegen Frauen richtet. Nehmen wir den Fall Joe Hogan, der 1982 in ein Krankenschwestern-Schulungsprogramm der University of Mississippi aufgenommen werden wollte und abgelehnt wurde. Der Oberste Gerichtshof entschied schließlich zu seinen Gunsten, aber nicht weil die Universität Männer diskriminiert habe, sondern vielmehr weil sie, indem sie nur Frauen zugelassen habe, »einer alten Vorstellung Glaubwürdigkeit verliehen habe, daß Frauen, nicht Männer, Krankenpfleger werden sollten, und damit die Annahme, daß Krankenpflege ein Aufgabengebiet für Frauen sei, zur selbsterfüllenden Prophezeiung« gemacht hätten. Mit anderen Worten gab das Gericht Hogan Recht, weil das Verbot sich andersherum gesehen auch gegen Frauen richtete; da ist jeder Kommentar überflüssig.

Dann gibt es da noch das Einwanderungsgesetz. In Ausdeutung des alten biblischen Gesetzes erlaubt es mein eigenes Heimatland jüdischen Müttern, die einwandern wollen, ihre Kinder unter allen Umständen mitzubringen. Nicht so jüdischen Vätern, die dies nur dürfen, wenn sie beweisen können, daß auch die Mutter des Kindes Jüdin ist. Diese Praxis ist nicht nur eindeutig diskriminierend, sondern sie eröffnet aus Sicht der Mutter auch vielfältige interessante Möglichkeiten. So kann eine Jüdin in der Diaspora, die sich von ihrem nichtjüdischen Ehemann hat scheiden lassen, fast jeden Kontakt zwischen dem

Mann und seinen Kindern verhindern, indem sie nach Israel zieht, wohin er nur als Tourist reisen darf. Solche Fälle sind ganz und gar keine Phantastereien; von Zeit zu Zeit machen sie Schlagzeilen.

Wenn Sie jetzt einwenden wollen, daß dies doch eher ein Einzelfall ist, denken Sie bitte daran, daß kein Land im 20. Jahrhundert mehr Einwanderer angezogen hat als die Vereinigten Staaten. Nun erlaubt es das amerikanische Gesetz Müttern unehelicher Kinder, diese Kinder mit ins Land zu bringen; Väter genießen dieses Privileg nicht. Bedeutsam wird dies dadurch, daß vor allem in vielen sich entwickelnden Ländern formelle, unter den Auspizien des Staates geschlossene Ehen eher die Ausnahme sind. Deshalb läuft ein Mann aus einem solchen Staat Gefahr, daß seine Vaterschaft von der Einwanderungsbehörde nicht anerkannt wird. Dies gilt auch, wenn seine Kinder ihr ganzes Leben mit ihm verbracht haben, und auch, wenn er ihr einziger Versorger war; was geschehen würde, wenn eine Mutter so behandelt würde, übersteigt die Vorstellungskraft. Das britische Gesetz gleicht dem amerikanischen in dieser Hinsicht und billigt Frauen viele Privilegien zu, die Männer nicht haben. So legte zum Beispiel der Commonwealth Immigration Act von 1962 fest, daß eine Frau, die mit einem Mann verheiratet war, der nicht abgeschoben wurde, selbst auch nicht abgeschoben werden durfte. Ein Mann dagegen kam nicht in den Genuß dieser Regelung. Wenn seine Frau ein Bleiberecht hatte, konnte er immer noch abgeschoben werden.

Im britischen wie im amerikanischen Einwanderungsrecht spiegelt sich die weitverbreitete, aber völlig haltlose Vorstellung wider, daß Mütter enger mit ihren Kindern verbunden sind als Väter. In beiden Ländern ist es auch Ausdruck der Ansicht, daß Männer, indem sie arbeiten und womöglich den Einheimischen den Job wegnehmen, die Wirtschaftskraft bedrohen, während Frauen das nicht tun. So entstand eine seltsame Situation. Eine Frau, die zu ihrem Ehemann übersiedeln wollte, der schon in Großbritannien war, konnte das problemlos tun. Ein Mann, der zu seiner Frau wollte, mußte sich einer intensiven Befragung unterziehen und wurde, wenn er auch nur seinen Wunsch erwähnte, einen Job zu finden (vielleicht

damit die Frau und ihre Kinder nicht mehr der Wohlfahrt auf der Tasche lagen), in sein Heimatland zurückgeschickt. Mit anderen Worten: Eine Frau wurde ins Land gelassen, selbst wenn sie wirtschaftlich gesehen nutzlos war und nur auf Kosten des Steuerzahlers leben wollte; ein Mann wurde abgewiesen, wenn er sich wirtschaftlich nützlich machen wollte, indem er sich eine Arbeit suchte und Lohnsteuer bezahlte. Kein Wunder, daß zwischen 1973 und 1983 dreimal so viele Frauen wie Männer nach Großbritannien einwandern durften. Auch nach 1994, als das Gesetz mit geschlechtsneutralen Begriffen umgeschrieben wurde, genossen Frauen *immer noch* gewisse Privilegien.

Die Voreingenommenheit der Gesellschaft zugunsten der Frauen beeinflußt sogar die Gesetzgebung, die die »Gleichheit« der Geschlechter sicherstellen soll. So fügte der Senat, als er das Equal Rights Amendment verabschiedete, eine Klausel hinzu, die als »Hayden-Zusatz« (nach seinem Urheber Carl Hayden) bekannt ist. Die Klausel legte fest, daß das ERA »nicht umgesetzt werden soll, um irgendwelche Rechte, Vorteile oder Freistellungen zu schmälern, die jetzt oder später per Gesetz auf Personen weiblichen Geschlechts übertragen werden«; mit anderen Worten: daß es nicht die Privilegien verweigern konnte, die die Frauen schon genossen. Eine ähnliche Logik hat sich in Indien durchgesetzt, einem Land, in dem immerhin ein Sechstel der Weltbevölkerung lebt. Der Oberste Richter Chagla legte die Verfassung so aus, daß ein Staat das Recht habe, Männer zugunsten von Frauen zu diskriminieren. Allerdings dürfe er nicht umgekehrt Frauen zugunsten von Männern diskriminieren.

Anfang des 21. Jahrhunderts sind die rechtlichen Privilegien der Frauen in vielen Ländern und in praktisch jeder Hinsicht wenigstens so groß wie früher. Wie gewisse Autor(inn)en nicht müde werden zu betonen, sind es in patriarchalen Gesellschaften die Männer, die die Gesetze machen. Da alle bekannten Gesellschaften patriarchal gewesen sind, kann man daraus nur schließen, daß die Frauen den Männern für ihre Vorrechte danken sollten. Diese Interpretation wird auch durch eine weitere Beobachtung gestützt: Je weiblicher sich eine Frau benimmt, wenn sie verhaftet oder vor Gericht gebracht wird, de-

sto milder ist die Behandlung, die sie erwarten kann. m Vor Gericht trägt sie am besten einen Rock — aber keinen Minirock — und eine Bluse, die zwar deutlich erkennen läßt, daß sie eine Frau ist, die aber nicht zu tief ausgeschnitten ist. Der nächste beinahe zwanghafte Schritt ist, daß sie im passenden Moment in Tränen ausbricht, genau wie Lorena Bobbitt und die Mikrowellenherd-Dame. Die Männer haben es sich selbst zuzuschreiben, wenn sie andere Männer viel schlechter behandeln als das andere Geschlecht. So ist es immer gewesen, und so, wir können es getrost voraussagen, wird es immer sein.

## 6 Im Angesicht des Krieges

### Das Prinzip des Ganzen

In Hinblick auf ihre Erziehung, ihre Arbeit, ihre finanzielle Versorgung und ihre Position vor dem Gesetz haben Frauen immer beachtliche Privilegien genossen und genießen sie auch heute noch. Gleiches gilt auch für ihre Verpflichtungen gegenüber der Gemeinschaft. Vor allem wird von ihnen kaum einmal erwartet, daß sie ihr Blut für die Gemeinschaft vergießen.

Soweit Frauen nicht an Kriegen teilnehmen, bleiben sie von dessen Schrecken sehr oft (scheinbar) verschont. Weniger bekannt ist, daß es schon immer gewisse Situationen gab und noch immer gibt, in denen Frauen von den Schrecken des Krieges (scheinbar) verschont bleiben, selbst wenn sie daran teilnehmen. Gelegentlich findet man sogar Hinweise darauf, daß Frauen sich freiwillig zum Kriegsdienst meldeten, *gerade weil* sie mehr oder weniger immun gegen seine Schrecken waren oder es jedenfalls zu sein glaubten. Da das Leben das wertvollste Gut überhaupt ist, stechen die Privilegien der Frauen gerade im Krieg besonders ins Auge. So war es immer, und so wird es hoffentlich auch immer sein.

### Eine Geschichte des Militärdienstes

Eine Liste all der Arten, auf die die Gesellschaft diejenigen ausgewählt hat, die für sie kämpfen und sterben sollten, wäre beinahe gleichbedeutend mit einer ganzen Kulturgeschichte. Selbst schon als knapper Entwurf wird eine solche Geschichte zeigen, wie privilegiert Frauen waren und sind. Wenn Frauen nicht am Krieg teilnahmen, waren sie privilegiert. Wenn sie am Krieg teilnahmen, galt das genauso.

Beginnen wir ganz am Anfang: In den einfachsten bekannten Stammesgesellschaften ist jeder erwachsene Mann *per defi-*

*nitioem* ein Krieger. Diese Tatsache spiegelt sich in der Bibel, wo genau unterschieden wird zwischen den Männern, die zum Heer gehörten, und den Frauen, die eben nicht dazu gehörten, ebenso wieder wie auch in vielen nordamerikanischen Indianersprachen, wo die Standardbezeichnung für »Mann« »tapfer« ist. Besonders in einfacher strukturierten Stammesgesellschaften waren die Kriegswerkzeuge praktisch identisch mit den Jagdgerätschaften. Männer hatten ihre Waffen immer bei sich und waren sofort zum Kriegseinsatz bereit. Dies erklärt auch, warum in Stammesgesellschaften, die keine Polizeitruppe haben, wie etwa in Papua-Neuguinea, die Frauen die Lasten tragen, während die Männer mit freien Händen umhergehen.

In Griechenland und Rom machten die Beamten, sobald die Volksversammlung den Krieg erklärt hatte, eine Aushebung, angefangen mit den Freiwilligen und dann auf die anderen Männer ausgreifend; im mittelalterlichen Konstanz und wahrscheinlich auch in anderen Städten wurden schon zwölfjährige Jungen zu den Waffen gerufen. Männer, die aus dem einen oder anderen Grunde nicht kämpfen konnten oder wollten, mußten mit Verachtung und Spott von selten der Männer wie der Frauen rechnen. Oder aber sie konnten sich vielleicht zu Heiligen erklären oder zu solchen erklärt werden, was in mancher Hinsicht sogar noch schlimmer war; ein Beispiel ist die traurige Gestalt des Priesters Chryses in der *Ilias*, der um die Freiheit seiner Tochter bittet und mit leeren Händen zurückgeschickt wird. In Rom, berühmt für seine strenge militärische Disziplin, stand auf absichtliche Nichtteilnahme am Kampf der Tod. Und wir müssen gar nicht erst erwähnen, daß weder im Mittelalter noch in Rom oder Griechenland noch in irgendeiner anderen vormodernen Gesellschaft das Gesetz oder die öffentliche Meinung Frauen zum Kampf verpflichtete.

In den meisten modernen Staaten ist das System, nach dem jeder gesunde männliche Bürger auch gleichzeitig ein Krieger ist und seine Waffen zu Hause aufbewahrt, schon seit vielen Jahrhunderten obsolet. Nur die Schweiz bildet hier eine Ausnahme. Das Schweizer Militär verpflichtet jeden Mann zu einer Dienstzeit, der regelmäßige Wehrübungen zur Auffrischung folgen. Durch dieses System kann sich das Land bewaff-

nete Truppen in einem völlig überproportionalen Verhältnis zur Bevölkerungszahl leisten. Für unser Thema ist allerdings wichtiger, warum die Schweiz erst 1972 auch Frauen das Wahlrecht verlieh: Jahrhundertlang nahmen Frauen, die ja auch nicht verpflichtet waren, Waffen zu tragen, nicht an den Volksversammlungen teil, die aus den Waffen tragenden Männern bestanden. Die Schweizerinnen waren privilegiert, weil sie keine Waffen tragen mußten. Jetzt, da sie noch immer keine Waffen tragen müssen, aber wählen dürfen, sind sie doppelt privilegiert.

In Reichen wie Ägypten oder China bestand das Heer zum Großteil aus ausgehobenen Bauern. Anders als die Bürger von Stadtstaaten handelten diese Bauern allerdings nicht freiwillig, sondern als Untertanen eines mehr oder weniger despotischen Herrschers, der als Häuptling, König oder Kaiser auftrat. Normalerweise fiel ihre Dienstzeit mit der Jahreszeit zusammen, in der es auf den Feldern wenig zu tun gab; wenn der Feldzug sich jedoch länger hinzog, dann konnten die Männer auch jahrelang bei den Fahnen stehen. Wehrdienst war eine Art Frondienst, und in dieser Form gab es ihn auch noch im Preußen des 18. Jahrhunderts. Die preußische Disziplin war so streng, daß dort der Begriff des Kadavergehorsams geprägt wurde. Frauen kamen wie üblich nicht in den Genuß dieses Vergnügens.

Schon in einigen Gesellschaften, die die Schrift noch nicht kannten, wurden Armeen auf feudaler Grundlage zusammengestellt. Das Wort feudal stammt vom lateinischen *feudum*, Lehen. Das System der Landvergabe gegen Heerfolge gab es schon in einigen der größeren und besser organisierten Stammesgesellschaften. Besondere Bedeutung erlangte es im mittelalterlichen Europa und auch in so mächtigen Reichen wie dem antiken Persien, dem Osmanischen Reich und dem vormodernen Japan. Wie belastend ein solcher Dienst sein konnte, sieht man an den zahllosen Streitereien zwischen Herren und Vasallen. Letztere bestanden darauf, daß sie nur unter ganz bestimmten Bedingungen Heerfolge zu leisten hatten, gegen ganz bestimmte Feinde und nur für eine feste Zahl von Tagen im Jahr. Später versuchten sie häufig, den Waffendienst zu umgehen und statt dessen ein *scutagium* oder Schildgeld zu zahlen. Wie-

der einmal waren Frauen — auch jene, und die gab es immer, die Land geerbt hatten und es aus eigenem Recht besaßen — ausgenommen.

Manchmal bekamen nicht einzelne, sondern ganze Gemeinschaften Land übertragen. Die hellenistischen Könige gründeten viele Militärkolonien, um ihre Macht über neu eroberte Territorien zu festigen. Später setzten die Römer in Italien und anderswo auf ein ähnliches System, was zur Gründung vieler europäischer Städte von Pavia bis Köln führte. Noch die russischen, schwedischen und österreichischen Regierungen nutzten in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts solche Methoden. Im Tausch gegen das Land bekamen sie Kolonisten, die zum Wehrdienst verpflichtet waren, und Politiker wie Pompeius, Caesar, Antonius und Augustus konnten ganze Heere derjenigen ausheben, die sie auf diese Weise beschenkt hatten. Die Söhne der Kolonisten übernahmen die Pflichten ihrer Väter. So waren Männer, weil sie auf dem Land des Königs zur Welt gekommen waren, dazu bestimmt, für ihn zu sterben; wie ein ägyptisches Gedicht es ausdrückt: »Wenn ein [männliches] Kind das Mannesalter erreicht, sind seine Knochen verstreut.« Töchter waren natürlich vom Kriegsdienst befreit, doch es sieht so aus, als hätte sie dies nicht notwendigerweise daran gehindert, Land zu erben.

In höher entwickelten Gesellschaften und in Europa seit dem Ende des Mittelalters wurde als Gegengabe für ein Lehen schließlich ein finanzieller Beitrag zum Unterhalt einer Armee gefordert, um im Falle eines Feldzugs Söldnertruppen anzuheuern. Nach dem Ende des Feldzugs wurden sie entlassen und dabei wenn möglich um ihren Lohn geprellt. Solche Truppen bestanden oft aus Ausländern und galten allein schon deshalb als Kanonenfutter. Ein extremes Beispiel für diese Ansicht liefert Thomas Morus' *Utopia*. Hier wurden die notwendigen Kämpfe von einem barbarischen Volk, den »Venaliern« ausgefochten. Sie standen für die Schweizer, die zu Morus' Zeiten das Söldnervolk schlechthin waren; sie waren ein so »dreckiger Abschaum«, daß es gut für die Menschheit war, wenn möglichst viele von ihnen zu Tode kamen. Der Söldnerlohn war notorisch niedrig und nicht verlässlich, was erklärt, warum Söldner

oft desertierten, rebellierten oder die Seiten wechselten; viele von ihnen endeten, sofern sie nicht im Kampfe starben, als Krüppel und/oder Bettler. Frauen waren natürlich nie Teil dieses Systems. Sie kamen nicht in den Genuß der zweifelhaften Wohltaten, aber sie litten jedenfalls auch nicht unter den Nachteilen.

Wenn Söldner oder Landsknechte einen festen Sold ausbezahlt bekamen und nicht nur im Krieg, sondern auch in Friedenszeiten im Lande blieben, konnte man von Berufssoldaten und stehenden Heeren sprechen. Schon einige der ältesten Reiche, darunter Ägypten, Mesopotamien und China, hatten Armeen, die im Kern aus Berufssoldaten bestanden. Andere unterhielten kleine stehende Truppen, die die Hauptstadt bewachen sollten — die römischen Prätorianer sind hier ein gutes Beispiel. Im Prinzip könnte der Dienst in einem stehenden Heer durchaus freiwillig sein. In der Praxis war er oft erzwungen, wie Voltaires *Candide* feststellen mußte, der in die »bulgarische« (gemeint: preußische) Armee gepreßt wurde. Zwangs-anwerbungen waren zur See sogar noch gängiger. In Rom, Venedig und Frankreich bis in die Tage Ludwigs XIV. hinein bestanden die Besatzungen der Kriegsmarine zumindest teilweise aus Sklaven und Sträflingen. Selbst Großbritannien, der am wenigsten tyrannische Staat des 18. Jahrhunderts, setzte Preßpatrouillen ein, um Seeleute zu rekrutieren — eine Praxis, die übrigens niemand anders als Mary Wollstonecraft anprangerte.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts entwickelten manche Länder, vor allem Frankreich, ein System der selektiven Dienstpflicht, um sich die nötigen militärischen Kräfte zu sichern. Unter den männlichen Jugendlichen wurde eine Lotterie abgehalten, und die unglücklichen Verlierer mußten sechs bis acht Jahre lang dienen. Es war allerdings für diejenigen, die einen *mauvais numéro* gezogen hatten, möglich, sich freizukaufen, indem sie für eine vom Staat festgesetzte Summe einen Ersatzmann bezahlten. Das System sollte Angehörigen der Mittel- und Oberschicht helfen, doch die daraus resultierende wirtschaftliche Belastung konnte ziemlich beträchtlich sein, etwa so hoch wie der Lohn eines Arbeiters für einige Jahre. Und wieder tru-

gen nur Männer diese Last. Anders ausgedrückt, Frauen hatten in der Lotterie allein schon wegen ihres Geschlechts das große Los gezogen. Die Möglichkeit, auch sie zur Kasse zu bitten, wurde nicht einmal angedacht, selbst wenn sie körperlich gesund waren und selbst wenn sie eigenen Besitz hatten.

Und schließlich führten die meisten Staaten von 1870 an die allgemeine Wehrpflicht ein. Sie folgten damit dem Beispiel Frankreichs, das sie nach der Französischen Revolution im Jahre 1792 eingeführt, aber schon nach 1815 wieder weitgehend abgeschafft hatte. Die normale Dienstzeit betrug zwei oder drei Jahre. Die Bürde war so belastend, daß sie zu einem wichtigen Antrieb für die Auswanderung junger Männer wurde. Im Prinzip und oft auch in der Praxis konnte jeder alleinstehende, körperlich gesunde junge Mann eingezogen werden. Gerade während des totalen Krieges erreichte die Wehrpflicht auch Männer, die körperlich nicht gesund waren. Eine Karikatur des deutschen Expressionisten George Grosz zeigt eine wieder aus ihrem Grab geholte Leiche, die von den Ärzten untersucht und für *kv*, also kriegsverwendungsfähig, erklärt wird.

Im Zweiten Weltkrieg hatte die Wehrmacht ganze Bataillone voller tauber Soldaten, Soldaten mit Magengeschwüren, Minderjährigen, die bei einem Angriff einfach losrannten. Frauen waren dagegen überhaupt nicht betroffen. Und wichtiger noch, wie die Entwicklungen nach 1970 gezeigt haben, funktionierte die Wehrpflicht auch deshalb, weil Frauen davon nicht betroffen waren.

Gerade weil die israelischen Frauen die einzigen in der Geschichte sind, die zum Militärdienst herangezogen wurden, sind ihre Privilegien größer als irgendwo sonst. Verglichen mit den Männern ist es für israelische Frauen einfacher, sich der Einberufung zu entziehen, mit dem Ergebnis, daß weniger von ihnen tatsächlich dienen. Sie können entlassen werden, indem sie einfach erklären, sie seien religiös; allein die Hinterfragung der Glaubensüberzeugungen einer Frau gilt als Verletzung ihrer Würde und ist per Gesetz verboten. Anders als religiöse Männer verpflichtet die Befreiung vom Militärdienst sie nicht dazu, eine gewisse Zeit an einer religiösen Hochschule (*yeshiva*) zu studieren und während dieser Zeit ohne Verdienst zu sein.

Auch verheiratete Frauen sind vom Dienst freigestellt. Wie Premierminister David Ben Gunon es ausdrückte, als er das Gesetz 1949 in Kraft setzte, könnten Männer zuerst dienen und dann heiraten; aber eine »achtzehnjährige frisch Verheiratete« aus den Armen ihres Ehemannes zu reißen sei fast schon ein Verbrechen.

Weibliche Rekruten dienen 22 Monate, 14 Monate weniger als ihre männlichen Kameraden. Die überwältigende Mehrheit hat angenehme Aufgaben und verbringt beinahe jede Nacht zu Hause. Nach einem Vorschlag der Frauen Vereinigung der Knesset aus dem Jahr 1997 erhalten Rekrutinnen eine zusätzliche Vergütung, um Verhütungsmittel zu kaufen. Da Rekrutinnen per definitionem alleinstehend sind, ist das fast so, als ob man sie auffordere, auf Kosten der Allgemeinheit promiskuitiv zu sein. Dadurch ermutigt, forderten im Dienst invalide gewordene Soldatinnen Anfang 2001 eine Kompensation, die weit über alles hinausgeht, was ihre männlichen Kameraden erhalten. Ihrer Ansicht nach sind die Verletzungen einer Frau schwerwiegender als die eines Mannes. Überdies sind Frauen von gewissen Aufgaben befreit. Dazu gehört das Fahren von Lastwagen, weil Fahrer immer als erste dasein müssen und als letzte nach Hause kommen. Auch das Kochen ist so eine Aufgabe, weil es als Herabsetzung betrachtet wird, wenn eine Frau für Fremde dasselbe tut wie sonst für ihre eigene Familie; im Slang der israelischen Armee war »Koch« viele Jahre lang ein Synonym für »Dummkopf«. Sobald sie ihre Pflicht als Wehrdienstleistende erfüllt haben, dienen Frauen kaum je als Reservistinnen. Das heißt, daß sie von einer Pflicht befreit sind, die zusammengenommen einige Jahre im Leben eines Mannes beanspruchen kann. In meinen gesamten dreißig Jahren als Professor an der Hebrew University hat nicht eine einzige Frau eine einzige Unterrichtsstunde deswegen versäumt.

Nachdem Frauen jahrelang nicht in Kampfeinheiten gedient hatten, wurden sie im Januar 2000 auch dazu zugelassen. Die Knesset fügte allerdings schnell einen Gesetzeszusatz an, daß keine Frau *verpflichtet* dürfe, in einer solchen Einheit Dienst zu tun; Frauen können es sich also aussuchen, und sie machen von diesem Recht auch Gebrauch. Die wenigen, die sich frei-

willig für eher unangenehme Aufgaben melden, übernehmen sie und geben sie wieder ab, fast wie es ihnen gerade in den Kram paßt. Daß sie nicht das ganze System durcheinanderbringen, ist einzig der Tatsache zu verdanken, daß es so wenige von ihnen gibt. Das Ergebnis ist auf den zahllosen Kriegerdenkmälern abzulesen, die die israelische Landschaft überziehen. Wer nach Frauennamen sucht, sucht fast immer vergeblich.

Die Tatsache, daß Frauen vom Beginn der Geschichte an unweigerlich vom Wehrdienst befreit waren, heißt nicht, daß Heere im Feld völlig ohne Frauen waren. Solche Armeen sind vielmehr immer auch von einem weiblichen Troß begleitet worden. Kommandeure tolerierten dieses Gefolge - das manchmal als »notwendiges Übel« bezeichnet wurde - normalerweise, weil es zur Versorgung der Truppen unverzichtbar war. Manche Frauen betätigten sich als Köchinnen, andere als Wäscherinnen, wieder andere als Krankenschwestern, Markentenderinnen oder Prostituierte. Mit anderen Worten, sie erledigten viele Aufgaben, die heute von der Heeresversorgung geleistet werden; dies galt für Scipios Legionen im 2. Jahrhundert v. Chr. ebenso wie für Napoleons Grande Armee zweitausend Jahre später. Manchmal konnte sich die Zahl der Frauen auf dem Feldzug der der Männer annähern. So ein Feldzug war nicht immer ein Spaß, und die Frauen waren im Gegensatz zu den Soldaten alle Freiwillige. Sie waren nicht an das Kriegsgesetz gebunden und konnten gehen, wann sie wollten. Dabei sollte man in Erinnerung behalten, daß auf Soldaten vom alten Rom bis zum Zweiten Weltkrieg der Tod wartete, wenn sie als Deserteure aufgegriffen wurden. Wie wichtig oder unwichtig sie auch immer waren, Frauen konnten allein schon weil sie Frauen waren, nicht desertieren; wer mit dem militärischen Leben auch nur ein bißchen vertraut ist, kann sich kaum ein größeres Privileg vorstellen.

Weil sie sich nützlich machten und weil Männer einfach davor zurückschrecken, Frauen in Gefahr zu sehen, versuchten die Kommandeure die Frauen zu beschützen, solange sie bei der Truppe waren. Sie sollten beim Troß bleiben, doch oft entstand Unordnung, weil sie den Befehlen nicht gehorchten, auf den Wagen saßen und so die Beweglichkeit der Armee

behinderten. Frauen bemühten sich auch um die Nahrungsmittelbeschaffung, wozu sie manchmal auch die Erlaubnis erhielten, sich hinter die feindlichen Linien zu begeben. Leicht endete dieser Auftrag in wilder Plünderung. Der Herzog von Wellington behauptete bei einer Gelegenheit, daß Frauen die schlimmsten Plünderer überhaupt seien. Doch als er einige von ihnen auspeitschen lassen wollte, stieß er beim Parlament auf Widerstand.

Die meisten Frauen blieben also im Troß, doch ein paar wenige griffen auch zu den Waffen, kämpften und starben. Sie waren oft Transvestiten, also Frauen, die sich wie Männer kleideten und zeitweise oder dauerhaft als Soldaten lebten. Manche taten das aus Liebe, manche aus finanziellen Gründen, manche vielleicht aus Abenteuerlust. Besonders während des amerikanischen Unabhängigkeitskriegs und der napoleonischen Kriege kam auch Patriotismus dazu. Manchmal war ihr Geschlecht nicht eindeutig zu bestimmen: Sie trugen nicht nur Männerkleidung und ergriffen den männlichsten Beruf überhaupt, sondern sie versuchten auch zu heiraten und mit anderen Frauen zu schlafen. Frauen, die ertappt wurden, oft weil sie nach einer Verwundung oder für eine Bestrafung ausgezogen wurden, mußten mit ihrer Entlassung rechnen. Frauen, die sich selbst offenbarten, wurden ebenfalls entlassen, wobei allerdings ein paar Fälle bekannt sind, in denen sie darum bettelten, nicht nach Hause geschickt zu werden, alle Hebel in Bewegung setzten, schließlich die Erlaubnis erhielten, zu bleiben, und sogar unter besonderen Schutz gestellt wurden. So konnten die wenigen Frauen, die sich anwerben ließen, von der Fahne gehen, wann immer sie wollten. Oft war die Entlassung ein Ersatz für eine Bestrafung; wieder kann jeder, der mit dem militärischen Leben vertraut ist, sich kaum ein größeres Privileg vorstellen.

Als die Militärmedizin im 19. Jahrhundert professioneller wurde, stiegen die Musterungsstandards, und damit sank die Zahl der verkleideten Frauen rapide. Auch die Größe des weiblichen Heerlagers ging zurück, vor allem, weil die Organisation des Nachschubs militarisiert wurde. Die Versorgungszüge übernahmen die meisten traditionellen Aufgaben der Frauen

von der Nahrungsbeschaffung bis hin zur Krankenpflege. Die einzige Funktion, die sie nicht übernehmen konnten, war die Prostitution. Ein weiterer Grund für das Verschwinden des weiblichen Trosses war die Einführung der Eisenbahn: Die Einheiten konnten »ihre« Frauen nicht mehr kostenlos transportieren, und so wurden die Bahnhöfe der Ort schlechthin, an dem die Truppen Abschied von ihren weiblichen Angehörigen nahmen. Diese Faktoren erklären, warum die Heere zwischen 1871 und 1914 wahrscheinlich ausschließlich männlich waren als zu jedem anderen Zeitpunkt in der Geschichte. Umgekehrt wurde die Anwesenheit von Frauen als ein Zeichen genommen, daß die betreffende Armee noch nicht modernisiert war. Ein gutes Beispiel ist der mexikanische Bürgerkrieg. Hier bestanden die »logistischen Dienste« hauptsächlich aus Frauen, die Tacos für die Männer buken. Wenn ein Ehemann oder Geliebter eines gewaltsamen Todes starb, trat bald ein anderer an seine Stelle.

Im Ersten Weltkrieg änderte sich die Lage wieder. Die Männer wurden eingezogen, kämpften und starben millionenfach. Alle kriegführenden Staaten hatten einen kritischen Mangel an Menschenmaterial zu verzeichnen. Sie versuchten Frauen einzusetzen, vor allem auf dem Feld, in Fabriken und Büros, aber manchmal auch als Soldatinnen. Die ersten Versuche unternahm Großbritannien, wo sich Ende 1914 das Women's Emergency Corps (WEC) bildete. Es fungierte als Anlaufstelle für Frauen, die »ihren Teil beitragen« wollten, registrierte sie, klassifizierte sie und vermittelte sie an die Streitkräfte, die sie eventuell als *Zivilistinnen* anstellen wollten. Wie üblich bildeten Krankenschwestern, die immer gesucht waren, die größte Gruppe. Andere Frauen führten Kantinen oder arbeiteten als Funkerinnen oder Fahrerinnen. Anders als Frauen in früheren Zeiten folgten sie weder einem einzelnen Soldaten noch handelten sie als Unternehmerinnen, sondern sie waren bei der Armee angestellt. Wie die Frauen in früheren Zeiten fielen auch sie allerdings nicht unter das Kriegsrecht und durften nicht in Kriegszonen vorrücken.

Anfang 1917, ein Jahr nach Einführung der Wehrpflicht für Männer, waren die britischen Streitkräfte bereit, auf freiwillig-

liger Basis auch Frauen in Uniform zuzulassen, und bis zum Ende des Krieges trugen etwa 100000 von ihnen diese Uniform. Das Heer, bei dem die meisten beschäftigt waren, teilte sie in vier Kategorien ein: 1. Küchenpersonal (Zubereitung und Servieren von Essen), 2. medizinisches Personal (Krankenschwestern und Ärztinnen), 3. Büropersonal (Schreibarbeiten, Aktenverwaltung, Telefondienst und ähnliches) und 4. »Verschiedenes«. Mit anderen Worten waren sie noch nicht weit über die traditionellen Rollen des weiblichen Trosses hinausgekommen. Mehr noch, weder in Großbritannien noch in den Vereinigten Staaten (die dem britischen Beispiel folgten), wurden Frauen wie männliche Soldaten behandelt. Zunächst einmal konnten sie nur mit eigener Zustimmung ins Ausland verlegt werden. Wenn sie ins Ausland gingen, wurden sie in der Etappe zusammengezogen. Damit waren sie vor Gefahren geschützt, was auch erklärt, warum im amerikanischen Fall von den 38 Frauen, die starben, die meisten einer Grippe zum Opfer fielen. Dann durften Frauen anders als Männer — Einberufene wie Freiwillige — praktisch desertieren, wann immer sie wollten. Sie waren somit Mitglieder der Streitkräfte und standen gleichzeitig außerhalb. Dies zeigte sich, als die amerikanische Marine versuchte, einige Frauen vor ein Kriegsgericht zu stellen — nur um von Minister Josephus Daniels gesagt zu bekommen, daß »[man] mit Frauen nicht wie mit Männern umspringen kann«.

In allen diesen Punkten war die Heranziehung von Frauen im Zweiten Weltkrieg weitgehend eine Neuauflage der Situation im Ersten Weltkrieg. In Großbritannien wie in den Vereinigten Staaten führten Pläne, Frauen — und sei es nur zu Arbeitseinsätzen — zwangszu verpflichten, zu nichts. In beiden Ländern wurden Frauen aufgerufen, sich freiwillig bei den Streitkräften zu melden, und in beiden Staaten zusammen taten dies vielleicht etwa 800000 von ihnen. Obwohl beide Staaten verheiratete Männer einzogen, waren praktisch alle weiblichen Freiwilligen alleinstehend; wie üblich waren Frauen nicht nur in einer, sondern in doppelter Hinsicht privilegiert. Wie ebenfalls üblich, wurde die große Mehrheit von ihnen im medizinischen Bereich, in Küche und Kantine, in Schreibstuben und

Telefonzentralen eingesetzt. Allerdings falteten Frauen auch Fallschirme, arbeiteten mit Flugsimulatoren, reparierten Teile der Ausrüstung und so weiter.

Während amerikanische Frauen gar keine Ausbildung an der Waffe erhielten, arbeiteten einige Britinnen bei der Flugabwehr. In diesem Feld wie in anderen war es oft ein erstes Zeichen für eine bevorstehende Ankunft von Frauen, wenn die männlichen Truppen »gebeten« wurden, ihnen ihre Quartiere zur Verfügung zustellen. Wie eine amerikanische Marineoffizierin es in einem anderen Zusammenhang ausdrückte: »Es gibt gewisse Annehmlichkeiten, die Männer auch gerne hätten, doch wenn sie Frauen fehlen, steht ihre Kampfkraft auf dem Spiel.« Wie im Ersten Weltkrieg entließen die Streitkräfte Soldatinnen lieber, statt sie vor ein Kriegsgericht zu stellen. Mit anderen Worten: Frauen konnten die Entlassungspapiere einfach dadurch bekommen, daß sie das Gesetz brachen. Was vielleicht erklärt, wie jene Frauen, die blieben, zu ihrem Ruf kamen, disziplinierter als Männer zu sein.

Wie im Ersten Weltkrieg konnten Frauen nur freiwillig ins Ausland geschickt werden. Deshalb fielen auch überaus wenige; britische Soldaten liefen ein etwa fünfundvierzigmal so hohes Risiko, getötet zu werden, wie britische Soldatinnen. Auf der anderen Seite des Atlantiks dienten von den 350000 Amerikanerinnen in Uniform zwischen 1941 und 1945 nur 4,7 Prozent »in oder in der Nähe von Kampfzonen«. 3,5 Prozent gerieten unter Beschuß, aber nur 2 Prozent standen im »schweren Gefecht«, wurden also verwundet und/oder erlebten mit, wie andere Amerikaner getötet oder verwundet wurden. Mit Ausnahme einer Episode ganz am Anfang des Krieges wurden keine einzige Amerikanerin und nur 20 Britinnen gefangen genommen.

Wenn man von Widerstandsbewegungen absieht, war die Sowjetunion das einzige Land, in dem eine gewisse Anzahl von Frauen — wie viele genau, ist umstritten — ins Kampfgeschehen integriert war. Im Ersten Weltkrieg hatte Rußland in einem in den Annalen der Geschichte einzigartigem Experiment eine Truppe aus weiblichen Freiwilligen aufgestellt. Von den 2000, die sich anfangs dieser Truppe anschlossen, waren 1700

verschwunden, bevor sie überhaupt an der Front ankamen. Die Übriggebliebenen nahmen nur an einer einzigen Schlacht teil — es ist unklar, an welcher —, bevor sie aus der Schußlinie genommen wurden und nach St. Petersburg zurückkehrten. Selbst das erklärte Ziel, ein sogenanntes »Todesbataillon« aufzustellen, also die männlichen Soldaten durch die Anwesenheit von Soldatinnen so zu beschämen, daß sie im Kampf ihr Letztes gaben, wurde nicht erreicht. Im Gegenteil: Weil sie offenbar mit einer anderen Form des »Todesbataillons« verwechselt wurden, dessen Aufgabe es war, Deserteure festzunehmen und hinzurichten, wurden die Frauen von anderen Truppenteilen mit Maschinengewehren im Anschlag angegriffen und kamen gerade noch mit dem Leben davon.

Zwischen dem Ende des Bürgerkrieges und 1941 hatte die Rote Armee kaum Soldatinnen, doch als der »Große Vaterländische Krieg« ausbrach, durften Frauen sich als Freiwillige melden. Die große Mehrheit von ihnen übernahm die üblichen weiblichen Aufgaben. Wie ihre Schwestern in anderen Ländern dienten Zehn- und vielleicht Hunderttausende Sowjetrussinnen bei der Flugabwehr. Anders als ihre Schwestern in allen anderen Ländern betätigten sich ein paar tausend auch als Scharfschützinnen, Tankwartinnen und sogar als Kampfpilotinnen. Wie die Zahl der Auszeichnungen zeigt, stehen die Opferbereitschaft und der Heldenmut der sowjetischen Frauen wie die vieler ihrer Schwestern in anderen Ländern außer Frage. Doch selbst in der Sowjetunion waren ihre Lebens- und Arbeitsbedingungen unvergleichlich besser als die der Männer. Zehntausende Rotarmisten wurden auf Stalins Befehl hingerichtet; eine Frau in Haft war dagegen ein überraschender Anblick.

Anders als nach dem Ersten Weltkrieg wurden die britischen und amerikanischen Frauencorps nach dem Zweiten Weltkrieg nicht sofort aufgelöst. Politiker und Soldaten glaubten, daß der nächste Krieg wieder eine totale Mobilisierung aller verfügbaren Kräfte und Ressourcen nötig machen würde; um die Soldatinnen auszubilden und zu organisieren, die dann in die Streitkräfte eintreten würden, beschlossen verschiedene Länder, ein ständiges Frauencorps einzurichten. In den Vereinigten

Staaten beispielsweise waren in den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts 1,2 Prozent der Streitkräfte Frauen. Doch sie konnten nur dann ins Ausland geschickt werden, wenn sie sich freiwillig meldeten, mit dem Ergebnis, daß nur etwa 8000 von ihnen in Südostasien dienten, gegenüber mehr als 2000000 Männern. Da Frauen damals nicht in Kampfseinheiten Dienst taten, war der Unterschied bei den Verlusten noch weitaus größer: Nur acht (0,014 Prozent) der 57000 in Vietnam getöteten Amerikaner waren Frauen. Nach dem Ende des Konflikts bestanden Feministinnen allerdings darauf, daß Frauen genauso wie Männer und in gleicher Größenordnung geehrt würden. Also wurden zwei Denkmäler gebaut, je eines für die Soldaten jedes Geschlechts. Um die »Gleichheit« auch wirklich zu garantieren, bestand jedes aus genau drei Gestalten. Eine dieser männlichen Gestalten repräsentierte also 19000 männliche Tote, eine weibliche Figur noch nicht einmal drei weibliche; nach diesem Kriterium ist das Leben einer Soldatin mehr als 6000mal so wertvoll wie das eines Soldaten.

In Reaktion auf feministische Forderungen, aber auch wegen des Nachwuchsmangels, begannen viele andere Länder von den siebziger Jahren an, Frauencorps einzurichten. Doch verglichen mit ihren männlichen Kameraden waren diese Frauen in vieler Hinsicht privilegiert. Selbst in der UdSSR waren sie keine Wehrpflichtigen, sondern Freiwillige. Selbst in der UdSSR waren sie nicht verpflichtet, in die Schlacht zu ziehen, und wurden von jeder vorstellbaren Gefahr mit Ausnahme des Atomkriegs, der keinen Unterschied macht, ferngehalten. Selbst in der UdSSR arbeiteten sie unter einer viel lockereren Disziplin und genossen eine ganze Reihe anderer Privilegien. Wie um die Tatsache deutlich zu machen, daß sie gleichzeitig Mitglieder der Streitkräfte waren und außerhalb von ihnen standen, durften sie bei ihren Eltern wohnen; angesichts der deprimierenden Bedingungen, unter denen sowjetische/russische Soldaten untergebracht waren und immer noch sind, war dies wirklich ein sehr großes Privileg. Gleiches galt in noch stärkerem Maße für andere Staaten, darunter, um nur ein paar aufzuzählen, Griechenland, Belgien, die Schweiz und Kanada. In Kanada durften Soldatinnen nicht einmal inhaftiert werden,

weil die Einrichtungen für ihre besonderen Bedürfnisse nicht vorhanden waren und aus Kostengründen nicht gebaut wurden. Wenn eine Streitmacht also viele Frauen in ihren Reihen hat, sind diese privilegiert; wenn es nur ein paar sind, sind sie ebenfalls privilegiert.

Zur Zeit dieser Veränderungen, also in den frühen siebziger Jahren, verfügten wenigstens fünf Staaten über Nuklearwaffen, und bei verschiedenen anderen waren vermutlich die nötigen Voraussetzungen dafür vorhanden. Auf beiden Seiten des Eisernen Vorhangs war die Zeit einer ganzen Generation vergangen, seit irgendein entwickeltes Land mit einem Widersacher zu tun gehabt hatte, der es auch nur im entferntesten in seiner Existenz hätte bedrohen können. Die Gefahr eines großen Krieges zwischen Großmächten ging deutlich zurück; verglichen mit fast allen historischen Zeiten war das Risiko, daß diese Streitkräfte zum Einsatz kommen und Menschen in einem Krieg sterben würden, dramatisch gesunken, und diese Entwicklung sollte sich in den folgenden Jahrzehnten noch fortsetzen. Sie erklärt, warum Frauen plötzlich in die kämpfende Truppe aufgenommen werden wollten. Um es anders auszudrücken: Solange die Streitkräfte sich in der Schlacht bewahren mußten, erwartete man von den wenigen Frauen, die in ihnen Dienst taten, nicht, daß sie sich am Kampf beteiligten, und sie taten es auch kaum einmal. Jetzt spielte das Heer als Kampfmaschinerie kaum noch eine Rolle, und die Zahl der Soldatinnen begann schnell zu wachsen, ebenso die Zahl der Frauen, die auch zur kämpfenden Truppe zugelassen werden wollten.

Mit der steigenden Zahl von Soldatinnen wurde auch die Forderung nach gleicher Behandlung in Hinblick auf die Bezahlung, Lohnnebenleistungen, Beförderung usw. lauter, mit dem Argument, daß gleiche Arbeit auch den gleichen Lohn verdiene. Meist wurde dieser Forderung auch entsprochen, wobei sowohl die Frauen selbst wie auch die Gerichte, an die sie sich wandten, bewußt verschwiegen, daß Frauen eben *nicht* die gleiche Arbeit taten. Die Auswirkungen zeigten sich in der Golfkrise 1991, als Soldatinnen, wie sich herausstellte, viermal so häufig mit Problemen zu kämpfen hatten, die sie an einem Einsatz hinderten. Manche Frauen standen nicht zur Verfü-

gung, weil sie schwanger waren (ständig ist etwa eine von zehn Soldatinnen im Heer schwanger). Andere konnten nicht in den Krieg ziehen, weil sie mit siebenmal höherer Wahrscheinlichkeit als Männer alleinerziehende Eltern waren. Theoretisch sollten die Militärangehörigen Vorkehrungen für solche Notfälle treffen, indem die Kinder von Verwandten versorgt wurden. Praktisch aber durften alleinerziehende Mütter manchmal zu Hause bleiben, wenn sie das wollten und die richtigen Strippen zogen, vor allem wenn ein paar herzzerreißende Geschichten in die Medien kamen.

Bis Anfang 2002 zumindest, als dieses Buch entstand, genießen Frauen in allen Streitkräften, in denen sie arbeiten, Privilegien, die, solange diese Streitkräfte allein aus Männern bestanden, praktisch unbekannt waren. Während einige Länder Männer noch immer als Wehrdienstpflichtige einziehen, dienen Frauen nur als Freiwillige; in den Vereinigten Staaten sind Versuche, diese Diskriminierung zu beenden und das Militär zu zwingen, auch Frauen einzuziehen, wiederholt an den Gerichten wie auch am Senat gescheitert. Sobald sie einmal ins Militär eingetreten sind, können Frauen, wenn überhaupt, dann nur auf freiwilliger Basis Kampfeinheiten zugewiesen werden. Sie bekommen also die angenehmeren Jobs. Dies gilt für die USA wie auch für alle anderen Staaten. Als zum Beispiel die russische Armee in Tschetschenien Krieg führte, weigerten sich die Offizierinnen — etwa vierzehn Prozent der Offiziere — einfach, teilzunehmen. Und die Armee tat nichts, um sie dazu zu zwingen; so schafften Frauen es, beim Militär zu sein *und gleichzeitig* den wichtigsten Zweck dieses Militärs zu unterlaufen.

Außerdem sind die Lebensbedingungen der Frauen oft besser und ihre Pflichten weniger hart. Oft ist ihr Training so lax, daß es schon fast lächerlich wirkt; wenn es z.B. um das Werfen von Handgranaten geht oder wenn israelische weibliche Wehrdienstleistende nur ein zehntägiges »Basistraining« durchlaufen. Und all dies gilt nicht nur für die normalen Einheiten, sondern ebenso für sehr anspruchsvolle, sehr prestigeträchtige militärische Sonderverwendungen, etwa als Pilotinnen. Vor allem in den Vereinigten Staaten sind die Bedingungen, unter

denen Frauen im Militär dienen, so gut, daß die Streitkräfte eine Zuflucht für viele alleinerziehende Mütter geworden sind. Jahrtausendlang sind wir Männer gestorben, damit die Frauen leben konnten, oft ohne gefragt zu werden, ob wir das wirklich wollten. Es wäre interessant zu wissen, ob zur Abwechslung die Rollen jetzt einmal vertauscht sind; doch dies wird nicht so sein, allein schon deshalb, weil — wie wiederholte Studien zeigen — nur sehr wenige Soldatinnen wirklich in den Krieg ziehen wollen.

### **Das geschützte Geschlecht**

Nicht, weil sie diskriminiert wurden, haben Frauen sehr selten im Krieg gekämpft, sondern weil eine Funktion des Krieges — manche würden sagen, seine wichtigste — gerade darin besteht, Frauen zu beschützen. Frauen am Krieg teilnehmen zu lassen, während man sie gleichzeitig beschützt, ist unsinnig; um so mehr, als es nicht nur die Frauen sind, die geschützt werden müssen, sondern auch ihre Kinder.

Wie oben erwähnt, mag der männliche Drang, Frauen zu schützen, indem man für sie kämpft, durchaus eine biologische Grundlage haben. Nicht selten wird er durch das Verhalten der Frauen selbst verstärkt, und sehr oft ist auch Liebe eine Motivation; wenn Männer ihre Frauen nicht beschützen können, dann ist alles andere, was sie auch tun, von zweifelhaftem Wert. Doch welche Faktoren die Männer auch antreiben: Schon in der Ilias erklärt der Trojaner Hektor seiner Gattin Andromache, er wolle lieber tot und von »aufgeschütteter Erde bedeckt« sein, als mitzuerleben, »wenn einer von den erzgewandeten Achaiern dich Weinende wegführt und raubt dir den Tag der Freiheit«. Einige Reliefs des Athener Parthenon-Frieses zeigen Lapithen, die ihre Frauen gegen Angriffe der Zentauren verteidigen. Rund 500 Jahre nach Entstehung dieses Reliefs bemühte sich Eleazar BenJair, der Anführer der jüdischen Zealoten in Masada, seine Männer im Angesicht der unausweichlichen Niederlage zum Massenselbstmord zu überreden. Bei seinem ersten Versuch sprach er von den Freuden der Freiheit,

sich für den Tod zu entscheiden, und scheiterte. In seiner zweiten Rede beschrieb er die »Schande« der Frauen und Töchter, wenn sie »gefesselt und hilflos« in die Hände der Römer fallen sollten. Diesmal erzielten seine Worte die beabsichtigte Wirkung. Die Zeloten warfen Lose, wählten fünf Männer aus ihren Reihen aus, legten sich neben ihren Familien nieder und ließen sich umbringen. Danach töteten sich die fünf Überlebenden einer nach dem anderen, und der letzte steckte noch den Palast in Brand, bevor auch er sich in sein Schwert stürzte. Dabei war die Schande gewiß nicht schlimmer, als den Löwen vorgeworfen zu werden — ein Schicksal, das viele gefangene Juden erwartete; deshalb setzten viele jüdische Männer im Krieg ihrem Leben ein Ende.

Wenn wir in die Neuzeit weitergehen, so strotzen die Annalen des amerikanischen Westens vor Berichten von lüsternen Rothäuten, die nach dem Fleisch weißer Ladys gierten; umgekehrt griffen die Siedler angeblich vor allem zum Gewehr, um ihre Frauen zu schützen. Die Konföderierten erfanden im amerikanischen Bürgerkrieg den Mythos vom Yankee, der unbedingt eine »Southern Belle«, eine Südstaatenschönheit haben wollte, und kämpften zumindest der Theorie nach, um diese Schönen vor einem schlimmeren Schicksal als dem Tod zu bewahren. Im Ersten Weltkrieg sahen die Heere aller Nationen die dringliche Notwendigkeit, ihre Frauen vor Vergewaltigung zu schützen. Im Konflikt zwischen Arabern und Israelis entwickelten die Israelis immer wieder neuen Kampfesmut angesichts der angeblich drohenden Gefahr der sexuell ausgehungerten Horden von arabischen Wilden, die über ihre Frauen herfallen könnten. Kurz gesagt, gibt es da immer einen brutalen Feind, der es gerade auf die eigenen Frauen abgesehen hat, die wiederum, je nach vorherrschendem Geschmack als außergewöhnlich schlank, außergewöhnlich dick, außergewöhnlich sittsam, außergewöhnlich entgegenkommend, ganz sicher aber als außergewöhnlich schön und außergewöhnlich begehrenswert dargestellt werden. Immer geht es darum, sie vor einem schrecklichen Schicksal zu bewahren, selbst wenn es den Mann das Leben kostet und selbst wenn sie, wie es manchmal der Fall sein mag, gar nicht davor bewahrt werden wollen.

Oft war die Angst vor Vergewaltigung real und trat spontan auf. In anderen Fällen wurde sie gezielt herbeigeredet und systematisch von den Mächtigen benutzt. Wenn es die Gefahr von Vergewaltigungen als ein Mittel, Männer zum Kampf anzustacheln, nicht schon gegeben hätte, hätte man sie erfinden müssen. So zeigte 1914 die französische und britische Propaganda deutsche Soldaten, die belgische Nonnen und Französinen vergewaltigten, und rief die eigenen Truppen auf, sie zu rächen oder ähnliche Vorkommnisse zu unterbinden. Es gab auch Geschichten von deutschen Soldaten, die den Frauen die Brüste abschnitten. Die weiblichen Brüste, die das Bild der Mutter mit dem der Geliebten verbinden, sind vielleicht besonders geeignet, Männer zum Kampf anzustacheln. Im Zweiten Weltkrieg druckten alle kriegführenden Mächte Plakate, die das Schicksal, das Frauen in den Händen des Gegners erwartete, in gräßlichsten Einzelheiten darstellten. Die Masche wirkte, ebenso wie die Nachricht, daß deutsche Frauen von der Roten Armee vergewaltigt worden waren, sich als »äußerst wirkungsvoll« bei der Motivierung der Wehrmacht erwies. Während der Golf-Krise 1991 wurde das Schicksal von kuwaitischen Frauen benutzt, um die Kriegskoalition zusammenschweißen. Das ging sogar so weit, daß die kuwaitische Regierung im Exil eine Public-Relations-Firma anheuerte, die schauerliche Bilder von dem malen sollte, was irakische Truppen diesen Frauen angeblich antaten.

Daß der Schutz von Frauen ein wichtiges Ziel von Kriegen ist, steht wohl relativ eindeutig fest. Umstritten ist dagegen, in welchem Maße Männer in den Krieg ziehen, um Frauen für sich zu gewinnen. Das verfügbare Material dazu hat Jan van der Dennen, ein niederländischer Anthropologe, übersichtlich zusammengestellt. Anscheinend wurden viele Stammeskriege durch Streitigkeiten um Frauen ausgelöst, im einzelnen konnte es dabei um die Mitgift gehen, um Scheidung, Vergewaltigung, oder eine Frau brannte mit dem Angehörigen eines anderen Stammes durch (was für die eine Seite Durchbrennen war, mochte für die andere Seite wie Entführung aussehen, so daß es dabei nicht selten um dieselbe Sache ging). Das galt etwa für die Indianerstämme an der kalifornischen Küste, aber auch für

die Yanomami-Indianer im Amazonas-Regenwald, die Mundugumor in Neuguinea und viele andere Völker. Die Bibel berichtet, wie die Israeliten gegen den Stamm Benjamin in den Krieg zogen, nachdem einige Mitglieder dieses Stammes eine Frau eines anderen Stammes geschändet und ermordet hatten. Bei den neuseeländischen Maori gab es eine Redewendung: »Land und Frauen sind die Ursachen von Krieg.«

Daß Streit um Frauen Kriege auslöste, ist eine Sache, daß Männer in den Krieg zogen, um Frauen zu gewinnen, eine andere. In der Ilias zum Beispiel wird an vielen Stellen davon berichtet, daß Städte dem Erdboden gleichgemacht, alle Männer getötet und die Frauen gefangengenommen wurden. Bei den Griechen wie bei vielen anderen Völkern galt das Interesse an den Frauen allerdings weniger ihren reproduktiven Möglichkeiten als vielmehr ihrer Arbeitskraft — sie wurden insbesondere zum Spinnen und Weben gebraucht. In Kalifornien nahmen die Pomo und die Nisean regelmäßig gefangene Frauen durch Heirat in ihre Stämme auf. Bei den Zügen der Wikinger ergaben sich oft Gelegenheiten, Frauen als Beute mitzunehmen (*herfang*). Wir hören von König Helgi von Norwegen, der über Schweden herfiel. Dabei »machte er reichlich Beute und ergriff die Königin Yrsa und nahm sie mit«.

Es stimmt aber auch, daß viele Stämme Frauen keinen besonderen Wert zumaßen und sie entweder zusammen mit ihren männlichen Verwandten umbrachten oder sie einfach laufen ließen. Die Yurok beispielsweise nahmen gelegentlich Frauen als Gefangene mit, schickten sie aber nach der Beilegung des Konflikts wieder zu ihren Verwandten zurück. Die Mattole, Nongatl, Sinkyone, Lassik und Wailaki machten keine Gefangenen und töteten manchmal auch Frauen und Kinder. Die Quenchan und die Mojave nahmen hin und wieder Frauen als Gefangene, aber sie erachteten es als gefährlich, Geschlechtsverkehr mit ihnen zu haben. Bei den Asmat-Kopfjägern in Neuguinea hatte ein Krieger, der eine Frau oder ein Kind durch Gefangennahme retten wollte (was selten vorkam) in der Regel große Schwierigkeiten, seine überreizten Kameraden daran zu hindern, daß sie die Gefangenen töteten.

Alles in allem sind die Belege dafür, daß Stammesgesellschaf-

ten in den Krieg zogen, um Frauen zu ihrem Vergnügen oder als Gebärerinnen gefangenzunehmen, ambivalent. Die eingesetzten Taktiken erleichterten es den Kriegern auch nicht gerade, ein solches Ziel zu erreichen. Sehr häufig erfolgte der Angriff in den frühen Morgenstunden auf abgelegene Siedlungen, dabei wurden in der Regel in einem Überraschungsschlag ohne Rücksicht auf das Geschlecht alle Gegner getötet. Auch herumziehende Trupps konnten keine Gefangenen machen, denn das hätte ihre Beweglichkeit eingeschränkt. Frauen eines feindlichen Stammes, die das Pech hatten, einem solchen Trupp in die Hände zu fallen, wurden meist vergewaltigt und dann getötet, aber nicht als Gefangene mitgeführt. Schließlich gab es noch eine Form der Kriegführung, die als offene Feldschlacht bekannt wurde — eine Art von zeremonieller Auseinandersetzung, die viele Stammesgesellschaften auf der Welt kennen —, und dabei wurden Frauen verschont. Sie waren allenfalls als Zuschauerinnen beteiligt und feuerten die Kämpfer an.

In einer vergleichsweise egalitären Stammesgesellschaft kann es sinnvoll sein, durch einen Feldzug zusätzliche Frauen zu erobern, und es gibt in der Tat Beispiele von Stämmen, bei denen gefangene Frauen einen beträchtlichen Teil der Population ausmachten. Für einen König oder sonstigen Herrscher mochte dies vielleicht keine sinnvolle Strategie sein, weil er sich dank seiner Stellung alle Frauen seines Volkes oder seiner Völker nehmen konnte, die er haben wollte. Je komplexer und je stärker hierarchisch strukturiert eine politische Einheit ist, desto weniger Anhaltspunkte gibt es dafür, daß die Herrscher in den Krieg zogen, um neben Sklaven beiderlei Geschlechts Frauen zu erobern, zumal weibliche Gefangene oft als minderwertig im Vergleich zu männlichen angesehen wurden. Tatsächlich kann ich keine Gesellschaftsform oberhalb der Ebene des Stammes mit einem Häuptling an der Spitze anführen, bei der es üblich gewesen wäre, Krieg zu führen, um Frauen *als Frauen* zu gewinnen. Bei Vergil führt Aeneas wegen der römischen Prinzessin Lavinia Krieg gegen König Turnus, aber ihm geht es nicht um die sexuelle Eroberung, sondern er verfolgt ein höchst politisches Ziel. Das gleiche gilt für den Perserkönig Dareios: Als er 490 v.Chr. die Stadt Milet belagerte, drohte er

den Bürgern, er würde sie alle töten, ihre Söhne kastrieren und ihre Töchter nach Baktrien verschleppen, falls sie sich nicht ergaben.

Aus der Sicht der Frauen war es kein großer Unterschied, ob der Krieg ihretwegen geführt wurde oder ob sie lediglich zufällig Opfer des Krieges wurden («Kollateralschaden» ist die moderne Bezeichnung dafür). In beiden Fällen hatten sie unter stärkeren, aggressiveren und besser organisierten Männern zu leiden, gegen die sie sich nicht verteidigen konnten. Von Euripides in den *Troerinnen* bis zum Internationalen Gerichtshof in Den Haag sind ihre Leiden immer wieder ausführlich beschrieben worden. Doch insgesamt erfahren die Frauen eine bessere Behandlung und kommen besser davon als die Männer — weil es ein Kriegsziel ist, sie zu beschützen, oder aber auch, weil sie nicht zu den Zielen gehören, um derentwegen ein Krieg geführt wird. Dies gilt möglicherweise sogar schon für »Kriege« unter Schimpansen. Für Stammeskriege ergeben die besten verfügbaren Zahlen für männliche wie weibliche Opfer folgendes Bild:

Stamm	1 männliche Tote	2 weibliche Tote	3 Gesamt- zahl der Toten	4 Verhältnis weibliche/ männliche Tote
	in Prozent der Bevölkerung			
Jivaro	59,0	27,0	32,7	1:2,8
Yanomamo- Shamatari	37,4	4,4	20,9	1:8,5
Mae Enga	34,8	2,3	18,6	1:15,1
Dugm Dani	28,5	2,4	15,5	1:11,9
Yanomamo- Nanowei	23,7	6,9	15,3	1:3,4
Huli	19,6	6,1	13,2	1:3,2
Gebusi	8,3	8,2	8,3	1:1,02

Der Mittelwert für alle sieben Stammesgesellschaften liegt bei 1:6,1. Das heißt, für jede Frau, die infolge von Kriegseinwirkungen zu Tode kam, starben etwas mehr als sechs Männer. Zudem besteht keine Korrelation zwischen der Gesamtzahl der Toten - Spalte 3 - und dem Verhältnis von männlichen zu weiblichen Opfern. Mit anderen Worten: Kriegerische Gesellschaften verlieren nicht proportional mehr Frauen als friedliche. Vielmehr ist die eine Gesellschaft, in der ebenso viele Frauen wie Männer getötet wurden (die Gebusi), die mit Abstand friedlichste von allen genannten. Umgekehrt könnte man argumentieren, daß die einzigen Gesellschaften, in denen die Todesrate von Männern und Frauen auch nur annähernd gleich ist, jene sind, die sich aus dem einen oder anderen Grund heraus weigern, zu kämpfen. Mit dieser Weigerung mag zusammenhängen, daß es bei der letzten Zählung nur noch 500 Gebusi gab und sie damit kurz vor der Ausrottung standen; woraus man vielleicht schließen könnte, daß der Weg zum demographischen Erfolg, wie so vieles andere, mit männlichen Leichen gepflastert ist.

Weil Frauen nicht am Krieg teilnahmen und weil sie als wirtschaftlicher Wert galten, ist die Geschichte voll von Versuchen, Frauen gegen die schlimmsten Auswüchse des Krieges zu schützen. Eine der frühesten Regelungen dazu ist Deuteronomium 21,10—15. Wenn die Israeliten »freiwillig« in den Krieg zogen (wenn also nicht ausdrücklich ihr Gott diesen Krieg befahl), sollten sie alle männlichen Gefangenen töten. Das Gesetz verlangte aber auch, die weiblichen Gefangenen nicht als Sklavinnen zu behandeln. Wenn dem Sieger eine Gefangene besonders gefiel, sollte sie »in seinem Haus wohnen und einen Monat lang ihren Vater und ihre Mutter beweinen«. Per definitionem waren die männlichen Verwandten von weiblichen Kriegsgefangenen tot und konnten der Verbindung nicht mehr zustimmen, wie es eigentlich nötig gewesen wäre. Daher das Gebot, den Frauen eine angemessene Trauerzeit zuzugestehen, bevor sie ihren Bezwinger ordnungsgemäß heirateten. Erst dann war Geschlechtsverkehr erlaubt.

Was für Stammeskriege zutrifft, gilt genauso für ihr »zivilisiertes« Gegenstück überall im alten Nahen Osten und im Mit-

telmeergebiet seit etwa 2500 v. Chr. So gab der assyrische König Sancherib kurz nach 705 v. Chr. zur Erinnerung an die Einnahme der Stadt Lachisch in Judäa eine Reihe von Reliefs in Auftrag, die dann seinen Palast in Ninive schmückten und heute im British Museum zu sehen sind. Schritt für Schritt zeigen diese Reliefs die Armee und die Belagerungsaktivitäten. Schließlich kommt der Moment, in dem sich nach dem Fall der Stadt die abgeschnittenen Köpfe ihrer männlichen Verteidiger in Haufen vor Sancheribs Thron türmen. Andere Männer werden gepfählt; Die Frauen aber werden offensichtlich unverletzt zusammen mit ihren Kinder weggeführt.

Auch ein Beispiel aus der griechischen Welt zeigt ähnliche Befunde. Als die Athener die tributpflichtige Stadt Skione wieder einnahmen, wurden die Männer hingerichtet und die Frauen als Sklavinnen verkauft. Gleiches geschah, als Melos, eine weitere Stadt, die in den Augen der Athener einen Aufstand gewagt hatte, eingenommen und zerstört wurde. Ursprünglich hatten die Athener beschlossen, auch die Stadt Mytilene so zu behandeln. Doch letztendlich waren sie gnädig und ließen nur tausend der reichsten männlichen Bürger exekutieren; nicht zur Bürgerschaft zu gehören hatte also auch seine Vorteile. Während des gesamten Peloponnesischen Krieges, der, wie Thukydides schreibt, der größte und brutalste war, der bis dahin in Griechenland gewütet hatte, gab es nur einen Zwischenfall, bei dem Frauen getötet wurden, und das war die Plünderung von Mykalessos durch thrakische Söldner, die der Historiker gerade wegen ihrer außergewöhnlichen Grausamkeit erwähnt.

Wie zu erwarten, gehörten zu den Kriegsregeln auch solche, die Frauen vor den Schrecken des Krieges bewahren sollten. Ein typisches Beispiel ist das muslimische, dem ersten Kalifen zugeschriebene Gebot, daß Kinder, alte Männer und Frauen nicht getötet, Bäume nicht gefällt und Häuser nicht zerstört werden dürfen. Im spätmittelalterlichen Europa entwickelten sich ähnliche Übereinkünfte. So verbot zum Beispiel die Goldene Bulle von 1356, die unter anderem zu regeln versuchte, was deutsche Fürsten im Krieg tun durften und was nicht, Vergewaltigungen (sowie auch den Einsatz von Feuerwaffen).

Um 1400 veröffentlichte der französische Mönch Honoré Bonnet *L'abre des batailles*. Das Werk ist voller Ermahnungen, doch die Frauen zu schonen, die neben Klerikern und Nutztieren wie Kühen und Eseln als »unschuldig« galten und darum christliche Milde verdienten. Ein französisches Zeugnis aus dem 15. Jahrhundert zählte Adlige, die »Frauen Gewalt antun«, zu jenen, die nicht an Turnieren teilnehmen durften; eine schwere Strafe, wenn man bedenkt, daß Turniere die Gelegenheit schlechthin für Adlige waren, ihre Kriegskunst zu zeigen und vielleicht einen zukünftigen Arbeitgeber auf sich aufmerksam zu machen. Noch im 16. Jahrhundert enthielt deutsches Kriegsrecht strenge Anweisungen, junge Mütter, Schwangere und »Mädchen« (was jung und/oder jungfräulich bedeuten konnte) nicht anzurühren. Das umfaßte also fast alle Frauen in einem sexuell attraktiven Alter, was vielleicht gerade auch beabsichtigt war.

Seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wurden Kriege im Abendland nicht mehr von einzelnen Herrschern oder von Völkern geführt, sondern von Staaten; dementsprechend wurde die Unterscheidung nach Alter und Geschlecht durch die Unterscheidung zwischen Soldaten, die im Namen des Staates kämpfen durften, und Zivilisten, die das nicht durften, ersetzt. Da Frauen fast nie Uniform trugen und nicht als Teil des Militärs galten, selbst wenn sie sich dem Feldzug anschlossen, waren sie zumindest theoretisch besser geschützt als je zuvor. Überraschenderweise ging ein weiteres neues Konzept, die »militärische Notwendigkeit«, in dieselbe Richtung. Der ursprüngliche Sinn des zum Beispiel von Balthazar Ayala, einem spanischen Juristen des späten 16. Jahrhunderts, benutzten Begriffs lag darin, ein Schlupfloch für die Generäle König Philipps II. zu finden, damit sie auch wirklich alles Notwendige tun konnten, um einen Sieg zu erringen. Da aber selbst die weiteste Interpretation der »militärischen Notwendigkeit« wohl kaum den erzwungenen Geschlechtsverkehr mit Frauen deckte, wirkte sich dieser neue Ansatz für die Frauen positiv aus. Je nach Situation konnten ganze Provinzen »dem Erdboden gleichgemacht«, Städte bombardiert und Dörfer in Brand gesetzt werden. Dabei wurden vielleicht Männer wie Frauen

umgebracht, aber was den Geschlechtsverkehr anging, bleiben die Körper der Frauen sakrosankt. Ein sehr gutes Beispiel dafür, wie so etwas ablief oder zumindest ablaufen sollte und konnte, lieferte der amerikanische Bürgerkrieg, in dem General William Tecumseh Sherman Georgia buchstäblich vernichtete. Die Wirtschaft der Südstaaten-Konföderation wurde systematisch zerstört, bis hin zu Schienen, die herausgerissen, erhitzt und wie Korkenzieher um Bäume gewickelt wurden. Doch selbst als der Himmel sich vom Rauch der brennenden Farmhäuser verdunkelte, blieb die Ehre — ganz zu schweigen vom Leben — der Südstaatenschönheiten unangetastet.

Natürlich wurden diese verschiedenen Vorschriften, Frauen nicht zu töten (oder sie gefangenzunehmen und sexuell zu mißhandeln), oft verletzt. In der Antike wurden Alexander und Scipio Africanus besonders dafür gelobt, daß sie die hübschen weiblichen Gefangenen, die man ihnen brachte, nicht mißbrauchten. Alexanders Verhalten gab sogar Anlaß zu der Diskussion, ob er womöglich homosexuell gewesen sein könnte. Die Milde von Scipio Africanus hielt im 16. Jahrhundert der Maler Domenico Beccafumi in einem Gemälde fest. Ebenfalls im 16. Jahrhundert erlangte Pierre de Bayard, der »Ritter ohne Furcht und Tadel«, seinen Ruf zumindest teilweise auch wegen seiner außergewöhnlichen Keuschheit. Doch um nur einige wenige Gegenbeispiele zu nennen: Massenvergewaltigungen begleiteten den »Sacco di Roma« 1527 und die Zerstörung Magdeburgs 1631, als die kaiserlichen Truppen entfesselt in der Stadt wüteten. Massenvergewaltigungen verübte auch die japanische Armee 1938 in Nanking und die Rote Armee bei der Besetzung Deutschlands 1945. Vor dem Hintergrund dieser Vorfälle wurde in die Zweite Genfer Konvention von 1949 der Passus aufgenommen, weibliche Kriegsgefangene müßten mit »dem ihrem Geschlecht geschuldeten Respekt« behandelt werden. Von Männern war natürlich gar nicht die Rede, was wieder einmal belegt, daß im Krieg wie im Frieden Übergriffe gegen Männer sehr oft überhaupt nicht als Übergriffe gewertet werden.

Im Frieden wie im Krieg ist die Mißhandlung von Frauen — wozu vor allem die Vergewaltigung zählt — ein scheußliches,

wenngleich leider nur allzu häufiges Verbrechen, ob nun als individuelle Tat oder als systematische Politik. Dennoch kann man sagen, daß Frauen alles in allem — sei es wegen ihrer relativen körperlichen Schwache, die sie weniger gefährlich machte, sei es wegen ihres Werts als Gebärerinnen — im Krieg in der Regel besser davorkamen als Männer. Selbst die frühmittelalterlichen Kelten, die dafür berüchtigt waren, daß sie keine Gnade kannten, nahmen »sanfte, jugendliche, strahlende, einzigartige Mädchen« und »blühende, schön gekleidete junge Frauen« lieber gefangen, als daß sie sie töteten. Der belgische Kriegsfreiwillige Léon Degrelle beschreibt, wie mitten in dem furchtbaren Gemetzel an der russischen Front 1942 beide Seiten den Ukrainerinnen gestatteten, weiter ihre Felder zwischen den feindlichen Linien zu bestellen. Frauen, die in Gefangenschaft gerieten, wurden im allgemeinen besser behandelt als Männer. So starben die alliierten Soldaten, die im Zweiten Weltkrieg den Japanern in die Hände fielen, wie die Fliegen. Die amerikanischen Krankenschwestern hingegen, die in Bataan gefangengenommen wurden, litten zwar auch unter Hunger und Krankheiten, überlebten aber alle. Nehmen wir die Worte des Londoner Bischofs Reverend A. E. Winnington, mit denen er 1914 seine Landsleute zum Kampf gegen die Deutschen aufrief:

Tötet die Deutschen — tötet sie nicht um des Tötens willen, sondern um die Welt zu retten, um die Guten und die Bösen zu töten, um die jungen Männer und die alten zu töten, um die zu töten, die freundlich zu unseren Verwundeten waren, und genauso die, die den kanadischen Sergeanten kreuzigten [Anspielung auf einen verbreiteten Propagandamythos] ...

Bemerkenswert ist, daß selbst in dieser zugespitzten Rhetorik nicht davon die Rede ist, deutsche Frauen zu töten.

## Der ritterliche Mann

Nachdem wir über den (zumindest so gewünschten bzw. geforderten) Umgang mit Frauen gesprochen haben, die nicht am Kampf teilnahmen, sollten wir auch etwas über die Handvoll Frauen sagen, die tatsächlich in die Schlacht zogen. Unser Ausgangspunkt ist dabei, daß Männer im Sport wie im Krieg vor einem Kampf gegen Frauen zurückschrecken. Diese Abneigung führte immer schon zu getrennten Mannschaften für die beiden Geschlechter in den meisten Sportarten. Es kam höchstens gelegentlich einmal zu Spaßkämpfen, wenn sich etwa Männer und Frauen bei mittelalterlichen Turnieren gegenseitig mit Kuchen bewarfen. Wenn diese Schlachten ernst gewesen wären, dann wäre das Schlachtfeld natürlich mit weiblichen Leichen übersät gewesen. Umgekehrt ist die Abneigung von seiten der Männer wie der Frauen, ein solches Schlachtfeld zu sehen, ein wesentlicher Grund dafür, daß Frauen selten bekämpft haben.

Zu allen Zeiten und an allen Orten war der Krieg ein Kräftemessen — die einzige Gelegenheit, bei der, da es keine Regeln gibt, die gesamte Stärke eines Mannes, mental wie körperlich, zum Tragen kommen kann. *Per definitionem* kann allerdings ein solches Kräftemessen nur dann von Wert sein, wenn es zwischen Menschen oder Gruppen stattfindet, die annähernd gleich stark sind; wenn dies nicht der Fall ist, bringt der Sieg keinen Ruhm, eine Niederlage ist eine schwere Demütigung. Dies erklärt, warum Top-Mannschaften und einzelne Sportler oft nicht gern gegen viel schwächere Konkurrenten antreten; und auch Zuschauer sind nicht bereit, tief in die Tasche zu greifen, um etwa einen Boxkampf zu sehen, der schon zu Ende ist, bevor er auch nur richtig begonnen hat. Auf den Krieg übertragen, erklärt dieselbe Logik, warum Kommandeure wie Heere die Stärke ihrer Gegner immer systematisch übertrieben haben. Es ist eine Art Absicherung für die Zukunft. Falls sie gewinnen, wächst ihr Ruhm. Falls sie verlieren, ist ihre Niederlage eher entschuldbar.

Grundlegend für all diese Überlegungen ist die Tatsache, daß Männer beträchtlich stärker sind als Frauen. Und obwohl

manche anderer Meinung sind, bleibt dieser Unterschied selbst im Zeitalter unserer modernen Waffen äußerst wichtig. Die Kriegführung per Knopfdruck gibt es noch nicht und wird es meiner Meinung nach auch nie geben; zum Zeitpunkt der Abfassung dieses Buchs kommt kein einziger der etwa dreißig bewaffneten Konflikte, die gerade an verschiedenen Stellen der Erde ausgetragen werden, dieser Beschreibung auch nur nahe. Der Unterschied in körperlicher Stärke und Robustheit bedeutet, daß der Kampf gegen Frauen zur Demütigung führt, wenn er mit einem Sieg endet, und zu einer noch größeren Demütigung, wenn eine Niederlage am Ende steht. In der Sprache der Spieltheorie ist es eine *loose/loose*-Situation — eine, der Männer, wenn sie klug sind, möglichst aus dem Weg gehen.

Auch die alten Griechen wußten schon, daß die Amazonen nur ein Mythos waren, aber auch Mythen können vielleicht ein bißchen Licht in die Wirklichkeit bringen. Die früheste Erwähnung finden die *amazones* in der *Ilias*, die, ausgehend von viel älteren Grundlagen, wahrscheinlich kurz vor 700 v.Chr. abgefaßt wurde. Von Anfang an erweist sich die genaue Festlegung des Amazonengeschlechts als problematisch. König Priamos beschreibt sie dort als *antianeirai*, als »Männern gleichwertig«; in der gesamten griechischen Literatur wird dieses Beiwort nur auf die Amazonen angewendet. Die Form *amazones* an sich ist männlich. Ihr geht der bestimmte Artikel in seiner Maskulin-Form (im Plural), *hoi*, voran, und sie korrespondiert so mit der normalen Art, in der das Griechische Völker beschreibt, die aus Männern und Frauen bestehen. Die gleiche Form kann auch benutzt werden, um Armeen zu bezeichnen, wobei sie sich dann ausschließlich auf Männer bezieht. Wenn man allein von Homer ausgehen und die ganze Überlieferung nach ihm außer acht lassen würde, hätte man, abgesehen von dem Epithel *antianeirai*, keinen Anhaltspunkt dafür, daß Priamos von Frauen sprach; später gibt es auch andere Quellen, die betonen, daß die Amazonen zwar keine Männer, ihnen aber doch gleichwertig waren.

Und dies ist äußerst wichtig für das Verhältnis der männlichen Kämpfer zu diesem Volk. In dem Epos *Aithiopsis* des Arktinos wird der Schurke Theristes vom Helden Achill getötet,

weil er andeutet, daß dieser sich von der Amazonenkönigin Penthesilea, die er schließlich tötete, angezogen gefühlt habe; der springende Punkt dabei war, daß, wenn die Anschuldigung zutraf und Penthesilea in erster Linie eine Frau war, ihr Tod sich natürlich von einer ruhmreichen Waffentat in einen schlichten Mord verwandelt hätte. Die gleiche Überlegung erklärt vielleicht auch, warum auf allen Darstellungen bis in die Mitte des 6. Jahrhunderts v. Chr. hinein keine Amazone, lebend oder tot, je nackt zu sehen ist wie viele männliche Krieger. Statt dessen sind sie immer gekleidet und bewaffnet wie Hopliten. Sie schwingen Speere, tragen Schilde und eine Rüstung, die ihre Brüste verbirgt; wenn nicht ihre Namen und ihre weißen Gesichter und Körper wären und manchmal ein charakteristisches Attribut wie etwa ein Tierfell, könnte man unmöglich wissen, daß es sich bei ihnen eigentlich um Frauen handelte. Auf diese Art diente ihre »Gleichwertigkeit« einem doppelten Zweck. Einerseits erlaubte sie ihnen, am Krieg teilzunehmen und zu kämpfen. Andererseits erlaubte sie jenen, die gegen sie kämpften und sie oft genug auch töteten, stolz auf ihre Tat zu sein.

Irgendwann im 5. Jahrhundert v. Chr. begannen sich die Vorstellungen der Griechen von den Amazonen zu wandeln. Der erste Beleg für die Veränderung ist ikonographischer Natur: Immer öfter wurden die Amazonen jetzt nicht mehr als Hopliten, sondern als Frauen dargestellt. Dazu mußten große Teile ihrer Rüstung verschwinden, und an ihre Stelle traten lockere Kleidungsstücke, die oft eine oder sogar beide Brüste frei ließen. Die Amazonen, deren Identität als Frauen jetzt völlig eindeutig war, kämpften weiterhin, das heißt, sie durchliefen eine Niederlage nach der anderen. Meist suchen sie auf bildlichen Darstellungen verzweifelt Schutz hinter ihren Schilden, während ihre männlichen Feinde sich anschicken, sie mit dem Speer zu durchbohren, z.B. auf einer Vase, die heute zur Mansell-Sammlung gehört. Manchmal werden sie gerade von ihren Pferden heruntergezogen wie auf einem Fries am Apollon-Tempel in Bassai, oder sie werden an den Haaren festgehalten, während sie zu fliehen suchen, wie auf dem von Pheidias geschaffenen Schild der Athene Parthenos, der nur als römische Kopie erhalten geblieben ist.

Noch später wurden die Amazonen in allen möglichen lebensnahen Szenen gezeigt. Sie legten die Rüstung an, zogen in den Kampf, kehrten mit ihren Toten aus der Schlacht zurück, führten, ritten oder stiegen von Pferden, statteten Streitwagen aus und fuhren auf ihnen, oder sie wuschen sich einfach, während ihre Waffen neben ihnen lehnten. Je vielfältiger die Tätigkeiten waren, bei denen sie dargestellt wurden, desto seltener kämpften sie. Von den bildlichen Darstellungen greift die »Abrüstung« der Amazonen auch auf die Literatur über. Nach den Worten des Lysias, eines attischen Redners des 4. Jahrhunderts v. Chr., »wurden sie [ursprünglich] eher für Männer gehalten, wegen ihres hohen Mutes, als für Frauen wegen ihres Geschlechts«. Später, nachdem sie »tapfere Männer« kennengelernt hatten (d. h. die Athener, die sie besiegten), »entsprach ihr Mut ihrem Geschlecht. . . Sie allein lernten nichts aus ihren Fehlern, und so ... gingen sie sofort zugrunde.« Sobald die Amazonen aufgehört hatten zu kämpfen, mußten andere Charakteristika gefunden werden, die sie auszeichneten. Entsprechend gab es Versuche, den Ursprung des Wortes entweder von *a* und *mazos* (ohne Brust) oder von *a* und *maza* (ohne Brot) abzuleiten. Die erste und bekannteste Interpretation ließ eine ganze neue Mythologie entstehen: Die Amazonen oder ihre Nachkommen (von den Skythen, die auf sexuelle Gewalt zurückgegriffen hatten, um sie zu »zähmen«), die Sauromaten, benutzten ein besonderes Werkzeug aus Bronze, um jungen Mädchen die rechte Brust zu entfernen und die Kraft des Körpers in die Schulter und den Arm umzulenken, die man brauchte, um den Bogen zu spannen. Später dann legte eine weitere Deutung die Betonung auf die Vorsilbe *ama*. Danach war *amazones* entweder von *hamazosai* »zusammen lebend« abgeleitet oder von *amazonais* »gegürtet«.

Da das Wort *amazones* wahrscheinlich nicht griechischen Ursprungs ist, ergibt keine dieser Deutungen einen Sinn. Sie zeigen aber immerhin, daß die Vorstellungen von den Amazonen sich änderten. Ursprünglich waren sie Kriegerinnen, »Männern gleichwertig«. Später betrachtete man sie in einem etwas weniger heldenhaften Licht, und die Autoren beschäftigten sich eher mit der Art ihrer Fortpflanzung und mit dem

exorbitanten Preis, den sie für ihre kriegerischen Eigenschaften zu zahlen hatten: entweder Verstümmelung oder ein nomadisches, kulturloses Leben ohne jene Annehmlichkeiten, die den Griechen so lieb geworden waren. Anders ausgedrückt: Amazonen konnten nur kämpfen — und Männer sich ihnen entgegenstellen —, solange sie keine Frauen waren oder als solche nicht identifiziert werden konnten. Erst als sie aufhörten zu kämpfen, konnten sie schließlich Frauen werden. Gegen Ende des 4. Jahrhunderts v. Chr. wurde das »mit goldenen Schilden und silbernen Äxten ausgestattete Heer« von Frauen entschieden »männerfreundlich«. Sie organisierten sogar von sich aus Rendezvous, wde etwa die Amazonenkönigin Thalestris, die Alexander dem Großen anbot, sich mit ihm zusammenzutun, um den besten Kämpfer aller Zeiten zu produzieren.

Selbst auf dem Höhepunkt ihrer Macht, als die Amazonen angeblich viele Schlachten gewannen und viele Länder überannten, war es nicht gerade ein besonderes Vergnügen, über sie zu triumphieren. Den folgenden Bericht über den Tod der Amazonenkönigin Penthesilea hat der griechische Dichter Quintus von Smyrna in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts nach Christus verfaßt:

Da lag sie in Schmutz und geronnenem Blut, und unter ihren lieblichen Brauen leuchtete selbst im Tod noch ihr schönes Antlitz. Die Argiver, die sie umstanden, bestaunten sie, sie schien wie eine heilige Unsterbliche. Sie lag am Boden in ihrer Rüstung wie die nimmermüde Artemis, die Tochter des Zeus, wenn sie von der Löwenjagd in den hohen Bergen ausruhte. Aphrodite, das wunderbar geschmückte Weib des mächtigen Ares, machte Penthesilea noch im Tode strahlend, damit der Sohn des untadeligen Polens [das heißt Achill, ihr Mörder] trauerte. Viele Männer wünschten, sie könnten nach der Heimkehr das Bett mit einer solchen Frau teilen. Achill empfand tiefen Schmerz, daß er sie erschlagen hatte, anstatt sie als seine strahlende Gemahlin nach Phthia zu bringen, denn an Statur und Schönheit war sie makellos wie die Unsterblichen.

Eine Frau zu töten, selbst eine, die Waffen trug, war eher ein Anlaß zur Trauer als zur Freude, und Achill konnte als einzige Entschuldigung anführen, daß er nicht gewußt hatte, was er tat. Dies erklärt vielleicht, warum die Amazonen nach Penthesilea, wenn überhaupt, dann doch lieber mit einer entblößten Brust kämpften, wie zum Beispiel Camilla, von der Vergil erzählt.

Man muß nur das Cover von *Dungeons and Dragons* oder Filme wie *Barbarella*, *Xena* oder *Barbed Wire* ansehen, um festzustellen, daß die Kombination von blutigem Kampf und großzügigem Dekolleté heute noch genauso fasziniert wie im alten Griechenland. Gleiches gilt für Computerspiele wie zum Beispiel *Tomb Raider*. Je größer und und verhüllter die Brüste, desto spannender ist offenbar das Spiel in den Augen der männlichen Teenager, der wichtigsten Käufer dieser Art von Unterhaltung. In den Filmen wie auf dem Computerbildschirm macht die künstlerische Herausforderung, eine weibliche Figur zu schaffen, die gleichzeitig sexy und schlagkräftig ist, vielleicht einen Teil der Faszination aus. Doch viele dieser mythologischen Figuren enthüllen oder betonen ihre Brüste vor allem, um selbst während des Kampfes vom Gegner noch Zurückhaltung zu fordern. Deshalb wurden nur sehr wenige von ihnen je getötet. Wenn es doch einmal geschah, wurde ihr Tod als tragisch dargestellt; entweder als das Ergebnis eines Unfalls oder als das Werk eines Mannes, der noch schlimmer war als der Rest.

Im echten Leben erklärt das Widerstreben der Männer, Frauen zu töten, ein Stück weit, warum jene Frauen, die an Krieg und Kampf teilnahmen, dies fast immer in Verkleidung tun mußten. Es erklärt auch, warum jene, deren wahre Identität wie bei Penthesilea erst nach ihrem Tod erkannt wurde, normalerweise eher bemitleidet als mit Haß überschüttet wurden. Und die unterschiedliche Haltung Männern und Frauen gegenüber endet auch mit dem Tod noch nicht. Selbst in »zivilisierten« Heeren sind die Fälle, in denen Körperteile toter gegnerischer Soldaten genommen und ausgestellt werden, nicht so selten, wie manche vielleicht glauben. Stammeskrieger haben oft abgeschnittene männliche Körperteile geraucht, einge-

legt oder als Heilmittel eingesetzt, sie zum Schmuck ihres Hauses oder ihrer Person benutzt; es sind oft gerade die Frauen, die ganz wild auf solche Trophäen sind. Und dennoch ist es beinahe unvorstellbar, daß jemand das gleiche mit den Gliedmaßen von Frauen tut. Ein Krieger, der so etwas tut, sollte wahrscheinlich alle Hoffnung aufgeben, je eine Frau für sich zu gewinnen oder zu behalten; und dies gilt für Kopfjäger ebenso wie für uns selbst.

Manchmal gehen kämpfende Frauen auch einfach davon aus, daß sie im Falle einer Niederlage geschont werden. In *The Tain* zettelt die Schurkin Medb einen ungerechten Krieg an - sie will damit beweisen, daß sie reicher ist als alle anderen -, indem sie dem männlichen Helden, der für sie kämpft, die »Schenkel« ihrer Tochter und ihre eigenen anbietet. Dann stellt sie ein Heer auf und übernimmt das Kommando. Nach dem Verlust von Tausenden Männern bittet sie um Schonung, und Cuchulainn, der kein »Mörder von Frauen« ist, gewährt sie ihr. Wieder einmal bestätigt die Wirklichkeit den Mythos. Eine Historikerin erklärt: »Das Ausmaß der Beteiligung der Frauen am Bauernkrieg wurde auch deshalb bislang verkannt, weil Frauen in den bisher ausgewerteten Straflisten, die die Niederlage der Bauern dokumentieren, nicht vorkommen. ... Wenn Frauen für ihre Beteiligung bestraft wurden, dann mit anderen Strafen als ihre Männer. . . So waren im Juli 1525 alle Frauen des Dorfes Dettwang (bei Rothenburg ob der Tauber) in das dortige >Narrenhaus< gesperrt worden.« Frauen hatten eher eine der herkömmlichen mildereren >Frauenstrafen< zu gewärtigen, wie etwa das Prangerstehen — Kommentar überflüssig.

In manchen Fällen wurden kämpfende Frauen sogar geschont, selbst wenn sie nicht darum gebeten hatten. Ein gutes Beispiel liefert der Zweite Weltkrieg, in dem wahrscheinlich mehr Frauen kämpften als in jedem anderen bewaffneten Konflikt zuvor oder danach. 1944/45 wechselte Rumänien die Seiten, kündigte sein Bündnis mit Deutschland auf und schloß sich statt dessen der Sowjetunion an. Diese Situation führte zu Treffen zwischen rumänischen Piloten und sowjetischen Pilotinnen, die bisher gegeneinander gekämpft hatten. Offenbar

hörten einige der letzteren von ihren ehemaligen Feinden, daß sie beinahe abgeschossen worden wären; nur weil man erkannt habe, daß es sich um Frauen handelte, seien sie verschont worden. Es kann natürlich sein, daß die Rumänen sich damit bei ihren neuen sowjetischen Herren und Verbündeten einschmeicheln oder die Frauen selbst beeindrucken wollten. Doch die Russinnen, Galina Burdina und Nina Slowochtowa, hätten diese Geschichte wohl kaum vierzig Jahre später erzählt, wenn sie nicht von der Wahrheit überzeugt gewesen wären. Oder vielleicht waren sie nur stolz darauf, daß sie mit ihren weiblichen Reizen die Feindseligkeit des Krieges hatten überwinden können, was letztlich auf dasselbe hinausläuft.

Weil nur wenige Frauen je an offenen Kämpfen teilgenommen haben und weil ihr Leben gelegentlich geschont wurde, wenn sie tatsächlich einmal zu den Waffen griffen, ist die Zahl der gefallenen Frauen insgesamt äußerst niedrig. Allerdings nahmen Frauen sehr häufig an Revolten, Rebellionen und Aufständen teil, und mit diesem Thema sollten wir uns jetzt beschäftigen. Dabei beschränken wir uns auf jene Unruhen, die mit bewaffneten Auseinandersetzungen einhergingen, egal ob offene Zusammenstöße mit den »Ordnungskräften«, Guerillakrieg oder Terrorismus. Ausgeklammert bleiben die Fälle, in denen der Wandel allem durch politische Mittel oder bereits durch »revolutionäre« Schriften und Reden erreicht wurde.

Die proportional höhere Beteiligung von Frauen an revolutionären Bewegungen als an offenen Feldschlachten kann mit zwei Überlegungen erklärt werden. Erstens und davon ausgehend, daß der Krieg wirklich ein Kräftemessen ist, haben Aufständische gewöhnlich den »Vorteil«, viel schwächer zu sein als die Kräfte, denen sie sich entgegenstellen. Schwach, wie sie sind, können sie es sich leisten, Frauen einzusetzen, ohne den Stolz der Männer zu verletzen. Die *loose/loose*-Situation, die ich oben beschrieben habe, ist hier nicht im gleichen Ausmaß gegeben. Deshalb entwickelt sich der Aufstand erst dann zu einem regulären Krieg, wenn die Frauen aus der Schußlinie genommen wurden; so geschehen in Frankreich im Zweiten Weltkrieg, in Israel 1948 ebenso wie an vielen anderen Fronten. Ein weiterer Grund liegt darin, daß solche Bewegungen

üblicherweise nicht die Zwangsmittel von Staaten einsetzen. Deshalb ist die Zahl der Männer in ihnen nicht so überwältigend hoch wie bei einer Wehrpflichtigenarmee.

Für manche Aufstände haben wir Zahlen zur Beteiligung der Frauen. Nach dem Zweiten Weltkrieg befand ein Sonderausschuß, daß zwischen 1943 und 1945 35000 Italienerinnen an »mindestens drei Militäroperationen« gegen die Deutschen beteiligt gewesen seien. 4635 Frauen wurden festgenommen, 2750 starben im Kampf oder wurden exekutiert. 512 Frauen hatten in irgendeiner Weise Kommandobefugnis, 19 wurden mit dem höchsten Orden des Widerstandes ausgezeichnet. Da insgesamt 282751 Personen offiziell als »Partisanen« anerkannt wurden, betrug der Frauenanteil etwa 12,3 Prozent, das entspricht, wie wir noch sehen werden, weitgehend den Verhältnissen zu anderen Zeiten und an anderen Orten. In Jugoslawien waren zwischen 1941 und 1945 etwa zehn Prozent der Kämpfer der Nationalen Befreiungsarmee, des militärischen Arms der Widerstandsbewegung, Frauen, eine Zahl, die bis zum Kriegsende auf 12,5 Prozent anstieg. Die meisten Frauen dienten als Sanitäter (*bolnicarka*) oder Sanitäter-Kämpfer (*borac-bolnicarka*); wenn eine Frau in einer Einheit war, wurde sie in der Regel für den Sanitätsdienst abgestellt, ob ihr das gefiel oder nicht. Sehr viel weniger Frauen wurden als Spezialistinnen beim Codieren, Decodieren und als vorgeschobene Beobachterinnen eingesetzt. Letzteres war eine sehr gefährliche Aufgabe, denn es bedeutete, daß man sehr weit vor den Hauptangriffskräften operieren mußte.

Ein weiterer Versuch, den Anteil der Frauen am revolutionären Kampf in Zahlen zu fassen, wurde am Beispiel des Unabhängigkeitskrieges unternommen, den Algerien 1955—1962 gegen Frankreich führte. Wie ihre jugoslawischen Schwestern waren die Algerierinnen, die sich der FLN, der Nationalen Befreiungsfront, anschlossen, in der Regel sehr jung und unverheiratet. Anders als ihre jugoslawischen Schwestern wurden die meisten (94 Prozent) bei Krankenpflege und Küchendienst eingesetzt. Einige Frauen leisteten auch Verbindungsdienste und Aufklärungsarbeit, wofür sie besonders geeignet schienen. Wie viele Kolonialherren lebten auch die Franzosen

in der Illusion, sie könnten allein durch Augenschein Algerierinnen von Französischen unterscheiden. Allerdings waren die Frauen selten bei Kämpfen dabei.

Von den beschriebenen drei Beispielen gehören die Auseinandersetzungen in Jugoslawien und Algerien zu den besonders blutigen in der Geschichte — aber auch die italienische Erhebung war kein Spaziergang. In Italien führte die Besatzungsmacht nicht nur Operationen gegen Guerillakämpfer durch, sondern zerstörte ganze Dörfer und sogar Bezirke in einem Ausmaß, das die Grenze zum Völkermord erreichte oder überschritt. Im Vergleich dazu waren die Auseinandersetzungen zwischen den jüdischen Siedlern und den britischen Behörden in Palästina zwischen 1945 bis 1947 geradezu zivilisiert. In den Augen der Briten waren die Juden eine »halbeuropäische Rasse«, deshalb gingen sie nicht annähernd so brutal gegen sie vor wie im selben Gebiet von 1936 bis 1939 gegen die Araber. Auf jüdischer Seite kämpften PALMACH (3000 bis 4000 Mitglieder), deren Mutterorganisation Haganah (30000 Mitglieder), ETSEL (7000 Mitglieder) und LECHI (rund 700 Mitglieder). Angaben zum Frauenanteil gibt es nur für PALMACH, dort machten die Frauen zwischen 15 und 20 Prozent aus. Ob Zufall oder nicht, PALMACH ist auch die Organisation, die am wenigsten in blutige Kämpfe verwickelt war. Im Sommer 1946 schwor sie dem Terrorismus ganz ab und wandte sich anderen Formen des Kampfes gegen die Briten zu, zum Beispiel schleuste sie illegale Immigranten ins Land und ähnliches.

Die Haganah war von den drei Organisationen mit Abstand die größte. Sie war auch die einzige, die ihren kämpfenden Mitgliedern eine systematische Ausbildung angedeihen lassen konnte. Die PALMACH-Frauen wurden zusammen mit den Männern ausgebildet und trainiert, auch an Waffen. Trotzdem blieben in der Phase, als die Organisation »Aktionen« gegen die Briten durchführte - Brücken in die Luft sprengte oder Stützpunkte des britischen Militärs angriff—, die Frauen in der Regel im Hintergrund. Manchmal unterstützten sie die Aktionen. Einmal wurden eine Frau (und ein Mann), die eine Gruppe von Saboteuren zu ihrem Ziel gefahren hatten und sie nach der

Tat wieder zurückbringen sollten, gefesselt mit ihrem Auto zurückgelassen: Sollten die Briten sie finden, konnten sie sagen, daß sie gezwungen worden waren. In allen drei Untergrundorganisationen war der Anteil der Frauen, die bei Einsätzen ums Leben kamen, verschwindend gering. Und nicht eine Frau wurde von den Briten exekutiert oder ins Exil verbannt.

In China nahmen rund 3000 Frauen (neben 100000 Männern) an Maos Langem Marsch teil. Von den Ehefrauen der Führer abgesehen, leisteten die meisten die üblichen logistischen Dienste, die Führung der chinesischen Roten Armee lag fest in der Hand der Männer. Auch Vietnam hat eine lange Geschichte von Frauen, die bei Aufständen gegen die Chinesen an vorderster Front kämpften. Diese Tradition setzte sich im 20. Jahrhundert fort, als sich viele Vietnamesinnen an Revolten gegen die Franzosen und Amerikaner beteiligten. Sie nahmen außerordentliche Strapazen auf sich, und nicht selten konnten sie danach keine Kinder mehr bekommen. Die meisten deckten zwar die Infrastruktur ab, aber einige kämpften auch mit der Waffe in der Hand. Ihre amerikanischen Gegner behaupteten stets, die Frauen seien die »schlimmsten, rücksichtslosesten, gemeinsten« Kämpfer überhaupt gewesen, und das mußten sie auch sein, denn sonst wäre die Demütigung für ihre männlichen Gegner noch größer gewesen, als sie es sowieso schon war.

Besonders bemerkenswert ist vielleicht, daß die Frauen manchmal sogar als Teilnehmerinnen von Aufständen gewisse Privilegien wahren konnten. Zum Beispiel ließen die Briten nach dem Osteraufstand 1916 vierzehn männliche Sinn-Fein-Führer hinrichten. Nicht so die schwerbewaffnete Constance Markievicz (1876—1927), die »Rebellengräfin«, die »nur mit Rücksicht auf ihr Geschlecht« begnadigt wurde. Später war sie Mitglied des irischen Parlaments und die erste Ministerin in einer modernen Demokratie — ein eindeutiger Beweis dafür, daß es seine Vorteile hat, eine Frau zu sein. Daß sogar die Deutschen an der Ostfront davor zurückschreckten, die Frauen genauso zu behandeln wie die Männer, belegt ein Befehl des Generals Walter von Reichenau. Nach deutschen Armeemaßstäben war Reichenau ein besonders begeisterter Nazi, was auch

erklärt, warum er zu Hitlers Lieblingskommandeuren gehörte. Im Oktober 1941 ordnete er »drakonische Maßnahmen« gegen alle *männlichen* [Hervorhebung von mir] russischen Zivilisten an, die Sabotageakte hätten verhindern können, es aber unterlassen hatten. Frauen wurden nicht erwähnt.

In Palästina konnten jüdische Frauen 1929, 1936—1939 und 1946—1948 Waffen am Körper verstecken, weil die britischen Soldaten sie nicht durchsuchen durften; anfangs galt ähnliches auch beim algerischen Aufstand gegen die Franzosen. Ein weiteres Beispiel bieten die Seychellen. 1982 scheiterte dort ein Putschversuch. Die beteiligten Männer wurden zum Tode verurteilt und später zu langen Gefängnisstrafen begnadigt. Die einzige beteiligte Frau, eine Südafrikanerin namens Sue Ingle, verbrachte nur eine einzige Nacht im Gefängnis, zusammen mit ihrer Katze. Wenn die Folgen (für die männlichen Aufständischen) nicht so ernst gewesen wären, hätte man den ganzen Zwischenfall als Witz begreifen können. Um noch ein Beispiel anzuführen: Frauen (und Kinder) waren bei dem Palästinenseraufstand in Israel auch deshalb so häufig in vorderster Front zu sehen, weil es sich im Fernsehen nicht gut macht, wenn Frauen mit Tränengas besprüht und mit Schlagstöcken zurückgetrieben werden. Nach Auskunft eines meiner Studenten, der als Militärankläger in Hebron Dienst getan hatte, wurde ein Palästinenser, der bei dem Versuch, einen israelischen Soldaten abzustechen, gefaßt wurde, normalerweise zu 15 bis 17 Jahren Gefängnis verurteilt. Eine Frau dagegen, die wegen des gleichen Delikts verurteilt wurde, bekam nur ein Jahr, wenn überhaupt eine Gefängnisstrafe.

Als Rebellen, Revolutionäre oder Aufständische werden Frauen zweifellos auch weiterhin beweisen, daß sie ebenso mutig, entschlossen und belastbar sind wie Männer. Als Rebellen, Revolutionäre oder Aufständische werden Frauen üblicherweise erwarten, besser als Männer behandelt zu werden, und werden ihre Erwartung manchmal erfüllt sehen. In manchen Fällen werden sie an einem Aufstand teilnehmen, gerade weil sie davon ausgehen, daß sie besser behandelt werden als Männer. Das war zum Beispiel in Nigeria 1929 der Fall, als Frauen, die sich weigerten, Steuern zu zahlen, eine Revolte starteten in

der Annahme - die sich als falsch erwies -, daß die Briten zögern würden, auf sie zu schießen.

Insgesamt erfahren Frauen, die nicht am Krieg teilnehmen, eine bessere Behandlung als Männer. Und auch Frauen, die am Krieg teilnehmen, erfahren oft eine bessere Behandlung — selbst wenn sie bewaffnet sind, selbst wenn sie Terroristinnen sind und blutige Angriffe durchgeführt oder geplant haben. All dies gilt für den Krieg wie für den Frieden, in einer Krisensituation wie unter normalen Rechtsverhältnissen. Männer kämpfen gegen Frauen genauso ungerne, wie sie sie bestrafen. Im Rechtssystem wie im Krieg werden selbst schlimmste Vergehen manchmal entschuldigt oder milder beurteilt, einfach nur weil eine Frau sie begangen hat.

### **Schlußfolgerungen**

Wenn man bestimmten Wissenschaftlern Glauben schenkt, dann sind die männlichen Hemmungen, Frauen zu schlagen, biologisch verwurzelt. Und selbst wenn man diesen Wissenschaftlern nicht glaubt, dann gibt es keinen Zweifel daran, daß das Verbot, Mädchen —junge weibliche Wesen — zu schlagen, Jungen — jungen männlichen Wesen — schon von frühester Kindheit eingeimpft wird. Solange sie klein sind, werden ihre kläglichen Versuche, Mädchen, die größer als sie sind, zu schlagen, amüsiert geduldet. Sobald sie aber so stark wie oder stärker als die Mädchen werden, ist es plötzlich verboten, Mädchen zu schlagen. Von diesem Punkt an darf ein Mann nur noch seine Ehefrau berühren, und selbst hier haben wir gesehen, wie die Gesellschaft überall und zu allen Zeiten versucht hat, ihm Beschränkungen aufzuerlegen.

Was für die individuelle Begegnung gilt, gilt ebenso für den kollektiven Einsatz von Gewalt im Krieg. Natürlich ist Krieg für die Frauen wie für Männer großteils die Hölle schlechthin. Dennoch werden Frauen im Gegensatz zu Männern nicht gezwungen, Kriegsdienst zu leisten. Insoweit, als es Ziel des Krieges ist, das Überleben der Gemeinschaft sicherzustellen, wäre das auch absurd und kontraproduktiv. Ob als Angehörige des

Trosses, als Soldatinnen oder als Kombattantinnen — wenn Frauen in den Krieg ziehen, so tun sie es als Freiwillige und genießen dabei viele Privilegien. In Friedenszeiten reichen diese Privilegien vielleicht von besseren Quartieren bis hin zu angenehmeren Jobs und von Lohnzuschlägen bis hin zu laxerer Disziplin. In Kriegszeiten hat kein Land Frauen je dazu verpflichtet oder würde sie dazu verpflichten, am Kampf teilzunehmen. In der ganzen Geschichte hat nur eine Armee — die Russen im Ersten Weltkrieg — versucht, eine Fraueneinheit aufzustellen und in den Kampf zu schicken. Diese Frauen konnten die Disziplin, die ihre Befehlshaberin ihnen auferlegte, nicht ertragen, und mehr als fünf Sechstel desertierten, bevor sie auch nur die Front erreichten. Es gab übrigens auch keinen Versuch, sie daran zu hindern.

Ein weiterer Unterschied zwischen weiblichen und männlichen Freiwilligen besteht darin, daß letztere sich ein für allemal verpflichten müssen und schwer bestraft werden, falls sie sich ihrer Verpflichtung zu entziehen suchen. Anders Frauen, die zumindest in der Praxis ihr Einverständnis zurückziehen können, wann immer sie wollen. Falls sie dabei auf irgendwelche Schwierigkeiten stoßen, können sie immer noch auf eine Schwangerschaft zurückgreifen. Unabhängig davon, ob sie schwanger sind oder nicht, werden Frauen sehr oft entlassen und nach Hause geschickt, statt bestraft zu werden. Im gesamten gesellschaftlichen Leben, im militärischen wie im zivilen Bereich, läßt sich sicher kein größeres Privileg denken.

Sei es, weil sie nicht als Mitglieder der politischen Gemeinschaft betrachtet werden, wie in Stämmen und antiken Stadtstaaten, sei es weil sie als »unschuldig« gelten wie im Mittelalter oder sei es, weil sie als Zivilisten verstanden werden wie in Europa von etwa 1700 an —jedenfalls sind Frauen im Gegenzug dafür, daß sie nicht an Kriegen teilnehmen, bis zu einem gewissen Grad von seinen Schrecken befreit. In Stammeskriegen wie auch in den antiken Reichen bestand diese Erleichterung »nur« in dem Recht, nicht getötet zu werden. Doch sehr oft waren und sind auch andere Dinge eingeschlossen. Wenn Männer gefangengenommen werden, kommen Frauen oft ungeschoren davon. Historisch sind Frauen nur sehr selten als Gei-

seln bestimmt worden, die für das Wohlverhalten ihrer Verwandten haften mußten. Wenn sie etwa bei Banküberfällen, Flugzeugentführungen und ähnlichem als Geiseln genommen werden, läßt man sie ganz sicher vor den Männern frei. Nicht selten stellen Männer sich freiwillig als Geiseln zur Verfügung, gerade damit Frauen freigekommen. Ein Mann, der freikommt, weil eine Frau seinen Platz einnimmt, würde zu Recht mit Verachtung behandelt werden. So erklärt sich auch, daß es solche Fälle nur in der griechischen Mythologie gibt.

Manchmal sind Frauen bis zu einem gewissen Grad geschützt vor den Schrecken des Krieges, selbst wenn sie daran teilnehmen. Wenn dieser Schutz der Frauen zufällig verletzt wird, wie es etwa bei einigen der Frauen in Männerkleidern geschah und auch bei jenen, deren Tod als »Kollateralschaden« in Kauf genommen wurde, dann wird dies eher bedauert, betrauert und wegerklärt. Wenn ihre Sonderstellung absichtlich verletzt wird, führt dies eher dazu, daß die Täter verachtet, ausgeschlossen oder bestraft werden. Ob all diese Unterschiede in formelle Gesetze gegossen oder nur allgemein anerkannter Brauch sind, im Ergebnis kommen Frauen meist sehr viel besser aus dem Krieg in all seinen Formen heraus als Männer; das geht so weit, daß sich das demographische Gleichgewicht stärker zu ihren Gunsten neigt, je häufiger und blutiger die Kriege sind. Dies gilt für die nordamerikanischen Indianerstämme ebenso wie für den amerikanischen Süden nach dem Bürgerkrieg; für die Sowjetunion nach dem Zweiten Weltkrieg ebenso wie im Gefolge der entsetzlichen Ereignisse auf den kambodschanischen »killing fields« in den siebziger Jahren. Wie man es auch dreht und wendet, die Frauen haben im Hinblick auf den Krieg unzählige eindeutige Privilegien. So ist es immer gewesen, und so wird es hoffentlich auch immer sein.

## 7 Die Lebensqualität

### Es war einmal...

Früher einmal —ja tatsächlich während über neunzig Prozent der menschlichen Existenz und an vielen Orten bis heute — war das Leben für die meisten Menschen beiderlei Geschlechts beschwerlich und kurz. Sie lebten unter schlechten Existenzbedingungen ohne angemessene Gesundheitsvorsorge. Erst mit Beginn der Industriellen Revolution rückten für die breite Masse eine ausreichende und ausgewogene Ernährung, vernünftige Kleidung sowie Wohnungen, die weder in einem schlechten Zustand noch überbelegt waren, in erreichbare Nähe. Das gleiche trifft insbesondere auch auf die für Gesundheit und Lebenserwartung ausschlaggebenden Faktoren zu. Hierzu gehören der Zugang zu sauberem Trinkwasser, genügend warmem Wasser, das zum Waschen der Kleidung und in vielen Klimata zur Körperpflege unentbehrlich ist, und schließlich eine auf den Erkenntnissen der Wissenschaft basierende medizinische Versorgung.

Physiologisch betrachtet sind Männer kräftiger und robuster als Frauen, und weniger anfällig für Krankheiten des Urogenitaltrakts. Mit anderen Worten, Männer sind besser ausgerüstet für das harte, schmutzige Leben. Das mag eine Erklärung dafür sein, daß sie, solange die Mehrzahl der Menschen noch von der Landwirtschaft lebte und einen großen Teil ihrer Arbeitszeit im Freien verbrachte, häufig die Frauen überlebten. Funde an sieben von acht paläolithischen Stätten in Mittel- und Osteuropa weisen zum Beispiel daraufhin, daß Männer über zwanzig eine höhere Lebenserwartung hatten als Frauen. Eine Untersuchung menschlicher Überreste, die man in Spanien auf einem Friedhof aus der spätneolithischen Zeit fand, zeigt ebenfalls, daß Männer im Durchschnitt länger lebten als Frauen. Das gleiche galt für die hethitische Stadt Catal Huyuk (ca. 8000-6000 v. Chr.). Auch in Tisapolgar-Basatanya in Ungarn war während

der Kupferzeit die Sterbeziffer unter der weiblichen Bevölkerung offensichtlich höher als die der Männer.

Und dann die alte Welt. Soweit wir das sagen können, lebten Männer im alten Griechenland wesentlich länger als Frauen. Das gleiche war auch während der hellenistischen Zeit der Fall, obwohl der Unterschied geringer wurde, da die Lebenserwartung der Frauen stieg und die der Männer sank. Für Rom scheint man anhand beider Methoden zur Untersuchung dieser Frage zu sehr ähnlichen Ergebnissen gelangt zu sein. Erstens ergibt ein Vergleich von Grabinschriften, daß Männer sowohl in den Städten als auch auf dem Lande und unabhängig von der sozialen Schicht ein höheres Alter erreichten als Frauen. Die zweite Methode ist die Verwendung der Tabellen, die der berühmte römische Jurist Ulpianus im zweiten Jahrhundert n. Chr. aufstellte. Offensichtlich war es Ulpianus' Ziel, die Renten zu berechnen, die Menschen beiderlei Geschlechts gezahlt wurden. Auf dieser Basis kommt ein moderner Forscher zu dem Schluß, daß die Lebenserwartung von Männern zwischen fünf und fünfundvierzig und von Frauen zwischen fünf und fünfundfünfzig Jahren der Lebenserwartung auf Mauritius von 1942 bis 1946 vergleichbar war. Damals lebten auf Mauritius wie in den meisten Entwicklungsländern Männer länger als Frauen, wenn auch nicht wesentlich länger.

Im europäischen Mittelalter weisen die meisten Anhaltspunkte in eine ähnliche Richtung. Bei der awarisch-fränkischen Bevölkerung, die im 9. Jahrhundert n. Chr. den Friedhof bei Sopronkohida, Ungarn, baute, hatten Frauen zwischen zwanzig und sechzig eine höhere Lebenserwartung als Männer. Jedoch auch hier schoß die Sterbeziffer bei Frauen über sechzig in die Höhe, so daß die Kurven für beide Geschlechter fast identisch waren. Eine Untersuchung sterblicher Überreste, die man auf anderen ungarischen Friedhöfen aus dem Mittelalter fand, ergab ebenfalls, daß Männer durchweg die Frauen überlebten, obwohl der Unterschied gering war. In der Toskana wurden Männer im späten Mittelalter anscheinend 37,2 und Frauen nur 33,14 Jahre alt. In englischen und deutschen Dörfern hatten Männer sogar noch im 18. Jahrhundert eine höhere Lebenserwartung.

Ein weiterer Grund dafür, daß Männer länger lebten, war wahrscheinlich die mit der Schwangerschaft und Geburt — Faktoren, über die man keine Kontrolle hatte — verbundene hohe Müttersterblichkeit, nicht zuletzt Folge des niedrigen Lebensstandards und der Umstände, unter denen die Entbindung stattfand. Einem Autor zufolge waren im Mittelalter »die Bedingungen während der Schwangerschaft und der Entbindung unerträglich. . . . Einigen jungen Mädchen war nicht einmal klar, daß sie schwanger waren . . . [und] sie entbanden auf dem nackten Fußboden.« Die hohe Sterbeziffer lag aber sicher auch an dem von Natur aus schwierigen Vorgang der Entbindung — der bei Menschen komplizierter und gefährlicher ist als bei allen anderen Säugern - sowie dem unzureichenden medizinischen Wissen. Vermutlich starben im mittelalterlichen Ungarn 23mal so viele Frauen bei der Entbindung wie im gleichen Land während der Sechzigerjahre des 20. Jahrhunderts. Die moderne Medizin hat also diesen für die relativ geringe Lebenserwartung der Frauen verantwortlichen Grund um annähernd 95,5 Prozent reduziert. In den Sechzigerjahren des 20. Jahrhunderts starben in Ungarn 0,06 Prozent aller Frauen in der Perinatalperiode. Eine einfache Rechnung legt nahe, daß die entsprechende Zahl im Mittelalter 1,38 Prozent betrug. War dies der Fall, dann starb eine von zweiundsiebzig Frauen im Kindbett. Diese Zahl war wiederum etwa zehnmal höher als in Deutschland im 18. Jahrhundert. Dort starb etwa ein halbes Prozent aller Frauen aufgrund von Komplikationen während der Schwangerschaft und Geburt.

In der Vergangenheit lebten Männer aufgrund der harten Lebensbedingungen meist länger als Frauen. Im Gegensatz dazu hat die Zivilisation — insbesondere die moderne Zivilisation — eine Situation geschaffen, in der die Lebenserwartung von Frauen, abhängig vom Entwicklungsstand des Landes, höher ist als die von Männern. Das Fortschreiten der Zivilisation ist in vieler Hinsicht die Geschichte menschlicher Entdeckungen und Erfindungen. Praktisch alle Entdeckungen und Erfindungen — von Euklids Mathematik bis zur Geburtszange — wurden von Männern gemacht. Der Lebenserwartung nach zu ur-

teilen, haben hiervon in erster Linie Frauen profitiert. So war es jedenfalls in der Vergangenheit und wird es, wie wir hoffen, auch in der vorhersehbaren Zukunft sein.

### **Die Zivilisation und ihre Annehmlichkeiten**

Fast ausnahmslos handelt es sich bei Orten, die die günstigsten Bedingungen für menschliches Leben bieten, um solche, die schon seit langem besiedelt sind. Und fast ausnahmslos sind Gegenden mit den ungastlichsten Bedingungen relativ neu und dünn besiedelte Grenzgebiete.

Die Gründe, warum weniger Frauen als Männer es auf sich genommen haben, ihre Heimat zu verlassen, um in ein neu besiedeltes Land oder Gebiet zu ziehen, sind leicht ersichtlich. Im Unterschied zu Männern waren sie nicht in erster Linie dafür verantwortlich, sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen, und verspürten nicht den wirtschaftlichen Anreiz, in noch unbesiedeltes Land vorzudringen. Zudem waren sie den Anstrengungen des Reisens weniger gewachsen als Männer. Verglichen mit Männern haben sie immer früher geheiratet, wobei sie oft direkt aus dem Haus ihrer Eltern in das ihrer Gatten zogen. Nach der Heirat waren sie durch den Kreislauf von Schwangerschaft, Entbindung und Kinderversorgung festgebunden, zumindest mehr als ihre Männer. Ein absolutes Hindernis für Frauen, auszuwandern, gab es nie. Aber es war sicherlich schwerer für sie, ihre Habe zusammenzupacken und alles hinter sich zu lassen. Folglich war die Anzahl männlicher Emigranten selbst in Großbritannien (wo Männer nicht zum Wehrdienst eingezogen wurden und deshalb einen Grund weniger zum Auswandern hatten) während des gesamten 19. Jahrhunderts dreimal höher als die weiblicher Emigranten. In den meisten Fällen gilt dies bis zum heutigen Tag.

Aus diesen Gründen waren dort, wo härtere und primitivere Bedingungen vorherrschten, immer und überall weniger Frauen anzutreffen. Umgekehrt spiegelt die relative Zahl von Frauen an jedem gegebenen Ort und zu jeder gegebenen Zeit den Fortschritt und die Annehmlichkeiten der Zivilisation wider. Schon

immer gab es in Bergarbeiter- und Holzfällercamps, auf Baustellen, Mülldeponien usw. kaum Frauen. Heute trifft das auch auf Ölbohrinseln, arktische Wetterstationen und dergleichen zu. An solchen Orten sah man so selten eine Frau, daß ihre Anwesenheit schon als kleines Wunder betrachtet wurde. Lesen Sie nun die Beschreibung eines solchen Ereignisses, das um 1850 stattfand:

Die erste Frau, die im Camp >Coyote Diggings< in Kalifornien auftauchte, muß eines Nachts von den Goldgräbern unbemerkt mit ihrem Ehemann dort angekommen sein, denn am nächsten Morgen waren diese Männer sehr überrascht, den Planwagen und die zum Trocknen aufgehängte Wäsche zu sehen. Da mehrere der Kleidungsstücke nur einer Frau gehören konnten, zogen sie sofort den Schluß, daß unter den Ankömmlingen eine Frau sein mußte, und schon bald hatte sich eine große Anzahl von Goldgräbern versammelt. Als der Ehemann die Plane zurückzog, war er zunächst äußerst beunruhigt, doch die Anführer der Versammelten versicherten ihm, daß sie nichts Böses im Sinn hätten, sondern nur einen Blick auf die Dame werfen wollten. Die Dame war sich sehr unschlüssig, ob sie aus dem Wagen herauskommen sollte, und so sammelten die Goldgräber als Anreiz eine Geldsumme, die sich auf zwei- bis dreitausend Dollar belief. Man sagte der Dame, daß sie ihr gehören würde, wenn sie herauskäme, damit alle sie sehen könnten. Nachdem sie mehrere Male aus dem Wagen gestiegen war, nur um wieder zu ihm zurückzulaufen, brachte sie schließlich den Mut auf, dorthin zu gehen, wo der Anführer der Männer stand und die Münzen in der Hand hielt.

Wie Quellen zeigen, gab es nie wieder einen so unverhältnismäßig hohen Anteil von Männern wie bei den chinesischen Einwanderern, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in die USA gekommen waren. Vom Hunger getrieben, hatten diese Männer den Pazifik überquert, um ein paar Krumen vom Eisenbahnboom zu ergattern. Sie erhielten klägliche Löhne, lebten in Zelten oder Baracken und mußten jedesmal umziehen, wenn die Bahnlinie, die sie bauten, fertiggestellt war. Außerdem waren sie, da sie einer anderen und angeblich minderwertigen Rasse angehörten, häufig Opfer von Brutalität und Erniedrigung. Kein Wunder, daß das Verhältnis Mann/Frau fast hundert zu eins betrug.

Nicht nur bei den Chinesen im amerikanischen Westen sondern in den gesamten Vereinigten Staaten waren die Männer weit in der Überzahl. In Virginia betrug das Verhältnis ursprünglich sieben zu eins, in Neuengland etwa drei zu zwei. Als sich die Bedingungen besserten, kamen weitere Frauen an, manche auf eigene Initiative hin, andere, weil die Männer sie hatten nachkommen lassen. Durch die Ankunft zusätzlicher Frauen verschob sich das Problem lediglich, da die Männer, um weiteres Land zu erobern, sich auf den Weg nach Süden und Westen machten.

Während es in Neuengland bereits in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts mehr Frauen als Männer gab, hinkte die Entwicklung im Süden mit seinen weiten Flächen und seinem ungesunderen Klima hinterher. Es gab nicht nur einen Mangel an weißen Frauen, sondern auch unter den schwarzen Sklaven aus Afrika betrug das Verhältnis von Männern zu Frauen zwei zu eins. Erst um 1830 näherte sich die Gesamtzahl der Frauen in Dixieland der Zahl der Männer an. Je weniger Frauen es gab, desto mehr wurden sie von den Männern, die um ihre Gunst buhlten, auf ein Podest gestellt. Einer Autorin zufolge trug diese Situation sicherlich zum Mythos der südlichen Schönheit bei:

Dieses wunderbare Geschöpf war... eine unterwürfige Ehefrau, deren einziger Daseinszweck darin bestand, ihren Ehemann zu lieben, zu ehren, ihm zu gehorchen, ihn gelegentlich zu ergötzen, seine Kinder aufzuziehen und seinen Haushalt zu führen. Körperlich schwach und »nur für die weniger mühseligen Arbeiten geeignet«, war sie von seinem männlichen Schutz abhängig. Um sich diesen Schutz zu sichern, war sie mit der Fähigkeit ausgestattet, jeden Mann in ihrer Nähe »zu bezaubern«. Sie war schüchtern und bescheiden, schön und anmutig, »das faszinierendste Wesen der Schöpfung ... der liebreizende Mittelpunkt jeder Gesellschaft, in der sie sich bewegte«

Was für den Süden galt, traf umso mehr auch auf den Westen zu. Über einen sehr langen Zeitraum hinweg wurde in den USA jungen mittellosen Männern dazu geraten, sich dorthin aufzumachen. Frauen hingegen konnten gewöhnlich ihren Un-

terhalt sichern, indem sie heirateten. Wenn sie in Not gerieten, war es für sie leichter, in den Genuß von Wohltätigkeit zu gelangen. Aufgrund dieser Vorteile siedelten Frauen, wenn überhaupt, erst später und in erster Linie, jedoch nicht ausschließlich, in Begleitung von Männern in andere Gebiete über. Dies führte bereits in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts dazu, daß das Verhältnis von Männern zu Frauen mit zunehmender Entfernung vom Atlantik immer unausgewogener wurde. In Portsmouth betrug es 0,86, und zehn Prozent der dort lebenden Frauen waren Witwen. In den Counties Cheshire und Grafton im Siedlungsgebiet von New Hampshire kamen auf hundert Frauen jeweils 112 beziehungsweise 126 Männer. Hier betrug der Anteil der Witwen an der weiblichen Bevölkerung nur zwischen ein und zwei Prozent.

Als im 19. Jahrhundert der Westen erschlossen wurde, zogen auch weiterhin weniger Frauen dorthin als Männer, so daß es in manchen Gebieten zehnmal mehr Männer gab. Noch 1900 waren die Männer in vielen Staaten des Mittleren Westens wie Ohio, Illinois, Iowa und Kansas in der Überzahl. Weiter westlich, in Colorado, Nevada, Idaho, Wyoming und Kalifornien war das Verhältnis noch unausgewogener. Die Zurückhaltung der Frauen, in diese Staaten zu ziehen und dort zu leben, scheint darauf hinzudeuten, daß sie erst mehrere Jahrzehnte, nachdem Frederick Jackson Turner die Siedlungsgrenze für geschlossen erklärte, von dieser Tatsache hörten. Außerdem gab es, bevor die Masseneinwanderung in die USA 1924 endete, wesentlich mehr männliche als weibliche Immigranten. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg, in dem 300000 Amerikaner - aber nur wenige Amerikanerinnen — ums Leben kamen, übertraf die Zahl der Frauen zum ersten Mal die der Männer. Seitdem ist der Unterschied kontinuierlich gewachsen. Anfang der Neunzigerjahre des 20. Jahrhunderts waren 51,23 Prozent der Bevölkerung weiblich und 48,77 Prozent männlich.

Auch außerhalb der USA gab es einen direkten Zusammenhang zwischen der Anwesenheit von Frauen und den Annehmlichkeiten, die ein Land, eine Region oder Stadt bot. Ein Beispiel hierfür ist Burma während der Zwanzigerjahre des 20. Jahrhunderts, beschrieben in George Orwells Roman *Tage*

*in Burma.* Die britischen Männer, die in diese entlegene, heiße und klimatisch ungesunde Kolonie zogen, taten dies, weil das Leben dort billiger war als zu Hause, die wenigen Frauen, die ihnen, abgesehen von den Ehefrauen, folgten, taten es in der Hoffnung, sich einen Mann zu angeln. Dies führte zu dem als »Fangflotten« bekannten Phänomen. Mit zunehmender Entfernung von Rangun traf man jedoch immer seltener europäische Frauen an.

Die australische Bergarbeiterstadt Darwin hat ein außergewöhnlich rauhes Klima mit Wirbelstürmen und 2 500 Millimetern Niederschlag, der in einer einzigen Saison fällt. Dementsprechend besteht ihre Bevölkerung aus Migrantinnen, deren Zahl im Winter auf 70000 ansteigt, im Sommer jedoch auf knapp über 35000 abfällt. Fast alle Migrantinnen sind Männer. Kein Wunder, daß im Telefonbuch dieser Stadt im Verhältnis zu ihrer Größe wahrscheinlich mehr Callgirls aufgeführt sind als in jeder anderen Stadt der Welt.

Zusammenfassend läßt sich sagen: Überall dort, wo es eine große Anzahl von Immigrantinnen gibt und/oder die Lebensbedingungen schwierig sind, finden sich gewöhnlich nur vereinzelt Frauen. Das erklärt wohl eher als die Tötung neugeborener Mädchen oder andere Formen der Unterdrückung der Frauen durch die Männer, warum es, soweit wir das sagen können, im alten Griechenland in der großen Handelsstadt Athen einen Männerüberschuß gab. Es erklärt ebenso, warum dies im modernen Staat Qatar der Fall ist. Mit anderen Worten, was in der Regel als »normales« Verhältnis der Geschlechter gilt, ist in Wirklichkeit überhaupt nicht normal. Es liegt einfach daran, daß Männer den Frauen die Annehmlichkeiten eines zivilisierten Lebens verschaffen. Oft bezahlen sie dafür mit mörderischer Arbeit, oft mit einem einsamen Tod. Und nicht selten war die Grabstelle derjenigen, die weit entfernt von zu Hause starben, unbekannt.

Die wichtigste Annehmlichkeit, die Frauen geboten wird, ist natürlich ein Dach über dem Kopf. Da das Bauen von Häusern gewöhnlich mit schwerer Arbeit verbunden ist, übernehmen diese Aufgabe meistens Männer. Das war bei den Nuern in Ostafrika ebenso der Fall wie auf den meisten modernen

Baustellen, bei den matrilinealen Moso (in China, nahe Tibet) wie bei den Eskimos. Noch heute ist es in arabischen Dörfern Brauch, daß die männlichen Verwandten einem Mann, der heiratet, dabei helfen, ein Haus zu bauen, während die Frauen für das Essen sorgen. Noch heute soll in modernen Ländern der Bräutigam die Braut über die Schwelle tragen und nicht umgekehrt. Stehen die Häuser, kommen sie Männern wie Frauen zugute, da beide sie zumindest einen Teil ihrer Zeit nutzen. Doch neigen Frauen seit jeher dazu, mehr Zeit zu Hause zu verbringen. Das heißt, daß sie von den Annehmlichkeiten und dem Schutz vor Hitze, Kälte, Wind, Regen, Hagel und Schnee immer mehr profitiert haben als Männer. Und je abgeschiedener sie lebten, desto mehr traf dies zu.

Die Tatsache, daß Frauen besser vor den Elementen geschützt waren, erklärt, warum ihre Haut auf vielen Gemälden heller dargestellt wurde als die von Männern. Dieser Unterschied ist bereits in der Kunst der alten Ägypter erkennbar. Wenn dort Männer gelegentlich mit einer hellen Haut gezeigt werden, bedeutet dies wahrscheinlich, daß sie an einem Punkt ihres Berufslebens angekommen waren, an dem sie nicht länger auf den Feldern arbeiten mußten, sondern den größten Teil ihrer Zeit so wie Frauen drinnen verbringen konnten. Mit anderen Worten, nur eine Handvoll privilegierter Männer teilte das Leben der Frauen. Auch in Indien werden Frauen fast immer mit einer helleren Haut dargestellt. In der griechischen Kunst ist die hellere Haut der Amazonen praktisch der einzige Hinweis darauf, daß es sich bei diesen Wesen tatsächlich um Frauen handelte.

Männer arbeiteten also im Schweiß ihres Angesichts, litten entsprechend und konnten sich glücklich preisen, wenn sie als markig beschrieben wurden. Frauen hingegen konnten sich leichter ihren hellen Teint bewahren und wurden dafür verehrt. Oft standen ihre Privilegien in krassem Gegensatz zur Armut ihrer Umgebung. So ist zum Beispiel das Berberland Nordafrikas nicht gerade bekannt für seine Reichtümer. Als Ibn Batuta es durchquerte, fiel ihm auf, daß die Berberfrauen nicht nur die schönsten aller Frauen waren und die beste Figur hatten, sondern auch, daß sie eine sehr helle Haut hatten und dick

waren. »Ich sah sonst niemanden in diesem Land, der so dick war wie sie. Diese Frauen ernähren sich von Kuhmilch und zerstoßener Hirse. Sie trinken sie vermischt mit Wasser und ungekocht, morgens und abends.«

Kommen wir zum Thema Transport. Aus dem alten Ägypten stammen Bilder, die zeigen, wie Frauen über das Wasser transportiert werden. Boote, die auf dem Nil fahren, waren mit speziellen Kabinen ausgestattet, die den weiblichen Passagieren Schutz boten. Die Mannschaft, die in der glühenden Sonne die Segel trimmte und/oder Ruder ging, bestand ausschließlich aus Männern. Vielleicht kann man von Glück reden, daß nur wenige von ihnen alt genug wurden, um Hautkrebs zu bekommen. Die Tradition, die vorschrieb, daß Frauen auf See die abgeschiedensten und bequemsten Quartiere erhalten sollten — zum einen, um ihre Schönheit zu schützen, zum anderen, um ihnen auf den überfüllten Booten ein wenig Privatsphäre zu bieten —, hat sich jahrtausendlang gehalten, selbst wenn die Frauen von niedrigem Stand waren und sogar in der viel verleumdeten islamischen Zivilisation. Als zum Beispiel Ibn Batuta einmal auf dem Seeweg von Indien nach China reiste, bestand er darauf, daß man seinen Sklavinnen eine Kabine gab, während er und die anderen Männer offensichtlich an Deck schliefen.

Was auf dem Wasser üblich war, galt auch zu Lande. Als Jakob vor Laban floh, ließ er seine Frauen auf Kamelen reiten, wohingegen er selbst seinen ganzen Besitz an Vieh »fortführte«. Er ging also zu Fuß und arbeitete währenddessen hart. Bis auf den heutigen Tag ist es bei den Beduinen üblich, daß die Männer marschieren und die Frauen auf einem Kamel sitzen, wenn beide Geschlechter gemeinsam reisen. Frauen das Reisen so angenehm wie möglich zu gestalten wurde für so wichtig erachtet, daß selbst Mohammed es empfahl. Als er einmal einige Frauen traf, die auf einem Kamel ritten, ermahnte er den Treiber (der zu Fuß ging) zur Vorsicht, um den ihm anvertrauten »Glaskästchen« keinen Schaden zuzufügen. Kehren wir zu Ibn Batuta zurück. Als er in Indien war, fiel ihm auf, daß Männer gingen oder ritten und Damen in Sänften (*dola*) reisten, die von acht Männern getragen wurden. Noch heute

kann man sich, wenn man in Indien auf dem Lande einen zweirädrigen Wagen mit zugezogenen Vorhängen sieht, fast sicher sein, daß der Passagier eine wohlhabende Frau ist. In China war die Sänfte das übliche Transportmittel für Frauen der Oberschicht.

Als nächstes die medizinische Versorgung. Seit einigen Jahren ist es in Mode, darüber zu klagen, daß der Gesundheit der Frauen zuwenig Aufmerksamkeit geschenkt wird. Tatsächlich zeigt schon ein flüchtiger Blick in die Geschichte, daß genau das Gegenteil der Fall war und daß für die Gesundheit der Frauen schon immer mehr, wenn auch nicht unbedingt besser gesorgt wurde. Schon im alten Ägypten gab es zahlreiche Bücher über frauenspezifische Krankheiten, aber nicht ein einziges zu männerspezifischen. Der griechische hippokratische Korpus enthält ebenfalls mehrere Abhandlungen zur weiblichen Gesundheit, aber nicht eine, die ausschließlich der der Männer gewidmet ist. In beiden Kulturen scheint es fast so zu sein, daß letztere zwar dasein dürfen, aber nicht unbedingt umsorgt werden.

China ist wohl die Gesellschaft, die der weiblichen Gesundheit die vergleichsweise größte Aufmerksamkeit schenkte. Aufgrund der mit der Reproduktion verbundenen Probleme und weil man glaubte, die Krankheiten von Frauen seien »zehnmal schwerer zu heilen als die von Männern«, entwickelten Ärzte ein als *fuke* bekanntes medizinisches Fachgebiet. *Fuke* umfaßte das, was wir heute unter Gynäkologie und Geburtshilfe verstehen. Einige Ärzte waren männlich, andere, insbesondere diejenigen, die sich um die Geburtshilfe kümmerten, weiblich. In der Sung-Zeit wurde *fuke* zu einer der neun Disziplinen der medizinischen Wissenschaft. Eine medizinische Enzyklopädie, das *Imperial Grace Formulary*, widmete *fuke* zwölf von hundert Kapiteln, ein anderes mit dem Titel *All Inclusive Good Prescriptions for Women* befaßte sich nur mit Frauenkrankheiten. In China wie in fast allen anderen Ländern war praktisch der einzige sich mit einem Geschlecht befassende medizinische Bereich die Frauenheilkunde. Deswegen besteht kein Zweifel daran, daß Frauen mehr Aufmerksamkeit erhielten als Männer.

Natürlich war das medizinische Wissen oft so rudimentär, daß keinem der beiden Geschlechter vernünftig geholfen werden konnte. Vor allem der Geburtsvorgang war in Europa bis zum 17. Jahrhundert und in anderen Kulturen bis in eine viel spätere Zeit hinein reine Frauensache, ein geheimnisvoller Ritus, der zu Hause stattfand und von dem Männer fast völlig ausgeschlossen waren. In vielen Dörfern gab es nicht einmal eine sachkundige Hebamme, so daß die Frauen nur Hilfe von erfahrenen weiblichen Verwandten, Nachbarinnen und so weiter erhalten konnten. In den Städten gab es gewöhnlich Hebammen, doch ließ die Qualität ihrer Dienste viel zu wünschen übrig. So heißt es in einem deutschen Handbuch für Hebammen aus dem 16. Jahrhundert:

Ich meyn die Hebammen alle sampt  
Die also gar kein Wissen handt  
Dazu durch ihr Hynlessigkeit  
Kind verderben weit und breit.

Hebammen wie Moralisten sprachen sich gegen die Anwesenheit von Männern bei der Entbindung aus, erstere, weil sie um ihren Lebensunterhalt bangten, letztere wegen ihrer Besorgnis um die weibliche Tugend. Als im 17. Jahrhundert die ersten männlichen Hebammen auftauchten, wurden sie oft lächerlich gemacht. Einer von ihnen, der bei den zahlreichen Geburten der englischen Königin Anna dabeigewesen und von ihr zum Ritter geschlagen worden war, wurde als »Reiter der Fotze« bekannt.

Zu dieser Zeit vollzog sich ein Wandel. Zürich war 1554 die erste Stadt, die anordnete, daß Hebammen der Aufsicht von Ärzten unterstellt werden sollten. Zwischen 1600 und 1750 folgten andere Städte. Die Ergebnisse wurden bald deutlich. Nachdem »die englischen Hebammen zu Assistentinnen degradiert worden waren«, wie ein Autor es formulierte, sank die Müttersterblichkeit in London zwischen 1600 und 1795 um die Hälfte (von 24 auf 12 pro tausend Lebendgeburten), in Berlin von 11 in den Zwanzigerjahren des 18. Jahrhunderts auf 7 in den Achtzigerjahren eben dieses Jahrhunderts. In Edinburgh

fiel sie von 14 in den Fünfzigerjahren des 18. Jahrhunderts auf 6 in den Neunzigerjahren und in Königsberg von 13 zwischen 1769 und 1783 auf 8 zwischen 1794 und 1803. Vorausgesetzt, die wirtschaftliche Situation erlaubte es, war bei einer als schwierig erwarteten Geburt eher ein Arzt als eine Hebamme dabei. So verschuldete Wollstonecraft vielleicht ihren eigenen Tod, indem sie, wie eine moderne Historikerin es formulierte, auf »einer feministischen Art der Entbindung« ohne Anwesenheit eines erfahrenen Arztes bestand. In den Städten wurde die Geburtshilfe viel eher Männersache als auf dem Lande. Dort taten mehr oder weniger erfahrene Frauen weiterhin das, was sie seit jeher getan hatten. Als Ergebnis nahm die Müttersterblichkeit auf dem Land erst später und langsamer ab.

Wie wir gesehen haben, scheinen Männer also, solange die Bedingungen relativ unwirtlich waren - mit anderen Worten an den meisten Orten und während des größten Teils der belegten Geschichte —, dank ihrer größeren körperlichen Robustheit sowie der Tatsache, daß sie keine Kinder austragen mußten, eine höhere Lebenserwartung gehabt zu haben als Frauen. Selbst in jenen Zeiten mußten Frauen jedoch, wenn sie überleben und ihrer biologischen Bestimmung nachkommen wollten, geschützt werden. Sehr oft ist das, was als Unterdrückung seitens der Männer beschrieben wird, in Wirklichkeit Sorge um das Wohlergehen der Frauen. Und eben diese Sorge erklärt auch, warum Frauen gewöhnlich öfter und für längere Zeit zu Hause blieben als Männer.

Obwohl man für Frauen, gleich welcher Schicht sie angehörten, im allgemeinen besser sorgte als für Männer, kamen aufgrund der Tatsache, daß der Lebensstandard fast immer und überall sehr gering war, nur wenige Frauen in den Genuß dieser und anderer Privilegien. Mit zunehmender Zivilisation und einem steigenden Lebensstandard wuchs ihre Zahl jedoch, so daß schließlich die Mehrheit der Frauen diese Privilegien hatte. Der steigende Lebensstandard half Frauen in allgemeiner wie auch in spezieller Hinsicht, d. h. bei den komplizierten mit Schwangerschaft und Geburt verbundenen Vorgängen. Bedenkt man, daß selbst diese aufgrund fortgeschrittener medizinischer Techniken immer geringere Gefah-

ren bergen, so handelt es sich um eine der größten, wenn auch am wenigsten beachteten Revolutionen in der Geschichte der Menschheit.

### **Die demographische Revolution**

Der erste Ort, an dem Frauen, insbesondere Frauen der Oberschicht, eine höhere Lebenserwartung hatten als Männer, war, soweit ich das angesichts der spärlichen Literatur zu diesem Thema feststellen konnte, Paris während des 9. Jahrhunderts. Meine Vermutung ist, daß Paris kein Einzelfall war, sondern den Beginn eines Trends kennzeichnete, der sich in den nächsten Jahrhunderten beschleunigte. Wenn diese Vermutung stimmt, hilft sie vielleicht zu erklären, warum es in den meisten europäischen Städten bereits zwischen 1100 und 1300 den seither für diese typischen Männermangel gab. In Frankfurt betrug 1385 das Verhältnis von Männern zu Frauen 90:100, fünf Jahre später sogar 85:100. In Nürnberg kamen 1440 auf 100 Frauen 83 Männer, neun Jahre später nur noch 82. In Basel betrug 1454 das Verhältnis bei Personen ab vierzehn Jahren 80 zu 100.) In Speyer kamen 1530 auf 96 erwachsene Männer 100 erwachsene Frauen. 1694 war dieses Verhältnis in London 77 zu 100. In Ansbach standen sich 1713 in der Gruppe der Fünfzig- bis Sechzigjährigen 169 Frauen und 144 Männer gegenüber, in der Gruppe der Sechzig- bis Siebzigjährigen sogar 102 Frauen und 63 Männer. Bei den Siebzig- bis Achtzigjährigen war das Verhältnis mit 22 Frauen und 23 Männern zwar wieder angeglichen, doch von vielen Männern lebten noch die Ehefrauen, während alle 22 Frauen Witwen waren.

Im frühen 18. Jahrhundert gab es auch in den meisten schwedischen Städten mehr Frauen als Männer. Die Annahme, die Verstädterung habe dazu geführt, daß Frauen Männer überleben — selbst wenn sie zunächst zu einem Absinken der Lebenserwartung bei Männern und Frauen führte — kann anhand einer Reihe von Tabellen zu England und Wales in den Jahren 1813 bis 1830 bewiesen werden. Hier lag in allen vier Grafschaften mit dem höchsten Prozentsatz von in der Land-

wirtschaft Tätigen — Bedford, Hereford, Huntington und Rutland — die Sterberate von Männern und Frauen unter eins, in den Grafschaften mit dem niedrigsten Prozentsatz von in der Landwirtschaft Tätigen — Derby, Lancaster, Middlesex und Surrey — hingegen über eins. Außerdem bestand der größte Unterschied zwischen Männern und Frauen in bezug auf die Mortalität (1,19:1) in Middlesex, der bei weitem urbanisier-  
testen Grafschaft mit London als Zentrum, in der nur vier Prozent der Bevölkerung in der Landwirtschaft tätig waren. In Lancaster, der Grafschaft mit der fortgeschrittensten Verstädterung nach Middlesex betrug die Rate 1,07 zu eins. Als die Familien in die Grafschaft der »schwarzen, satanischen Mühlen« zogen, verbesserte sich tatsächlich die relative Gesundheit der Frauen. »Die schädlichen Wirkungen der industriellen Entwicklung, die einen Einfluß auf die Mortalität der englischen ... Männer hatte«, schreibt eine Demographin, »... machten sich bei Frauen weniger bemerkbar.«

Zahlen aus Deutschland, Dänemark und Norwegen im 19. Jahrhundert legen nahe, daß das Landleben für Frauen härter ist als für Männer. Umgekehrt wirkte sich das Stadtleben, so schlecht die Städte oft auch gewesen sein mögen, auf Frauen günstiger aus als auf Männer. Vielleicht lag das in erster Linie daran, daß Frauen in den Städten andere Arbeitsbedingungen vorfanden. In der Landwirtschaft mußten beide Geschlechter harte und schmutzige Tätigkeiten im Freien verrichten, auch wenn das für Frauen in geringerem Maße galt als für Männer. In den Städten hingegen arbeiteten Frauen, wenn überhaupt, fast ausschließlich drinnen. Männer aber waren weiterhin für Bauarbeiten, den Transport, für Lieferungen, die Müllabfuhr, die öffentliche Sicherheit und ähnliches verantwortlich. Den Unterschied kennzeichneten vor allem Tätigkeiten, die im Dorfleben Frauen übernommen hatten. Nehmen wir zum Beispiel die Versorgung mit Trinkwasser. In arabischen Dörfern war dies Aufgabe der Frauen, die die Krüge auf dem Kopf trugen. In den Städten wurde es zu einem eigenen Erwerbszweig für Männer, die das Wasser in Lederbeuteln transportierten.

Einen anderen Hinweis auf die Gründe für den plötzlichen Anstieg der Lebenserwartung von Frauen geben uns die Klö-

ster. Das Klosterleben machte einen der wichtigsten Gründe für die Mortalität von Frauen, nämlich die Geburt, hinfallig. Außerdem war das Leben von Mönchen und Nonnen, das dem Anspruch nach durch Arbeitsamkeit und Bescheidenheit geprägt sein sollte, in der Praxis oft luxuriös. Das galt vor allem für Nonnenklöster. Seit dem Mittelalter waren viele von ihnen ausdrücklich als Zufluchtsstätte für Frauen der Oberschicht gedacht, die aus dem einen oder anderen Grund nicht heiraten konnten oder wollten. Häufig führten sie ein wenig bescheidenes Leben. Sie standen auf, wann es ihnen paßte, kleideten sich elegant, aßen Delikatessen, sangen, tanzten und hielten sich Haustiere. Was die Arbeit anbelangte, war der Brauch, sich Dienstmädchen zu halten, so verbreitet, daß er auch nicht vor den Klarissenorden haltmachte. Natürlich waren nicht alle Mönche arm und fleißig. Insgesamt half das abgeschirmte Klosterleben Frauen jedoch wahrscheinlich mehr als Männern. Das verdeutlichen französische Tabellen aus dem 18. Jahrhundert, die zeigen, daß Nonnen gewöhnlich älter wurden als Mönche.

Das erste Land, in dem sich abzeichnete, daß Frauen eine höhere Lebenserwartung haben als Männer, scheint Frankreich in der Zeit von 1740 bis 1749 gewesen zu sein, dicht gefolgt von Schweden. In den meisten westeuropäischen Ländern fand die Wende zwischen 1800 und 1850 statt. In Deutschland, das damals ärmer war als Frankreich und England, wurden 1855 mehr Frauen als Männer älter als sechzig, ein Trend, der sich bis heute fortsetzt. In Italien, das noch ärmer war, trat dieser Wandel erst nach der politischen Vereinigung ein. Seither ist die Erwartung, daß Frauen länger leben sollten als Männer, zu einer fast an Gefühllosigkeit gegenüber Männern grenzenden Selbstverständlichkeit geworden. Zwischen 1820 und 1829 schrumpfte der Vorteil französischer Frauen zum Beispiel von 1,9 auf 0,6 Jahre, bevor er in den Dreißigerjahren des 19. Jahrhunderts wieder auf 1,0 und den Siebzigerjahren jenes Jahrhunderts auf 2,6 anwuchs. Angesichts dieses vorübergehenden Absinkens sprachen Demographen schon von einer »übermäßigen« weiblichen Mortalität. Man könnte meinen, die längere Lebenserwartung der Frauen sei göttliches Gesetz.

Damals wie später spiegelte die hohe Lebenserwartung der Frauen nicht nur ihre privilegierte wirtschaftliche Situation wieder— die Tatsache, daß Männer für ihren Unterhalt sorgten —, sie hatte auch wichtige wirtschaftliche Folgen. 1860 war die von einer achtundzwanzig jährigen englischen Frau gekaufte Rente ein Jahr mehr wert als die eines gleichaltrigen Mannes. Im Alter von 58 betrug der Unterschied 1,5 Jahre, mit 78 immer noch ein Jahr. Zeitgenössische Experten hatten keinen Zweifel daran, auf wessen Kosten dieser Vorteil für Frauen erzielt worden war. So schrieb einer von ihnen: »Man kann fast davon ausgehen, daß sich jede Verbesserung der physischen Konstitution zuerst in der Verringerung der... weiblichen Mortalität bemerkbar macht. Die größeren Gefahren, denen ein Mann im normalen Verlauf einer zivilisierten Existenz ausgesetzt ist, neutralisieren vielleicht für lange Zeit seinen Anteil an der allgemeinen Verbesserung. Bei den Frauen ist dies jedoch auf Grund ihrer gesellschaftlichen Stellung anders.« Der Unterschied zwischen den Geschlechtern war wahrscheinlich noch größer, als die Tabellen zeigten. Das lag daran, daß es viel mehr Emigranten als Emigrantinnen gab und deswegen mehr Männer zwar in das Geburtenregister, aber nicht mehr in das Sterberegister aufgenommen worden waren. Das gleiche galt für das Militär, dem etwa eine Viertel Million Männer angehörten, von denen drei Viertel im Ausland stationiert waren. Wenn sie starben, ging das nicht in die Statistiken in ihrem Heimatland ein.

Um 1900 war Irland das einzige westeuropäische Land, in dem Frauen nicht schon seit langem eine längere Lebenserwartung hatten als Männer. Von 1845 bis 1848 herrschte in Irland die schlimmste Hungersnot in der Geschichte, von der sich das Land nur sehr langsam erholte. Verglichen mit England waren die Lebensbedingungen in Irland so schlecht, daß im 19. Jahrhundert in den Tabellen zur Lebenserwartung in Großbritannien »männlich, weiblich, Stadt, Land und irisch« in getrennten Spalten aufgeführt wurden. Selbst 1920 hatte sich die Situation noch nicht umgekehrt. Doch innerhalb von zehn Jahren nach der Unabhängigkeit Irlands war auch diese Anomalie verschwunden. Seither weist in Westeuropa nicht eine Tabelle

eine höhere Lebenserwartung für Männer bis zum 70. Lebensjahr aus. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts begannen auch die Frauen in Osteuropa, die Männer zu überleben, und in der Folge breitete sich dieses Muster in den Entwicklungsländern aus. In den meisten Ländern scheint der Umschlagpunkt zwischen 1950 und 1985 erreicht worden zu sein. Die Liste schließt Brasilien, China, Costa Rica, Kuba, Indien, Indonesien, Kenia, Madagaskar, Malawi, Malaysia, die Philippinen, Somalia, Sri Lanka und Thailand ein. 1990 war dem *Encyclopedia Britannica Book of the Year* zufolge die Differenz weltweit auf vier Jahre angestiegen. Nur in Afghanistan, Bangladesch, Bhutan, auf den Malediven, in Marokko, Nepal und Vanuatu hatten Männer eine höhere Lebenserwartung. Lediglich eins dieser Länder (Vanuatu, eine Inselgruppe vor Neuguinea mit 154000 Einwohnern) hatte ein jährliches Bruttosozialprodukt von mehr als 1000 Dollar pro Kopf. Von den übrigen Ländern mußten außer einem alle mit weniger als 500 Dollar pro Jahr zurechtkommen. Zusammengenommen haben diese Länder eine Bevölkerung von 176 Millionen, von denen allein zwei Drittel in Bangladesch leben. Nimmt man das Bruttosozialprodukt als Maßstab, lebten folglich von 5,5 Milliarden Menschen nur drei Prozent unter Bedingungen, die eine höhere Lebenserwartung von Männern begünstigen.

Absolut gesehen, kann die durch den Fortschritt der Zivilisation bedingte Steigerung der Lebenserwartung nur als überwältigend bezeichnet werden. In Frankreich zum Beispiel betrug die Lebenserwartung bei der Geburt zwischen 1740 und 1745 24,7 Jahre, zwischen 1909 und 1913 50,5 Jahre und zwischen 1983 und 1985 74 Jahre. In Deutschland stieg sie von 37,2 im Jahr 1855 auf 74,3 im Jahr 1985. Während Männer und Frauen vom Fortschritt profitiert haben, gilt dies für Frauen jedoch in praktisch allen Ländern in höherem Maße als für Männer. Betrachten wir zum Beispiel die Vereinigten Staaten. 1900 betrug dort die Lebenserwartung für Männer und Frauen 50 Jahre. 1920 hatten weiße Amerikanerinnen einer Statistik zufolge bei der Geburt eine um ein Jahr längere Lebenserwartung als Männer. 1950 war diese Differenz auf fast sechs Jahre angewachsen. 1975 konnten weiße Frauen davon ausgehen,

77,2 Jahre alt zu werden, Männer hingegen nur 69,4. Unter der schwarzen Bevölkerung war der Unterschied noch ausgeprägter, d.h. 72,3 Jahre für Frauen verglichen mit 63,6 Jahren für Männer. Urteilt man allein aufgrund der Lebenserwartung, könnte ein Beobachter zu dem Schluß kommen, daß Männer und Frauen sich seit 1750 auf wundersame Weise verändert haben und sich zu unterschiedlichen Spezies entwickeln. Im großen und ganzen arbeiten die Mitglieder der einen Spezies hart, sehen dementsprechend aus und sterben früh. Die der anderen genießen mehr Annehmlichkeiten, haben die Möglichkeit, besser für sich selbst zu sorgen, und werden besser oder zumindest umfassender medizinisch versorgt. In den fortgeschrittensten Ländern — jenen, wo alle hingehen möchten — leben sie um etwa zehn Prozent länger. Raten Sie mal, welcher Spezies der Beobachter wohl gerne angehören würde.

Um es noch einmal aus einem anderen Blickwinkel zu betrachten: In den vergangenen zwei Jahrhunderten begannen die Frauen, zunächst in den Industriestaaten und dann auch in den Entwicklungsändern, die Männer zu überleben. Natürlich würde man keine exakte Korrelation erwarten. Ein Land investiert vielleicht mehr in die Geburtshilfe, ein anderes konzentriert sich darauf, die Zahl der Autounfälle zu reduzieren. Eins läßt sich jedoch anhand der Daten feststellen: Je ärmer ein Land ist und je später es die Umkehrung der Mortalität vollzogen hat, desto geringer ist der Vorteil, den Frauen genießen. In Ägypten beträgt er nur ein Jahr, in China 3,2 Jahre, in Indonesien 3,3 und in Argentinien sechs.

Kehren wir zu den USA zurück. Seit 1920 ist die Differenz um mehrere hundert Prozent angewachsen. Sowohl die außergewöhnliche Geschwindigkeit, mit der sie sich herausgebildet hat - in Deutschland zum Beispiel nahm der Unterschied zwischen 1964 und 1984 um 20 Prozent zu -, als auch die Art, wie sie sich auf dem Planeten ausgebreitet hat, schließen die Möglichkeit aus, daß die höhere Lebenserwartung der Frauen, wie von den Verfechtern der Unterdrückungstheorie behauptet, auf ihre Biologie zurückzuführen ist. Statt dessen zeigt diese Differenz, daß der Fortschritt eher die Frauen als die Männer begünstigt, zumindest bis zu einem gewissen Punkt

und zumindest, solange sie nicht versuchen, so hart zu arbeiten wie Männer. Tun sie das dennoch, sind sie sehr großem Streß ausgesetzt, der nur schwer abzubauen ist. Als Ausgleich hat eine wachsende Zahl von Frauen mit dem Trinken und Rauchen begonnen. Dies gilt für leitende weibliche Angestellte bei Volvo ebenso wie für weibliche Angestellte des British Civil Service (Angestellte im öffentlichen Dienst).

Abgesehen von den Auswirkungen der Urbanisierung, hängt das Glück der Frauen auch von den biologischen Funktionen der Angehörigen beider Geschlechter ab. Bis 1900 gingen praktisch nur unverheiratete Frauen zur Entbindung ins Krankenhaus. Seitdem erhöhte sich jedoch ihre Zahl. 1935 erblickten in Amerika siebenunddreißig Prozent aller Babys das Licht der Welt in einem Krankenhaus, 1955 vierundneunzig Prozent und Ende der Siebzigerjahre des 20. Jahrhunderts neunundneunzig Prozent. So sehr man auch den »Imperialismus« der Ärzte und ihre Vorliebe für Kaiserschnitte kritisieren mag, das mit der Geburt verbundene Risiko wurde im Krankenhaus und zu Hause geringer. Allein zwischen 1910 und 1955 sank es um neunzig Prozent. Die Abnahme der mit der Entbindung verbundenen Gefahren ging einher mit einem deutlichen Rückgang der Fruchtbarkeit vor allem in den Industriestaaten. Selbstverständlich ist eine Amerikanerin, die im Durchschnitt zwei Kinder zur Welt bringt, weniger gefährdet als ihre jordanische oder pakistanische Schwester, die unter viel ungünstigeren Bedingungen gewöhnlich fünf, sechs oder sieben Kinder bekommt, es sei denn, sie gehört zu einer vom Glück begünstigten Minderheit. In Europa und Japan, wo die Durchschnittsfrau weniger als zwei Kinder haben wird, ist das Risiko sogar noch geringer.

Diese Faktoren erklären, warum die Müttersterblichkeit 1990 weltweit schon lange nicht mehr zu den häufigsten Todesursachen gehörte und nur noch von elf Ländern als eine solche erwähnt wurde. Bei allen elf handelte es sich um Entwicklungsländer, und die meisten gehörten zu den Ärmsten der Armen. In Schweden lag die Müttersterblichkeit bei 3,7 pro 100000 Lebendgeburten, in Malaysia bei 645. Mit anderen Worten, die Situation hat sich um einen Faktor von 174 verbes-

sert. Tatsache bleibt, daß selbst in den fortgeschrittensten Ländern etwa neunzig Prozent der Frauen weiterhin mindestens ein Kind zur Welt bringen. Außerdem beweisen die Zunahme der künstlichen Befruchtung sowie Adoptionsagenturen, daß der Kinderwunsch von Frauen so groß ist wie eh und je. Die Kliniken, in denen die künstliche Befruchtung vorgenommen wird, sind oft Monate im voraus ausgebucht. Und die Adoptionsagenturen verdienen Millionen mit legalem und illegalem Kinderhandel. So gesehen ist eine Verbesserung um den Faktor 174 kein schlechter Index dessen, was die moderne Medizin für Frauen geleistet hat. Überflüssig zu sagen, daß die Medizin, die sich auf mänderspezifische Krankheiten konzentriert, nichts Vergleichbares zu bieten hat. Ein Grund dafür ist vielleicht die Tatsache, daß die Geburtshilfe ein äußerst schwieriges Fachgebiet ist. Babys haben die Gewohnheit, nach einem Entbindungsvorgang, dessen Dauer nicht vorherbestimmt werden kann, unerwartet und ohne Rücksicht auf die Tageszeit zur Welt zu kommen. Aufgrund der langen, unregelmäßigen Arbeitszeiten wird dieses Fachgebiet von Männern beherrscht. In dieser wie in so vieler anderer Hinsicht scheinen Männer bereit zu sein, viel mehr für Frauen zu arbeiten als Frauen selbst.

Ebenso betrifft die zunehmende Differenz zwischen der männlichen und weiblichen Lebenserwartung nicht alle Altersstufen gleichermaßen. Nehmen wir die Situation in England im Jahr 1860. Im Alter von zwanzig war die durchschnittliche Lebenserwartung bei beiden Geschlechtern praktisch gleich. In der Gruppe der Fünfzigjährigen betrug sie jedoch bei den Männern 18,7 gegenüber 20,7 bei den Frauen. Frauen jenseits des gebärfähigen Alters überholten die Männer in puncto Lebenserwartung. Bei den Fünfundsiebzigjährigen war die Differenz sogar auf 2,3 Jahre angewachsen. Eine ähnliche Situation finden wir Ende des 20. Jahrhunderts in Amerika vor. Auch hier profitieren vor allem Frauen jenseits des gebärfähigen Alters von der Verbesserung der Lebenserwartung von Frauen im Verhältnis zu der von Männern. Mit anderen Worten, abgesehen von der Verbesserung der weiblichen Lebenserwartung durch den Rückgang der Müttersterblichkeit, schnitten briti-

sehe Frauen im 19. und amerikanische Frauen im 20. Jahrhundert *immer noch* beträchtlich besser ab als Männer. Zumindest ein Forscher schreibt die Entwicklung in Amerika dem beeindruckenden Fortschritt in der Behandlung von Krebs der Fortpflanzungsorgane zu. Da Männer selten an dieser Krankheit sterben, haben fast ausschließlich Frauen von der Forschung auf diesem Gebiet profitiert.

Ein weiteres Indiz dafür, daß die Gesundheit der Frauen mehr Beachtung erfährt, ist die große Anzahl der ihnen gewidmeten Publikationen. In der Bibliothek meiner eigenen Universität auf dem Mount Scopus in Jerusalem gibt es 63 medizinische Werke über Frauen, aber kein einziges über Männer. Im Februar 2001 listete Amazon.com 3993 Titel zur weiblichen Gesundheit, aber nur 654 zu der von Männern auf. Noch schlimmer, die Gynäkologie ist nun seit fast zwei Jahrhunderten ein anerkannter medizinischer Fachbereich. Wenn ich jedoch im Thesaurus meines Word-Programms nach »Andrologie« suche, erhalte ich keine Vorschläge.

Die größere Aufmerksamkeit, die der weiblichen Gesundheit gewidmet wird, spiegelt zum Teil die einfache Tatsache wider, daß es frauenspezifische medizinische Probleme gibt. Vielleicht liegt es unter anderem aber auch an der weiblichen Hypochondrie. In Großbritannien und in den USA schätzen Frauen ihre Gesundheit durchgängig schlechter ein als Männer. Wo Bedarf besteht, wird er gewöhnlich auch gedeckt. In zunehmendem Maße ist diese Aufmerksamkeit jedoch das Ergebnis von Institutionen, die Männer diskriminieren oder ignorieren. So richteten in den Neunzigerjahren des 20. Jahrhunderts die National Institutes of Health, die wichtigsten Organisationen ihrer Art, ein Büro für Frauengesundheit ein. Etwas Vergleichbares für Männer gibt es nicht. Als Ergebnis wurde doppelt so viel Geld in die Erforschung von Frauenkrankheiten wie in die von Männerkrankheiten gesteckt. Landesweit werden zwei von drei für Gesundheitszwecke ausgegebene Dollar auf weibliche Patientinnen verwendet. Allein die US-Armee investierte jährlich 135 Millionen Dollar in die Brustkrebsforschung, d.h. eine Krankheit, die ausschließlich die rund zehn Prozent der weiblichen Armeeangehörigen betrifft.

Landesweit übertrafen die Ausgaben für diese Krankheit die für Prostatakrebs um mehr als das Vierfache. Landesweit werden auch drei von vier in die medizinische Forschung investierte Dollar für Frauen ausgegeben, was einen Forscher zu der Frage veranlaßte, ob sich überhaupt jemand um die Männer kümmert.

Die größere Sorge um die Gesundheit der Frauen erklärt, warum sie weitgehend von Tests ausgeschlossen werden. Viele von Ihnen werden sich noch daran erinnern, daß man Ende der Fünfzigerjahre schwangeren Frauen das Medikament Thalidomid verabreichte. Thalidomid, das gegen die Morgenübelkeit entwickelt wurde, führte dazu, daß Kinder mit flossenartigen Armen und Beinen oder gar ohne Arme und Beine geboren wurden. Der nachfolgende Skandal hatte zur Folge, daß derartige, mit Frauen durchgeführte Testversuche weitgehend eingestellt wurden. Da Frauen heutzutage ein Medikament erst dann erhalten, wenn dessen Sicherheit nachgewiesen wurde, müssen Männer als Versuchskaninchen für beide Geschlechter herhalten. Nicht daß ihnen das als Verdienst angerechnet wird. Eine Forschergruppe veröffentlichte einen Bericht, in dem sie beklagte, daß die Körper der Frauen als »Versuchsgelände« für neue Medikamente benützt würden. Andere beschwerten sich darüber, daß Medikamente nicht an Frauen ausgetestet würden. Wieder andere stellten Listen von Medikamenten auf, die angeblich gut für Männer, aber nicht für Frauen sind. Wie auch immer, während der Neunzigerjahre des 20. Jahrhunderts stürmte auf die National Institutes of Health eine Flut von Prozessen aufgrund der Diskriminierung von Frauen ein.

Während man sich um die Gesundheit der Frauen kümmerte, verrichteten Männer weiterhin fast alle gefährlichen Arbeiten, zogen sich die mit ihnen verbundenen Verletzungen zu und kamen dabei zu Tode. Schon im Europa der frühen Neuzeit waren Männer besonders von Arbeitsunfällen im Bau- und Fuhrgewerbe und von Berufskrankheiten betroffen. In Breslau starben während der Achtzigerjahre des 16. Jahrhunderts fünfmal so viele Männer wie Frauen aufgrund von Arbeitsunfällen. In Preußen verunglückten Ende des 19. Jahrhunderts jährlich rund 13545 Menschen tödlich, von denen die

große Mehrheit Männer waren. In England, Wales und Italien starben zwischen 1871 und 1901 zweieinhalb- bis dreimal mehr Männer als Frauen infolge von Unfällen. In England betrug das Verhältnis zwischen 1863 und 1868 fünf zu eins. So schrieb der Statistiker William Farr: »Man könnte den Eindruck gewinnen, die Zivilisation habe die Gefahren für die Menschheit noch vermehrt statt verringert.« In einigen Berufen, vor allem dem Bergbau, in dem es nach 1830, wenn überhaupt, nur noch wenige Frauen gab, war man besonders unfallgefährdet. Dort konnten Unfälle zum Tod Dutzender, ja Hunderter Männer führen. Manchmal verloren ganze Dörfer mit einem Schlag einen Großteil ihrer männlichen Bevölkerung.

Im Alter von 18 hatten Bergarbeiter nur eine Lebenserwartung von 39,41 Jahren verglichen mit 41,26 Jahren für die gesamte männliche Bevölkerung. Auch Schmiede, Maurer, Mühlenarbeiter, Klempner und Maler, Töpfer, Drucker, Steinmetze und Wollkämmer starben verdächtig früh. Einige arbeiteten unter schwierigen Bedingungen wie Kälte und Staub, was zu Tuberkulose, Staublunge und anderen Lungenerkrankungen führen konnte. Andere starben, so William Farr, »an Giften, die man damals noch nicht kannte«. Außer bei den Töpfern und Wollkämmern waren in diesen Handwerken kaum Frauen anzutreffen. Einige Handwerke weigerten sich bis Ende der Siebzigerjahre des 20. Jahrhunderts, Frauen zuzulassen. Frauen wurden erst im Druckgewerbe tätig, als man nicht mehr mit geschmolzenem Blei arbeitete. An der Situation, daß vor allem Männer arbeitsbedingte Unfälle erleiden — allein 1967 schätzte man die Zahl der Toten weitweit auf 175000 -, hat sich nichts geändert. In den USA sind 93 Prozent derjenigen, die infolge von Arbeitsunfällen sterben, Männer.

Bei Verletzungen aufgrund von Gewalt ist der Unterschied zwischen den Geschlechtern sogar noch größer. Gerichtsakten nach zu urteilen, waren Frauen schon im Mittelalter wesentlich seltener Opfer von Mordanschlägen. Wurden sie Opfer, galt der Anschlag in der Regel nicht ihnen, sondern den männlichen Verwandten oder Freunden, in deren Gesellschaft sie sich befanden. Die Verletzungen, die sie sich zuzogen, waren sozu-

sagen Begleiterscheinungen der von Männern gegen Männer ausgeübten Gewalt. Heute sind Männer in den USA doppelt so häufig Opfer von Gewaltverbrechen wie Frauen. Selbst Jungen werden häufiger schikaniert, geschlagen und bedroht als Mädchen, nicht selten mit der aktiven Unterstützung von Mädchen, die brutale Kerle zu mögen scheinen. So schreibt Germaine Greer, eine der führenden Feministinnen: »Eins geht aus diesen Zahlen ganz klar hervor: Überall auf der Welt ist die Wahrscheinlichkeit größer, daß Männer einen gewaltsamen Tod finden als Frauen. ... Bei den 606 Morden, die 1993 in Großbritannien begangen wurden, waren 375 der Opfer männlich und 231 weiblich. Diese Zahlen entsprechen Angaben der FBI-Statistik, nach der 60 Prozent der Tötungsdelikte von Männern an Männern begangen wurden und 24 Prozent von Männern an Frauen. Von den etwa 70000 Menschen, die jährlich in Großbritannien vorsätzlich verletzt werden, sind ungefähr zwei Drittel junge Männer.«

In anderen Bereichen ist der Unterschied sogar noch größer. Greer zufolge sterben in den Industriestaaten 10,3 Prozent der Männer, aber nur 4,4 Prozent der Frauen infolge von Gewaltanwendungen. In Lateinamerika und in der Karibik ist das Leben für Männer weitaus gefährlicher. Nur 4,8 Prozent der Frauen, aber 13,9 Prozent der Männer sterben dort durch Gewalteinwirkungen. Das gefährlichste Land für Frauen ist China, wo 10,7 Prozent der Frauen gewaltsam sterben. Doch ist ihre Zahl immer noch niedriger als die der Männer mit 12,2 Prozent. Das sicherste Land für Männer ist Indien, wo die Prozentzahlen für Männer und Frauen 7,3 beziehungsweise 5,7 betragen. Grundsätzlich finden jedoch in allen Ländern mehr Männer als Frauen einen gewaltsamen Tod. Der Unterschied reicht von 1,14:1 in China bis zu 2,89:1 in Lateinamerika und der Karibik. Je öfter Männer einander töten, desto wahrscheinlicher ist es, wie diese Zahlen zu zeigen scheinen, daß die Frauen verschont bleiben. Bei den Schwarzen in den USA, einer der gewalttätigsten Gruppen, beträgt das Verhältnis 5:1, was sich kaum von den Zahlen unterscheidet, die im vorangegangenen Kapitel für Stammesfehden genannt wurden.

Einige behaupten, diese Unterschiede resultierten aus der

größeren Aggressivität und Risikobereitschaft der Männer, d. h. daß Männer sich diese Probleme selbst zuzuschreiben hätten. Ganz unwahr ist diese Behauptung nicht. Mehr Männer als Frauen sind in Verkehrsunfälle verwickelt. Und dennoch besteht kein Zweifel daran, daß das Leben von Männern als entbehrlicher betrachtet wird als das von Frauen. Am deutlichsten wird das vielleicht in der Welt des Films, wo auf eine tote Frau 200 tote Männer kommen, und der des Sports, in der vieles auf die Zerstörung des männlichen Körpers hinausläuft, ob zum Schein oder tatsächlich. Zu beobachten, wie Männer getötet, verstümmelt oder verletzt werden — ob früher bei Gladiatorenspielen und Ritterturnieren oder heute beim Fußball, Boxen, Ringen, bei Autorennen oder dergleichen —, gilt als Vergnügen. Frauen bilden unter den Zuschauern gewöhnlich eine Minderheit, doch machen sie häufig den Mangel an Masse durch ein freizügiges Zurschaustellen ihrer sexuellen Reize weit. Die Frau mit dem tiefsten Ausschnitt bekommt den Mann mit den meisten Punkten, und umgekehrt.

Wie immer man die Sache auch betrachtet, Frauen haben in der Regel ein leichteres und besseres Leben. So haben frühere Kapitel gezeigt, daß Frauen weniger schikaniert werden, selten schwer oder lange arbeiten, eher von jemandem (oder, im Fall des Wohlfahrtsstaates, einer Institution) versorgt werden und viel seltener die harte Hand des Gesetzes zu spüren bekommen. Wie dieses Kapitel gezeigt hat, profitieren Frauen gewöhnlich mehr von den Annehmlichkeiten, die die Gesellschaft zu bieten hat, und sie laufen auch weniger Gefahr, zufällig oder absichtlich verletzt zu werden. Und als Krönung des Ganzen gilt der Tod einer Frau als tragisch oder entsetzlich, der eines Mannes jedoch oft als notwendig oder als Teil des Vergnügens.

Von Frankreich und Schweden ausgehend, ist die Lebenserwartung der Frauen *gegenüber* der der Männer während der vergangenen zweieinhalb Jahrhunderte von Jahrzehnt zu Jahrzehnt gestiegen. Im Zuge der Modernisierung wächst die Differenz zugunsten der Frauen in den meisten Ländern noch immer. Umgekehrt stieg die Sterberate der Männer wesentlich mehr an als die der Frauen, als der Zusammenbruch des Kommunismus in Rußland und Osteuropa in den Neunzigerjahren

des 20. Jahrhunderts zu einer Verschlechterung des Lebensstandards und einem Absinken der Lebenserwartung führte. Wenn sich eine Gesellschaft vorwärtsentwickelt, behandelt sie Frauen besser als Männer, wenn sie sich vorübergehend rückläufig entwickelt, behandelt sie Frauen ebenfalls besser als Männer. Außerdem gibt es abgesehen davon, daß Frauen aller Schichten privilegiert sind, eine besondere Schicht von Frauen, die noch privilegierter sind als alle anderen. Diesen Frauen werden wir jetzt unsere Aufmerksamkeit zuwenden.

### **Die Damen der besseren Gesellschaft**

Bei Männern führte der Weg zu Ruhm und Reichtum schon immer über harte Arbeit, oft selbst dann, wenn sie von hoher Geburt waren. Im Gegensatz dazu schützte man Frauen, vorausgesetzt, sie wurden in die richtige Familie hineingeboren, oft mit Bedacht vor der Arbeit. Das galt weiterhin, wenn sie verheiratet waren, und traf gleichermaßen auf Frauen aus anderen Schichten zu, die ihren ganzen Charme eingesetzt hatten, um sich einen Mann der Oberschicht zu angeln und ihn zu heiraten.

Das System, demzufolge Frauen der Oberschicht von der Arbeit anderer leben, statt selbst arbeiten zu müssen, ist so alt wie die Geschichte selbst. Schon im alten Ägypten machten sich Frauen der Oberschicht nicht die Hände schmutzig. Untergebene und Diener arbeiteten für sie. Schon in der Odyssee webte Penelope nicht, weil sie das Tuch tragen oder verkaufen wollte — dafür hatte sie Dutzende Sklavinnen. Weder in Athen noch in Sparta erwartete man, daß Frauen der Oberschicht arbeiteten. Vor allem in Sparta war der Gegensatz zwischen dem »spartanischen« Leben der Männer und dem ausschweifenden Leben der Frauen so krass, daß Aristoteles es für den Verfall der Stadt verantwortlich machte. Als Kaiser Augustus später seine Töchter und Enkelinnen im Spinnen und Weben unterweisen ließ, betrachtete man dies als außergewöhnlich hohe Anforderung.

Das Muster, das sich im klassischen Altertum herausbildete,

herrschte auch zu anderen Zeiten und an anderen Orten vor. Während des Mittelalters kultivierten vor allem adelige Frauen und nicht adelige Männer verschiedene Formen der Kunst wie Literatur, Dichtung und Musik. Diese Damen liebten es, sich mit Künstlern aller Art zu umgeben, ob auf ihre eigenen Kosten oder auf die ihrer Ehemänner. Die Künstler lebten oft mit im Haus, was vielleicht erklärt, warum gegen Ende des Mittelalters weibliche Vorstände großer englischer Haushalte oft eine größere Anzahl von Dienern beschäftigten als männliche Haushaltsvorstände. Gelangweilt vom Landleben, liebten in England Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts die »feinen Damen« ihren Ehemännern keine Ruhe, bis sie mit ihnen nach London reisten. Dort vertrieben sie sich die Zeit mit dem Einkaufen von Luxusartikeln: »Auserlesene Weine zu trinken, festlich zu speisen und mit einem Papagei zu spielen, ist ihr einziger Zeitvertreib.« Andere Damen befanden sich, wie eine Flugschrift aus ihren Kreisen zeigte, in einer Situation, in der sie »nichts anderes zu tun haben, als Gott zu preisen und ihren Nachbarn Gutes zu tun«.

Auch im kaiserlichen China webten und spannen die Frauen der Oberschicht, wenn überhaupt, nur zum Zeitvertreib und/oder, um ihre kindliche Ergebenheit zu zeigen. Chen Hongmou, ein Gelehrter des 18. Jahrhunderts, äußerte sich folgendermaßen über die verwöhnten jungen Frauen, deren Kinder von Ammen aufgezogen und deren Handarbeiten von Dienstmädchen erledigt wurden. »Sie brauchen an nichts anderes zu denken, als sich schön zu machen. Alles wird für sie getan, und so wissen sie nicht, daß Reis von einem Halm stammt und Seide von Kokons abgehaspelt wird. Sie behandeln Geld wie Dreck und Lebewesen wie Luft.« Die Muße erlaubte es einigen dieser Frauen, sich die Füße binden zu lassen, und gebundene Füße waren ein Beweis dafür, daß eine Frau tatsächlich dem Müßiggang frönte. Das ist ein Grund dafür, warum dieser Brauch noch Hunderte von Jahren Bestand hatte, nachdem er formal von den Mandschus verboten worden war. Als die japanischen Herrscher Taiwans das Fußbinden verboten und Frauen schlugen, die es »unter großen Schmerzen« praktizierten, banden diese Frauen oft heimlich ihre Füße weiter.

Frauen besuchten einander, um die kleinen Füße ihrer Töchter zu preisen. Ob sie ihre Füße banden oder nicht, selbst im 20. Jahrhundert gab es kaum eine chinesische Dame, die auch nur ein Mahl kochte. Die Umgebung, in der diese Frauen lebten, spiegelte ihren Lebensstil wider. Die Zimmer waren möbliert mit kunstvoll gearbeiteten Alkovenbetten, Frisiertischen, anderen Tischen, bequemen Stühlen und einem Waschtisch, und es gab Spiegel, Toilettenartikel, Parfüms, Nähkästchen und Musikinstrumente.

Wenn es stimmt, daß Frauen vom Fortschritt der Zivilisation mehr profitieren als Männer, dann würde man erwarten, daß die demographische Revolution bei der Oberschicht einsetzte. Vor dem 19. Jahrhundert gibt es kaum Statistiken zu dieser Frage, doch die wenigen, die uns vorliegen, stützen diese Hypothese. An früherer Stelle dieses Kapitels habe ich auf die Tatsache hingewiesen, daß in Paris im 9. Jahrhundert die Frauen der Oberschicht wahrscheinlich vor den Frauen anderer Schichten begannen, ihre Männer zu überleben. Ähnlich verhielt es sich in der Toskana. Dort lebten im späten Mittelalter Männer wesentlich länger als Frauen. Wenn man die Nachforschungen auf Angehörige der wohlhabendsten Schichten begrenzt, stellt sich heraus, daß schon um 1400 mehr Frauen sechzig und älter wurden als Männer. Weitere Anhaltspunkte zu dieser Frage liefert uns eine Untersuchung zu englischen Herzogsfamilien aus den Jahren 1330 bis 1475. Sie zeigt, daß die durchschnittliche Lebenserwartung von Männern bei der Geburt 24 Jahre betrug, die von Frauen hingegen 32,9 Jahre. Für zwanzigjährige Männer betrug die Zahl 21,7, für Frauen 31,1. Der Grund, warum viel mehr Männer als Frauen starben, waren die gewaltsamen Aktivitäten der Männer. Nicht umsonst leitet sich das englische Wort »Duke« (Herzog) vom lateinischen *dux*, d.h. Befehlshaber ab. Da die Frauen ein angenehmes Dasein führten — das Leben einer Herzogin ist per definitionem angenehm —, während ihre Männer kämpften und starben, lebten sie länger. Und tatsächlich zeigt eine Untersuchung zum weltlichen Hochadel in England zwischen 1350 und 1500, daß zwanzig Prozent der Männer eines gewaltsamen Todes starben.

Mehrere Jahrhunderte später liefern uns weitere Zahlen aus England einen zusätzlichen Beweis dafür, daß in erster Linie die Frauen der Oberschicht die Nutznießerinnen der Zivilisation sind. Ich beziehe mich auf eine Studie von Charles Ansell jr. für die National Life Assurance Society, 2 King William Street, E.C., London. Eins von Ansell's Anliegen war es, die Mortalität der Oberschicht mit der der anderen Schichten zu vergleichen. Dabei kam er zu dem nicht überraschenden Schluß, daß Männer wie Frauen der Oberschicht eine längere Lebenserwartung hatten als die Angehörigen der übrigen Schichten. Uns interessiert hier jedoch der relative Vorteil der Männer und Frauen der Oberschicht gegenüber ihren weniger glücklichen Brüdern und Schwestern. Es stellte sich heraus, daß es bis zum Alter von einschließlich fünfzig Jahren kaum einen Unterschied zwischen den Geschlechtern gab. Von diesem Zeitpunkt an wuchs die Differenz jedoch, so daß sie 1,14:1 im Alter von 70 zugunsten der Frauen betrug. Anhand der gleichen Zahlen zeigte Ansell auch, daß das Verhältnis gleichaltriger Männer und Frauen in der Oberschicht 0,88:1 betrug, doch nur 0,8:1 bei der übrigen Bevölkerung. Frauen der Oberschicht lebten also am längsten, und zwar absolut wie relativ, d.h. im Vergleich mit allen Frauen und mit den Männern der eigenen Schicht.

Die meisten Faktoren, die Menschen der Oberschicht gegenüber ihren weniger glücklichen Zeitgenossen begünstigten — die bessere Ernährung, Wohnsituation und medizinische Versorgung —, halfen wahrscheinlich Männern und Frauen gleichermaßen. Angesichts der Tatsache, daß die weiblichen Genitalien anfällig sind und bei mangelnder Pflege schnell unsauber und sogar infiziert werden, galt dies jedoch nicht für die persönliche Hygiene. Sorgfältige Pflege hängt wiederum weitgehend davon ab, ob man genügend sauberes und möglichst warmes Wasser zur Verfügung hat sowie Mittel, um vaginalen Ausfluß und Menstruationsblut aufzunehmen. Das war jedoch zu den meisten Zeiten nicht selbstverständlich, und schon gar nicht, wenn man arm war. Wenn man einem modernen Historiker glauben kann, menstruierten Frauen »aus der Unterschicht« in ihre Kleider. Zudem wuschen sie sich nur zu besonderen Gele-

genheiten, und auch dann nicht den ganzen Körper. Das erklärt, warum Frauen der Oberschicht, die weibliche Bedienstete einstellten, diese noch in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts nach dem Geruch beurteilten.

Ein weiterer Faktor, der Frauen der Oberschicht begünstigte, war die Tatsache, daß sie nicht arbeiten mußten, vor allem im 19. Jahrhundert. Schon 1783 schrieb Sophie von la Roche, eine deutsche Aristokratin, sie sei in ihre Küche gegangen und habe Anweisungen gegeben, da sie die Kunst des Kochens beherrsche. Offensichtlich dachte sie, dies sei ungewöhnlich, ja sogar heldenhaft. Und nicht ohne Grund. Die typische »Berliner Dame der Oberschicht« las weder, noch arbeitete sie oder beschäftigte sich selbst, sondern verbrachte ihr Leben damit, »zu plaudern, sich anzukleiden oder zu entkleiden«. Wollstonecraft, die etwa zur gleichen Zeit für eine wohlhabende anglo-irische Dame arbeitete, schrieb, daß ihre Herrin fünf Stunden pro Tag darauf verwendete, das Makeup aufzutragen. 1810 gab ein Autor die Zahl der »Frauen in Großbritannien, die durch die Umstände von aller notwendigen Arbeit befreit sind [sprich, die von ihren Vätern Geld geerbt hatten oder es von ihren Ehemännern bekamen]« mit 50000 an. Europäer, die später in jenem Jahrhundert die USA besuchten, äußerten sich erstaunt über die Existenz einer »breiten Schicht von Damen, die absolut nichts tun«. Die amerikanische Kultur stand in vieler Hinsicht in bewußtem Gegensatz zur englischen Kultur. Wenn es jedoch darum ging, die Frauen der Oberschicht zu verwöhnen, schienen sie beinahe miteinander zu wetteifern.

Die Engländerin Emily James Putnam (1865-1944), eine selbsterklärte »Frau der bevorzugten Gesellschaftsschicht«, die später Teil des feministischen Pantheons wurde, verfaßte Anfang des 20. Jahrhunderts eine analytische Darstellung der Lady.

Sie stellt die übrigen ihres Geschlechts in den Schatten. Der Gentleman war nie eine entsprechende Erscheinung, denn selbst in Ländern und in Zeiten, in denen er die Bühne beherrschte, tat er dies in erster Linie aufgrund seiner Eigenschaften als Mann. Die Genealogie des

Gentleman bedeutet immer, daß es ursprünglich einen Mann gab, und so kann sie sich in der Tat nicht lange aufrechterhalten ohne zumindest gelegentliches Abgleiten in die Männlichkeit. Außerdem kann man den Gentleman ... zahlenmäßig vernachlässigen. Die Lady andererseits hat bis vor kurzem fast die ganze Damenwelt vertreten. Sie tritt sogar zahlreich in Gesellschaften auf, in denen der Gentleman eine Ausnahme bildet. Und in Feudalgesellschaften, in denen man Ladies und Gentlemen gewöhnlich gemeinsam antrifft, ist sie ihrem Mann in der Entwicklung der Eigenschaften, die ihnen gemein sind, so überlegen, daß er im Vergleich dazu schon fast wieder zu einem gewöhnlichen Menschen wird ... Für ihren Lebensunterhalt arbeiten andere. Doch obwohl dies auch für andere Schichten der Gesellschaft gilt, ist das Merkwürdige in diesem Fall die Zustimmung der am meisten Betroffenen. Die Dame selbst fühlt sich in ihrer fragwürdigen Situation nicht unwohl, und diejenigen, die sich für sie abplacken, tun dies begeistert. Sie produziert nichts, und in den meisten Gemeinschaften hält man produktive Arbeit für undamenhaft. Andererseits ist sie die größte Konsumentin, und die Theoretiker haben immer wieder behauptet, daß das Wohlergehen der Gesellschaft davon abhängt, wieviel sie ausgibt. In Aristokratien braucht man sie aus dynastischen Gründen zur Produktion von Nachkommen, doch in Demokratien verzichtet man häufig selbst auf diese Forderung.

Der Gentleman am oberen Ende der sozialen Leiter verschwand, wie Thorstein Veblen sagte. Deswegen »ist es keineswegs ungewöhnlich, wenn ein Mann sich mit übergroßem Eifer der Arbeit widmet, damit seine Frau sich stellvertretend für ihn in angemessener Form dem Müßiggang hingeben kann, den der Zeitgeist verlangt...« Ihr »Müßiggang oder ihre Trägheit ... werden fast ausnahmslos als irgendeine Form der Arbeit, der Haushaltspflichten oder gesellschaftlicher Konventionen verschleiert, die bei genauerem Hinsehen kaum einem anderen Zweck dienen als zu zeigen, daß sie sich nicht mit irgendetwas Einträglichem oder Nützlichem beschäftigt oder beschäftigen muß.«

Aus den Industriegebieten Nordfrankreichs stammt vielleicht — von einer weiteren Autorin — die beste Studie des Lebens dieser wunderbaren Geschöpfe. Hier wie andernorts wurde ihr Dasein durch die Trennung von Heim und Arbeits-

platz bestimmt. Bürgerfrauen, die bis dahin lebhaften Anteil an den Geschäften ihrer Ehemänner genommen hatten, zogen sich von der Arbeit zurück. Inzwischen die »wichtigsten Konsumenten gewerblicher Erzeugnisse« gingen sie ganz darin auf, für sich und ihre Familien ein Heim zu gestalten. Ursprünglich war die durch ein friedvolles Leben, durch Annehmlichkeiten und Kultur charakterisierte Häuslichkeit das ausschließliche Vorrecht der Oberschichtsfrauen. Später sickerten dieses Ideal und bis zu einem gewissen Grad die Wirklichkeit zu den unteren Schichten durch. Ende des Jahrhunderts feierte es Einzug in den Heimen der Arbeiterklasse und wurde fast zu einer Mode. Während die Männer arbeiteten — im Frühkapitalismus war das Leben ein ständiger Wettlauf gegen die Uhr—, frönten ihre Frauen dem Müßiggang. Oft arbeiteten die Ehemänner, damit ihre Frauen sich ausruhen konnten. Während letztere Kurorte oder Seebäder besuchten, gingen erstere ihrer Arbeit nach. Dieses Arrangement beschrieb Kipling in den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts. Ich selbst habe es während meiner Kindheit in den Fünfzigerjahren des 20. Jahrhunderts miterlebt. Da Frauen nicht arbeiten mußten und ausgedehnte Urlaube genießen konnten, hatten sie die Zeit und Ruhe, eine menschlichere und weniger durch wirtschaftliche Gesichtspunkte geprägte Sicht von sich selbst zu entwickeln. Obwohl unzählige Bedienstete, Köche, Konditoren, Floristen und Gärtner die täglichen Arbeiten für sie erledigten, rechnete man sie ihnen als Verdienst an. Sie gaben »riesige Summen« für Kleidung und Schmuck aus, und eine Brosche, die von oder für eine Ehefrau gekauft wurde, kostete manchmal so viel wie die gesamte Garderobe, die sich ein Ehemann innerhalb von drei Jahren zulegte. Wie bereits erwähnt, hatten diese Frauen vielleicht keine Vorstellung vom Wert des Geldes, sie waren aber Expertinnen, wenn es darum ging, es auszugeben.

Abgesehen von der Konsumkultur bot den Frauen die Anwesenheit zu Hause auch weitere Vorteile. Sie waren diejenigen, die zwischen ihrem Ehemann und dem Rest der Familie vermittelten, die alle Fragen wie Verlobungen, Trennungen, Ehen, Berufsentscheidungen, elterliche Großzügigkeit und Liebe entschieden, so daß Zeitgenossen von einem »Matriar-

chat« sprachen. In einer Zeit, in der Straßenanzüge für Männer fast obligatorisch wurden, begannen sie, Reifröcke, Mieder, Gesäßpolster, Schleppen und voluminöse Ärmel zu tragen. Diese Kleidungsstücke unterstrichen nicht nur ihre Freiheit von jeglicher Arbeit, sie sorgten auch dafür, daß ihre Trägerinnen einen mindestens doppelt so großen Umfang hatten wie die Männer. Dadurch demonstrierten sie Macht, ja einige Frauen waren so stattlich, daß sie nicht durch Türen paßten und spezielle Stühle für sie angefertigt werden mußten. Zu vornehm, um sich mit so gewöhnlichen Nahrungsmitteln wie Geflügel, Braten und Gemüse abzugeben, beschränkten sich ihre Kochkünste auf Gebäck und köstliche Desserts. Wie ihre römischen Vorgängerinnen, bei denen es als besondere Leistung hervorgehoben wurde, wenn sie ihre eigenen Kinder stillten, betreten sie, sobald letztere entwöhnt waren, nur noch selten das Kinderzimmer. Manchmal beschränkte sich ihre Erziehungsrolle darauf, den Kindern einen Gutenachtkuß zu geben. Einige rührten kein Kind an, das in die Hose gemacht hatte.

Die Ehemänner verbrachten ihre Tage im Lärm und Ruß der Fabriken, während die Frauen Bedienstete hatten, die für sie saubermachten. Die Männer versuchten, sich gegenseitig im wirtschaftlichen Wettbewerb mit all seinen Keilereien, Risiken und Gewissenskonflikten zu übertreffen, sie dagegen flüchteten sich in die Religion und betrachteten sich als Schutzengel. Umgeben von Sofas, Kissen, Vorhängen, Gemälden und unglaublichen Mengen an Krimskrams, führten sie ein von äußeren Einflüssen weitgehend abgeschirmtes Leben. Was immer das Gesetz vorschrieb, in ihrer eigenen Welt bestimmten sie die Regeln. Einerseits war es eine Welt ohne wirkliche Verantwortung, die es ihnen in vieler Hinsicht erlaubte, in ihrem trauten Heim ein kindliches Dasein zu führen. Andererseits bot diese Welt ihnen die Kontrolle über das gesellschaftliche Leben. Sie bestimmten, was man aß, trug und wie man sich verhielt, kurz, was zulässig war und was nicht. Der Brauch, einander Besuche abzustatten, führte dazu, daß Hierarchien entstanden und sie andere Frauen herumkommandierten.

In den meisten Punkten glich das Leben der englischen Da-

men der Oberschicht dem ihrer französischen Schwestern. Noch mehr als in Frankreich genossen sie ihre Erziehung fast ausschließlich zu Hause, denn England war kein katholisches Land, und es gab nur wenige Klöster, in die man Mädchen schicken konnte. Sie verbrachten jedoch häufig auch ein Abschlußjahr in der Schule, nicht selten in einer im Ausland gelegenen. Wie in Frankreich galt der Brauch Geld heiratet Geld, und tatsächlich zog ein Vater als erstes Erkundigungen über das Vermögen seines zukünftigen Schwiegersohnes ein. Sobald die Heirat beschlossene Sache war, konnten die meisten Töchter wohlhabender Väter damit rechnen, daß eine Stiftung für sie eingerichtet wurde, um ihnen ein unabhängiges Einkommen zu verschaffen. Darüber hinaus waren dann noch die eigentlichen Hochzeitskosten zu bezahlen, die von Vater und Bräutigam gemeinsam übernommen wurden.

Um eine solche Frau zu heiraten, mußte ein Mann sehr etabliert sein. Die Verlobung konnte Jahre dauern und wurde nicht selten gelöst, weil der Verlobte hinsichtlich seines finanziellen Hintergrunds nicht den Erwartungen entsprochen hatte. Je höher die Gesellschaftsschicht, der ein Mann angehörte, desto später heiratete er gewöhnlich. Frauen hingegen wurden fast so behandelt, als seien sie eine Art Seidenraupe, die im Alter von 17 oder 18 ihren Kokon abstreift und das gesellschaftliche Parkett betritt. Von diesem Moment an verbrachten sie ihre Zeit mit Picknicks, Partys und Bällen, was mit enormen Ausgaben verbunden war. Junge Frauen, deren Väter es sich nicht leisten konnten, sie in London vorzuführen, wurden zum Beispiel nach Kairo verschifft, wo das Leben billiger war und es außerdem genügend ledige Männer gab, auch wenn sie nicht so reich waren wie die zu Hause. War ein Mädchen nicht außergewöhnlich unansehnlich oder auf andere Weise benachteiligt, reichten im allgemeinen zwei bis drei Saisons aus. Für Zwanzigjährige war es üblich, sich einen Mann Anfang dreißig zu angeln oder sich diskret von ihren Eltern mit ihm verkuppeln zu lassen. Der Altersunterschied konnte jedoch viel größer sein. Je mehr wir uns dem Jahr 1914 nähern, desto größer war er.

Sobald eine verheiratete Frau schwanger wurde, hatte sie ihre Bestimmung erfüllt und konnte sich entspannen. Vielleicht ab-

gesehen von einem einstündigen Spaziergang pro Tag, war es üblich, die ersten drei Monate im Bett oder auf dem Sofa zu verbringen. Gab es Komplikationen, wurde sie natürlich bestens medizinisch versorgt. Ein Gemälde aus der spätviktorianischen Zeit zeigt eine kranke Dame umgeben von zehn Ärzten, die vermutlich alle von ihrem Ehemann herbeigerufen und bezahlt wurden. Die Entbindung fand praktisch immer im eigenen Zuhause statt, da es größere Annehmlichkeiten bieten konnte als jedes Krankenhaus. Beginnend mit Prinz Albert, der 1841 seiner Frau, der Königin Viktoria, bei der Geburt beistand, waren Männer nicht selten bei der Entbindung anwesend. Allerdings war dies eine Eigenheit der Oberschicht, die die Unterschicht schockierte. Unseren englischen Ladies muß man zugute halten, daß die meisten von ihnen dem wissenschaftlichen Rat der Zeit gefolgt sind und ihre Kinder gestillt haben. Alles andere erledigten jedoch ihre Untergebenen. Sobald die Kinder etwa im Alter von neun Monaten entwöhnt waren, betrat eine Mutter selten das Kinderzimmer.

Es gab auch nicht nur Bedienstete, die sich um die Kinder kümmerten. Butler, Köche, Lakaien, Kutscher, Gärtner und verschiedene Dienstmädchen waren selbst in einem kinderlosen Haushalt ein Muß, ganz zu schweigen von Handwerkern, die gelegentlich kamen, um die Fußböden zu bohnen, Reparaturen durchzuführen usw. Diese Abhängigkeit vom Personal machte die jahreszeitlich bedingte Übersiedlung vom Land nach London und umgekehrt zu einer äußerst komplizierten Angelegenheit, die ein Zeitgenosse mit Blick auf einen besonders großen Haushalt als »eine Armee auf dem Vormarsch« beschrieb. Die wichtigsten Aufgaben der Frauen, die von ihren Männern unterstützt wurden und darüber hinaus ein eigenes Einkommen hatten, waren gesellschaftlicher Natur. Häufig spezialisierten sie sich darauf, glanzvolle Feste auszurichten.

Obwohl die Belle Époque angeblich 1914 endete, gehören die Damen der besseren Gesellschaft als Unterspezies der Menschheit beileibe nicht der Vergangenheit an. Ein steigender Lebensstandard und Fortschritte in der Medizin führten dazu, daß die schichtspezifische Differenz in bezug auf die Lebenserwartung in den Zwanziger- und Dreißigerjahren des

20. Jahrhunderts weiter fortbestand. Je wohlhabender eine Frau war, desto eher überlebte sie nicht nur ihr eigenes Mannsvolk, sondern auch alle anderen. Nicht einmal der Zweite Weltkrieg als größter und schlimmster aller Kriege vermochte es, an ihren Privilegien zu rütteln. Ein Grund dafür, warum das Naziregime in Deutschland zögerte, den Forderungen der Industriellen nachzukommen und Frauen zur Arbeit zu zwingen, war die Angst, daß es für den Rest der Bevölkerung zu provozierend sein könnte, die Frauen der Direktoren in den Kaffeehäusern oder beim Einkaufsbummel zu sehen. In Großbritannien, der klassenbewußtesten Gesellschaft überhaupt, wurden wohlhabende Frauen von der Kriegsarbeit befreit, weil sie große Häuser hatten, um die sie sich kümmern mußten. Es scheint, als ziehe ein Privileg automatisch andere nach sich.

Die Frauen der Oberschicht, die von Geburt an von schönen Dingen umgeben waren und die Familienangelegenheiten genauso unter Kontrolle hatten wie ihre Vorgängerinnen ein Jahrhundert zuvor, stellten sich Forderungen gegenüber taub, sich nicht mehr dem Müßiggang hinzugeben. Nicht arbeiten zu müssen machte ihr Leben eben angenehmer. Solange sie nicht hochqualifiziert waren, konnte Arbeit bedeuten, daß sie mit Leuten von niedrigerem Stand verkehren mußten. Es könnte einige von ihnen sogar zwingen, ihre Überlegenheitsgefühle aufzugeben. Folglich hatten in den Achtzigerjahren des 20. Jahrhunderts in den USA sechs von sieben Ehefrauen mit gut verdienenden Männern immer noch keine Arbeitsstelle. Auch in den Ländern der ehemaligen Sowjetunion »... hat es einen hohen Prestigewert, wenn eine Ehefrau nicht arbeiten muß«. Bei den Versammlungen des Weltwirtschaftsforums in Davos sind die wenigen Karrierefrauen, die dort aus eigenem Interesse hinkommen, den nichtarbeitenden Ehefrauen der Mächtigen, Reichen und Berühmten zahlenmäßig hoffnungslos unterlegen. Diese Frauen können einfach nicht arbeiten. Würden sie es tun, wie könnten sie an diesen Versammlungen teilnehmen?

Da sie eine privilegierte Klasse innerhalb einer privilegierten Klasse bilden, stellen die Jacqueline Bouvier-Kennedy-Onassis', Elizabeth Halawis und Prinzessinnen Diana dieser Welt Ansprü-

ehe, die, wenn überhaupt, nur von Milliardären erfüllt werden können. Ihre Urgroßmütter wurden oft von Nonnen großgezogen und vervollständigten ihre Erziehung in »Abschlußschulen«. Sie ihrerseits besuchen oft die besten Universitäten der Welt, machen aber selten ein weiterführendes Studium, da sie dann härter arbeiten müßten und weniger Zeit für das gesellschaftliche Leben hätten. Zudem könnte das dort erworbene Wissen einen zukünftigen Ehemann eher einschüchtern als anziehen. Ihre Urgroßmütter hatten sich so der Häuslichkeit verschrieben, daß ihnen alles direkt ins Haus geliefert wurde. Während sich bei ihnen wahrscheinlich immer noch andere um den Haushalt kümmern, jetten diese Damen eher um die ganze Welt und besuchen die teuersten Kaufhäuser. Ihre Urgroßmütter waren stolz auf ihre zarte Konstitution und ihre weiße Haut, die natürlich daher rührte, daß sie nicht arbeiten mußten. Die heutige Generation hingegen ist eher sonnengebräunt, weil sie viel Zeit in exklusiven Kurorten und auf Jachten verbringt. Wenn Prinzessin Diana einst sagte, eine Arbeitsstelle sei einem Ehemann vorzuziehen, dann deswegen, weil in ihrem Fall ein Arbeitsverhältnis rein symbolischer Natur war und sie es nach Belieben eingehen oder kündigen konnte. Zudem brauchte und konnte sie als Tochter einer der reichsten Familien Englands von diesen Jobs nie ihren Lebensunterhalt bestreiten. Ein Mann ist erfolgreich, wenn er mehr verdient, als seine Frau ausgeben kann; eine Frau, wenn sie einen solchen Mann findet. Heute wie früher gehören diejenigen, die dies geschafft haben, vielleicht der privilegiertesten Gruppe von allen an.

### **Schlußfolgerungen**

Wenn die auf den vorangegangenen Seiten vorgebrachte Interpretation richtig ist, besteht der grundlegende Unterschied zwischen Männern und Frauen darin, daß letztere weniger belastbar sind als erstere. Auch aus Abenteuerlust, aber vor allem, weil sie keine andere Wahl hatten, sind Männer immer zu den unwirtlichsten Orten aufgebrochen, oft unter Einsatz ihres Le-

bens und nicht selten ohne Wiederkehr. Auch weil sie vernünftiger sind, aber vor allem, weil sie eine Wahl hatten, schlossen sich wenige Frauen den Männern an, und dann gewöhnlich erst nachdem sich die Bedingungen erheblich verbessert hatten. Bis heute gilt: Je härter die Bedingungen, desto weniger Frauen sind in der Regel dort anzutreffen.

Die Tatsache, daß die Körper der Männer besser für schwere Arbeiten im Freien geeignet sind, war schon den alten Griechen bewußt. Tatsächlich muß jede menschliche Gesellschaft dies gewußt haben, denn sonst hätte sie nicht überleben können. Dies erklärt, warum die demographische Revolution wie zu erwarten und soweit wir wissen sich von oben nach unten ausgebreitet hat. Die erste Schicht, die davon profitierte, war der Adel, und die ersten Orte, an denen sie sich vollzog, waren die Städte und Nonnenklöster. Allen dreien war gemein, daß Frauen nicht länger in der Landwirtschaft arbeiten mußten. Die Nonnenklöster, die verhinderten, daß Frauen schwanger wurden und Kinder bekamen, schalteten damit eine wichtige Quelle weiblicher Krankheiten und Mortalität aus, die mit Blick auf die Allgemeinbevölkerung erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts unter Kontrolle gebracht wurden.

Die Entwicklung hin zu einer höheren Lebenserwartung der Frauen im Vergleich mit der der Männer wird in Geschichtsbüchern nur selten erwähnt. Möglicherweise liegt es daran, daß diese Tatsache als selbstverständlich hingenommen wird. Da Frauen in fast allen Ländern älter werden als Männer, geht man davon aus, daß dies immer so war, und hat die unsinnigsten Erklärungen dafür angeführt, warum dies so sein sollte. Nichts ist jedoch weiter von der Wahrheit entfernt. Vor allem im 19. Jahrhundert — aus dem auch die ersten landesweiten Statistiken stammen — wurde dieses Phänomen häufig kommentiert. Für die Regierung und die Privatindustrie tätige Experten argumentierten, die Zivilisation und ihre Annehmlichkeiten kämen Frauen mehr zugute als Männern.

Die Faktoren, die die demographische Revolution herbeiführten — zunächst in den Industrieländern und dann in den Entwicklungsländern —, waren ein gestiegener Lebensstandard sowie eine bessere medizinische Versorgung. Obwohl viel dar-

über debattiert wurde, welche einzelnen den Lebensstandard ausmachenden Faktoren am meisten dazu beigetragen haben, soll der Begriff in diesem Zusammenhang im weitesten Sinne verstanden werden. Der wichtigste Faktor war die Abwanderung in die Städte. Hinzu kamen eine bessere Ernährung, bessere Kleidung, bessere Wohnungen, eine bessere Hygiene und so weiter. Selbstverständlich profitierten von all dem Männer wie Frauen. Der weibliche Organismus ist jedoch schwächer und anfälliger für Infektionen, die man sich durch den Kontakt mit Schmutz zuzieht. Deswegen kam die fortschreitende Zivilisation im großen und ganzen Frauen früher und mehr zugute als Männern, vor allem, wenn sie höheren Gesellschaftsschichten angehörten.

Indem bestimmte Krankheiten ausgeschaltet und andere unter Kontrolle gebracht wurden, profitierten Frauen wie Männer vom Fortschritt der Medizin, Frauen jedoch, wie man behaupten könnte, mehr als Männer. Die wichtigsten medizinischen Fortschritte, die, relativ gesehen, Frauen mehr nützten als Männern, waren Verhütungsmittel und eine bessere Versorgung während der Perinatalperiode. Diese beiden Faktoren haben die Müttersterblichkeit auf einen so geringen Teil der früheren Rate reduziert, daß er sich kaum noch in Prozentzahlen ausdrücken läßt. Wahrscheinlich hat kein anderer Faktor mehr dazu beigetragen, die Waage zugunsten der höheren Lebenserwartung der Frauen ausschlagen zu lassen. Während Frauen in unverhältnismäßig hohem Maße vom Fortschritt der Zivilisation profitierten, übernahmen Männer einen unverhältnismäßig hohen Anteil der Arbeit. Im Zuge der Verstädterung erledigten mehr Männer als Frauen schwere Arbeiten im Freien unter schwierigen Bedingungen und an so unwirtlichen Orten, daß man schon verrückt sein muß, um dort leben zu wollen. Als Folge der Industriellen Revolution waren mehr Männer als Frauen von Berufskrankheiten und Unfällen betroffen. Obwohl die Verbesserung des Lebensstandards Männern wie Frauen zugute kam, waren es die Männer, die hierzu den größten Beitrag geleistet haben. Und wie eh und je werden Entdeckungen und Erfindungen, die den Prozeß vorantreiben, zu über neunzig Prozent weiterhin von Männern gemacht.

Um wirklich zu verstehen, wie ungerecht die Last verteilt ist, wollen wir einmal annehmen, Männer würden den Feministinnen einen Gefallen tun und Frauen mit Samenbanken versorgen, die nur Mädchen produzierten, und selbst dann massenhaft sterben. In einem solchen Fall würde die Zivilisation, wie wir sie kennen, aufgrund der Tatsache, daß die Durchschnittsfrau immer von der Arbeit der Männer abhängig war, mit größter Wahrscheinlichkeit untergehen. Es würde kaum noch Bergbau, Ölförderung, Schwerindustrie, chemische Industrie und Fernverkehr geben, und auch für die meisten Formen der Bauwirtschaft und viele Arten der Landwirtschaft (einschließlich der Forstwirtschaft, der Hochseefischerei und vielleicht der Aufzucht großer Haustiere) würde dies das Ende bedeuten. Unter diesen Umständen würden über 90 Prozent der heutigen Weltbevölkerung verhungern. Die Städte wären verlassen. Ein Großteil der Kultur, die ein Produkt der Städte ist, würde ebenfalls vernichtet. Die überlebenden Frauen würden wahrscheinlich zu einem auf Gartenbau basierenden primitiven Leben zurückkehren. Sie würden in Hütten leben und an einem ständigen Mangel an tierischem Eiweiß leiden. Geschichtlichen und vorge-schichtlichen Präzedenzfällen nach zu urteilen, würde ihre Lebenserwartung auf 40 Jahre absinken.

Was für Männer am schwersten zu ertragen ist, oft dankt man ihnen nicht einmal, sondern beschwert sich über sie. Frauen, deren zukünftige Ehemänner dazu gezwungen waren, wie Sklaven zu arbeiten, um die von ihnen verlangte Brautgabe zu verdienen, beklagten sich darüber oder ließen zumindest in ihrem Namen Beschwerde erheben, daß Männer »einen automatischen Vorsprung im Leben« erhalten würden. Frauen, deren Männer so hart arbeiten, daß sie keine Zeit für die Familie haben, beschweren sich. Frauen, deren Männer den ganzen Tag zu Hause sind, beschweren sich auch. Frauen, die Anspruch auf Familienunterstützung haben, beklagen sich, daß eine von Männern bestimmte Bürokratie in ihr Leben eindringt, und Frauen, deren Leben durch einen Kaiserschnitt gerettet wurde, beklagen sich, daß chauvinistische, imperialistische Ärzte über ihren Körper bestimmen. Einige Frauen beschweren sich, daß Männer und nicht sie selbst als Versuchs-

kaninchen für neuartige Medikamente verwendet werden. Ein oder zwei haben sich sogar darüber beklagt, daß sie keine Steuern bezahlen müssen, sicherlich ein Ausnahmefall in der Geschichte.

Angesichts der unzähligen Privilegien, die Frauen genießen, stellt sich die Frage, ob nicht vielleicht ihre Natur und/oder ihre gesellschaftliche Situation sie dafür anfällig macht, sich zu beklagen, und ob vielleicht der moderne Feminismus nur ein Deckmäntelchen für weitere Klagen ist.

## **8 Das wehleidige Geschlecht**

### **Weiblichkeit und ihre Beschwerden**

In fast jeder Hinsicht sind Frauen seit eh und je das privilegierte Geschlecht. Als Kinder werden sie sanfter angefaßt und mehr behütet. Als Studentinnen wird ihnen schon seit langem nachgesehen, daß sie sich von Fächern fernhalten, die als die schwierigsten gelten. Als Erwachsene sind sie unter weniger Konkurrenz- und Leistungsdruck. Was ihren Lebensunterhalt betrifft, sind sie oft in der beneidenswerten Lage, konsumieren zu können, ohne produzieren zu müssen. Als Kriminelle und Prozeßführende werden sie vom Gesetz und von den Gerichten wesentlich nachsichtiger behandelt. Als Staatsbürgerinnen sind sie nicht nur von der Pflicht befreit, an den schrecklichsten aller menschlichen Aktivitäten, d. h. dem Krieg, teilzunehmen, sondern werden auch besser vor ihm geschützt. Von Männern auf den Schultern getragen - manchmal, wenn es darum geht, Naturkatastrophen und ähnlichem zu entkommen, im wörtlichen Sinne -, haben Frauen stets den Löwenanteil der Annehmlichkeiten genossen, die eine Gesellschaft, egal wann und wo, zu bieten hatte. Frauen, deren Leben als wertvoller gilt als das von Männern, sind seltener Opfer von Gewaltverbrechen. In den vergangenen zwei Jahrhunderten sind die Vorteile der Frauen aufgrund steigender Lebensstandards und der Fortschritte in der Medizin noch deutlicher geworden. Je entwickelter die Gesellschaft, desto früher setzte der Wandel ein, und um so entscheidender war er, so daß Frauen heute, abgesehen von einer Handvoll armer und rückständiger Staaten, in allen Ländern eine höhere Lebenserwartung haben als Männer.

Wären Menschen rationale Wesen, hätten diese und zahllose andere Vorteile Frauen zum zufriedenen Geschlecht machen müssen. Das ist jedoch nicht der Fall. In praktisch allen Ländern scheinen mehr Frauen als Männer psychische Probleme zu haben und/oder unter psychischen Störungen zu leiden. In

praktisch allen Ländern bilden Frauen die Mehrheit der Patienten in psychiatrischen Krankenhäusern und derjenigen, die verschiedene psychiatrische Dienste in Anspruch nehmen. In praktisch allen Ländern beklagen sich Frauen unaufhörlich über ihre gesellschaftliche Situation. Seit etwa 1970 haben sie Interessengruppen gebildet, um ihre Beschwerden zum Ausdruck zu bringen. Es scheint, wie ein Historiker schrieb, als habe sich eine Kluft aufgetan zwischen der objektiven gesellschaftlichen Situation der Frauen und der Art und Weise, wie sie diese Situation wahrnehmen oder erfahren. Dies gilt um so mehr, je entwickelter das Land und je privilegierter die Frauen.

Die Wissenschaft, die dafür verantwortlich ist, die Menschen glücklich zu machen oder zumindest für diejenigen zu sorgen, die so unglücklich sind, daß sie für sich selbst und für andere zu einem ernsthaften Problem werden, ist die Psychiatrie. Wie wir sehen werden, war sie den heftigsten Angriffen der Feministinnen ausgesetzt. Einige der ersten Schüsse wurden von Simone de Beauvoir abgefeuert, die der Psychiatrie und insbesondere der Psychoanalyse vorwarf, Frauen dazu zu drängen, sich um der »Normalität« willen eher mit der Mutter als mit dem Vater zu identifizieren. Für Kate Millett hatte sich die Psychiatrie — mit Freud als ihrem Totemkopf— der diabolischen Verschwörung schuldig gemacht, die Herrschaft der Männer über die Frauen, die durch die erste feministische Welle erschüttert worden war, wiederherzustellen. Einige Feministinnen verlangten sogar, daß die Psychiatrie als Disziplin Frauen für den Schaden entschädige, den sie ihnen angeblich zufüge.

Bevor wir auf die Probleme der psychischen Gesundheit von Frauen eingehen, muß zunächst der Kontext definiert werden, in dem dieses Thema behandelt wird. Erstens gibt es keine Verschwörung, und es hat sie auch nie gegeben. Mit Freud angefangen war und ist die Mehrzahl der modernen Psychotherapeuten nicht darauf aus, Frauen zu diskriminieren, sie zu unterdrücken und auf ein Leben unter der Knute des Patriarchats vorzubereiten. Ihr Ziel ist es, den Frauen zuzuhören, sie zu verstehen, eine Diagnose zu erstellen und, wenn möglich, ihren Problemen und Symptomen abzuhelpen. Dies war weder im 19. Jahrhundert leicht, als fast ausschließlich Männer Thera-

peuten waren, noch ist es das zu Beginn des 21. Jahrhunderts, in dem es sehr viele Therapeutinnen gibt.

Zweitens konkurrieren jene nicht nur mit allen anderen ihres Berufsstandes, sondern mit jedem, der genug Unternehmungsgeist hat, sich ein Messingschild zu kaufen und/oder sich im Internet darzustellen. Mehr noch als in anderen Bereichen sind objektive Symptome, wenn es um die psychische Gesundheit geht, schwer zu definieren und zu klassifizieren. Sagt eine Person, daß es ihr nicht gutgehe, dann geht es ihr in gewisser Weise auch nicht gut. In solchen Fällen wird, wie George Bernard Shaw einmal sagte, einem Abstinenzler Wasser verschrieben, einem Trinker Champagner, einem Vegetarier harnsäurefreies Essen und einem alten Oberst, der unter der Kälte leidet, ein warmer Mantel. Mit anderen Worten, Frauen die zu Heilern gehen, bekommen das, wonach sie fragen. So war es in der Vergangenheit, und so wird es, wenn die menschliche Natur sich nicht plötzlich und radikal ändert, auch in Zukunft sein.

### **Kerker und Drachen**

Zumindest in Europa war derjenige, der sich um Menschen mit psychischen Problemen kümmerte, der Priester. Indem sie Gebete empfahlen, Strafen auferlegten, die Absolution erteilten und einfach nur zuhörten, mögen einige Priester den Betroffenen tatsächlich geholfen haben. Andere spezialisierten sich auf die Teufelsaustreibung. In dieser Hinsicht unterschieden sie sich nicht von Hexen und Hexern. Und wiederum mögen die Zeremonien, vorausgesetzt, die Menschen glaubten an sie, in gewisser Weise geholfen haben.

Während die meisten psychisch gestörten Menschen sich selbst überlassen blieben, gab es immer Männer und Frauen, die für sich selbst und andere ein derartiges Problem darstellten, daß ihnen weder Priester noch Hexenmeister helfen konnten. Vorausgesetzt, sie hatten kein Verbrechen begangen, oder sie hatten eins begangen, waren aber offensichtlich zu gestört, um hierfür die Verantwortung zu übernehmen, wurden sie in speziellen Einrichtungen eingesperrt. In Europa wurde die er-

ste derartige Einrichtung Anfang des 15. Jahrhunderts in Valencia, Spanien, eröffnet. Andere folgten bald nach. Einige dieser Einrichtungen unterstanden der Kirche, manche der Stadt- oder Gemeindeverwaltung, andere dem Staat. Wieder andere wurden von Privatpersonen geleitet und nahmen Menschen auf, die zu Hause nicht versorgt werden konnten und deren Verwandte bereit waren, für die Unkosten aufzukommen. Da sich nicht jedes Dorf eine solche Einrichtung leisten konnte, waren diese meistens in den Städten angesiedelt. Andernorts wurden psychisch Kranke von ihren Familien versorgt.

Ab 1650 wurden Menschen mit einem abweichenden Verhalten zunehmend von der Gesellschaft isoliert. Man sperrte psychisch Kranke oft zusammen mit Behinderten, Stadtstreichern und Straffälligen ein, kurz mit jedem, der als Schandfleck der Gesellschaft angesehen wurde. Insassen, die als gefährlich für sich selbst und andere galten, wurden in Kerker gesperrt, an Wände gekettet, auf Stühlen festgebunden oder mit anderen exotischen Methoden außer Gefecht gesetzt. Sinn des Ganzen war, die Betroffenen ruhigzustellen. Ein Bild zeigt einen Mann, dessen Arme an zwei gegenüberliegenden Wänden festgekettet sind, während sein Kopf von einer dritten, von der Decke herunterhängenden Kette fixiert wird. Man glaubte, daß diese Männer das verloren hatten, was man für das Wesen des Menschen hielt, nämlich den Verstand, und zu Tieren geworden waren. Als solche mußten sie versorgt und bewacht, aber nicht geheilt werden. Als solche wurden sie auch zur Schau gestellt. Nicht selten zwang man sie, wie Tiere in einem Zirkus ihre Tricks vorzuführen. In einem Pflegeheim in Westmalling, Kent, lebte 1776 ein berühmter Patient, der, am Boden festgebunden, mit den Zehen eine Nadel einfädelt.

Um 1790 änderte sich die Situation. Dies war die Ära der Wohltätigkeit, der wir schon in einem anderen Zusammenhang begegnet sind. Im Bereich der psychischen Krankheiten führte sie zu einer rapiden Humanisierung. Oft machte man daraus ein Riesentamtam. In einer Zeit, in der Freiheit ein Modewort war, ließen diejenigen, die für die Reformen verantwortlich waren, keine Gelegenheit aus, auf den Zug aufzuspringen und sich als Befreier darzustellen. Einige der schlimm-

sten Mißstände wurden beseitigt, da Patienten nicht länger in Kerker eingesperrt oder mit Hilfe von Folterinstrumenten ihrer Freiheit beraubt wurden. Ketten, Peitschen und ähnliches wurden weitgehend abgeschafft. Einige dieser Instrumente wurden in Museen ausgestellt, um die Schrecken der Vergangenheit und damit stillschweigend auch die Herrlichkeit der Gegenwart aufzuzeigen.

Der Revolution in bezug auf die Behandlung psychisch Kranker folgte bald eine noch größere an den Orten, in denen diese Behandlung durchgeführt wurde. Vor 1800 waren die meisten Anstalten Jahrhunderte alt und bekannt für die schlechten Zustände, einschließlich Feuchtigkeit, Dunkelheit und Überfüllung, die dort herrschten. Dank der Käfige, in denen Gefangene gehalten wurden, glichen viele auch einem Zoo oder einer Menagerie. Während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden viele Bauprojekte angeschoben. Zum ersten Mal trennte man Anstalten für psychisch Kranke von solchen für Kriminelle und/oder Arme. Die alten Gebäude wurden durch hotelartige Einrichtungen ersetzt, die jede der damaligen Zeit entsprechende Annehmlichkeit boten. Bilder zeigen oft Reihen von Betten, angeordnet in geräumigen Sälen, neben denen je eine Topfpflanze steht. Das war bis mindestens in die Dreißigerjahre des 20. Jahrhunderts für Irren-Heilanstalten typisch. Da der wichtigste Teil der Behandlung der war, die Patienten vom »hektischen Tempo« des modernen Lebens abzuschirmen, lagen die Anstalten, umgeben von Gärten, oft in einer ländlichen Gegend. Nachdem ein Staatsbeamter diese Reformen auf ihre Tauglichkeit überprüft hatte, behauptete er, keine Personengruppe im Vereinigten Königreich würde so gut versorgt wie die Geisteskranken. Sie erhielten ausreichend Nahrung und Kleidung und »innerhalb eines vernünftigen Rahmens jede Form von Luxus«. Wie ihre Vorgänger zogen diese Anstalten Besucher an, die jetzt jedoch eher voll der Bewunderung statt des Spotts waren.

Schließlich führte die sogenannte erste Revolution in der Psychiatrie dazu, daß sich der Personenkreis änderte, dem die Gesellschaft die Verantwortung für Geisteskranke übertrug. Obwohl es in den Anstalten schon immer Ärzte gegeben hatte,

handelte es sich bis dahin um von Priestern geleitete kirchliche, von Beamten geleitete staatliche oder von Unternehmern geleitete private Einrichtungen. Einige der Verantwortlichen schlossen sich der neuen Bewegung an oder halfen sogar, sie ins Leben zu rufen. Einer von ihnen war Francis Willis, ein englischer Geistlicher, der erfolgreich den geisteskranken König Georg III. behandelt hatte. Ein anderer war William Tuke, ein Tee- und Kaffeehändler, der eine Modellanstalt für die Quäkergemeinde von York gründete. Mehrere Generationen von Tukes führten seine Arbeit fort.

Die meisten der Reformer waren jedoch Ärzte. Der wohl bekannteste unter ihnen war Philippe Pinel. 1745 geboren, studierte Pinel zunächst Theologie, bevor er sich der Medizin und der Mathematik zuwandte. Später wurde er sogar beratender Arzt von Napoleon. Als Bewunderer Rousseaus sah Pinel den Ursprung allen gesellschaftlichen Übels — einschließlich der Geisteskrankheit — in der Tyrannei, der Ungleichheit, der Religiosität und dem Aberglauben des Ancien Régime. Da all dies durch die Revolution beseitigt worden war, hatte man gleichzeitig auch den Grundstein zur Befreiung der Geisteskranken gelegt. An nur einem Tag befreite er vierzig Insassen einer städtischen Irrenanstalt von ihren Ketten und nahm den Wächtern die Pferdepeitschen weg. Statt dessen führte er ein Regime ein, das Nachdruck auf Ordnung, Regelmäßigkeit, Hygiene und Arbeit legte. Auf diese Weise sollten die Insassen Schritt für Schritt zur Vernunft zurückgeführt werden. Ließen sie sich darauf ein, wurden sie belohnt, widersetzten sie sich, wurden sie bestraft.

Auch in Deutschland war der wichtigste Reformers ein Arzt. Johann Reil, der Pinel darin glich, daß er besonderen Wert auf regelmäßige Arbeit legte und die Persönlichkeit des Therapeuten hervorhob, war derjenige, der den Begriff Psychiatrie erfand. In den USA waren die Reformen mit Persönlichkeiten wie den Ärzten Eli Wood, Samuel Woodward, Rufus Wyman und anderen verbunden. Von den genannten war Reil der einzige, der drastische Methoden zur Disziplinierung aufsässiger Patienten vorschlug. Unter anderem empfahl er den Bau spezieller Apparate, die den Irren auf feuerspeienden Drachen

durch die Luft segeln ließen. Andere Patienten sollten mit lebenden Aalen unter Wasser getaucht werden, eine frühe Form der Elektroschocktherapie. Die übrigen brüsteten sich jedoch damit, daß in ihren Anstalten »niemals Ketten oder Zwangsjacken verwendet oder bereitgestellt« worden seien, und es keinem Wärter erlaubt sei, einen Patienten anzurühren.

Seit damals hat es immer wieder neue Erklärungen zur Natur psychischer Krankheiten gegeben. Die einen sahen ihren Ursprung in der Schwäche des Willens, einschließlich der Art von Schwäche, die zu Masturbation führte und aus ihr resultierte. Andere schrieben sie der Degeneration des Organismus zu, die vererbt sein konnte oder, wenn die Kranken aus »schlechten Verhältnissen« stammten, auch nicht. Wieder andere erklärten sie mit traumatischen Kindheitserfahrungen, mit mysteriösen elektrischen Störungen im Gehirn, mit dem Streß des »modernen« Lebens oder dem Vorhandensein oder Nichtvorhandensein bestimmter Chemikalien im Blutkreislauf des Patienten. All diese Faktoren wurden dafür verantwortlich gemacht, daß einige Leute äußerst unglücklich waren und/oder sich furchtbar müde fühlten und/oder sich seltsam verhielten und/oder sich nicht unter Kontrolle hatten und/oder eine Gefahr für sich selbst und andere darstellten.

Gleich welcher Theorie man gerade anhing, das Prinzip setzte sich durch, daß eine psychische Krankheit — der Begriff selbst war neu — primär ein medizinisches Problem ist. Deswegen sollten die Verantwortlichen weder Gefängnisaufseher noch Zuchtmeister, sondern Therapeuten oder Heiler sein. An der Spitze der Pyramide standen als Psychiater bekannte Fachärzte, die den Bereich ab den Sechzigerjahren des 19. Jahrhunderts beherrschten. Ihnen unterstanden Mitglieder niedrigerer Zünfte wie Psychologen und später auch »klinische« Sozialfürsorger. Wie nicht anders zu erwarten, wurde die wachsende Vormachtstellung der Mediziner hinsichtlich psychischer Krankheiten nicht sofort akzeptiert, und zuweilen gab es Versuche, gegen sie anzugehen. Nun forderte man, die Patienten wieder in die Obhut der Priester zu geben, da eine Behandlung, die die religiöse Dimension ausschloß, wertlos sei. Dann wurde der Psychiatrie selbst vorgeworfen, die Krankheiten hervorzurufen, die sie

zu heilen trachtete. Und man sprach davon, die Patienten wieder in die Gemeinschaft zu entlassen. Als Ergebnis sehen sich »qualifizierte« Therapeuten gezwungen, ihre Patienten mit anderen, manchmal kollektiv als »alternativ« bezeichneten Therapeuten zu teilen. Andere selbsternannte Therapeuten fanden Möglichkeiten zu praktizieren, gleichgültig ob sie qualifiziert waren oder nicht. Letztlich haben sich jedoch die Ärzte und die ihnen unterstellten Assistenten durchgesetzt. Vielleicht ist es ihnen nicht gelungen, ein Monopol zu schaffen, doch zumindest konnten sie sich an der Spitze der Pyramide halten, so zum Beispiel bei der Besetzung relevanter Stellen an den Universitäten, im öffentlichen Gesundheitswesen und so weiter.

Vom Standpunkt des Patienten aus betrachtet, bedeutete die Verwandlung von einem wilden Tier in ein krankes menschliches Wesen nicht unbedingt, daß die Behandlung immer effektiv oder gar angenehm war. Theoretisch basierte sie jetzt aber auf wissenschaftlichen Prinzipien. Sie wurde von Leuten durchgeführt, die den hippokratischen Eid geleistet hatten, den Patienten wohlwollend gegenüberstanden und das Ziel hatten, ihnen zu helfen. Wenn man noch immer Kerker verwendete, dann nur, weil es keine bessere Unterkunft gab und nicht, weil man Dunkelheit für geeignet hielt, Patienten zu bestrafen oder zu heilen. Wurden sie eingesperrt, dann nur, um sie daran zu hindern, sich selbst oder anderen Schaden zuzufügen, und nur, weil weniger brutale Mittel nicht vorhanden oder ineffektiv waren. Je radikaler eine Behandlungsmethode, desto eher wurde sie von Menschen monopolisiert, die eine jahrelange Ausbildung in der Psychiatrie wie auch der Medizin hinter sich hatten. Das war die Situation seit Mitte des 19. Jahrhunderts, an der sich trotz allen Wandels bis heute nichts geändert hat.

### **Der Aufstieg der Patientin**

In den ersten Anstalten scheint es mehr männliche als weibliche Insassen gegeben zu haben. Das lag vielleicht daran, daß man glaubte, psychisch kranke Männer seien für sich selbst und ihre Umgebung gefährlicher als psychisch kranke Frauen. Auf Bil-

dern und Zeichnungen, auf denen Menschen mit Hilfe verschiedener Instrumente ruhiggestellt werden, sind fast immer Männer zu sehen. Hätte es sich um Patientinnen gehandelt, wären die Methoden aus Sicht der Behandelnden vermutlich kontraproduktiv gewesen. So wie wir waren auch die Menschen des 18. Jahrhunderts nicht immun gegen die Leiden der Frauen, wirkliche wie eingebildete. In England waren die berühmtesten Darstellungen des Wahnsinns die der angeketteten männlichen Akte, bekannt als »die schamlosen, hirnlosen Brüder«, »Melancholischer Wahnsinn« und »Rasender Wahnsinn«. Sie bewachten die Tore und halfen denen, die hineinkamen, die Hoffnung aufzugeben.

Da im Zuge der ersten Revolution in der Psychiatrie Geistesgestörte als kranke Menschen betrachtet und ihre Behandlung humanisiert wurde, verschwand das Stereotyp des Irren als männliches Tier. Als sollte damit der Wandel verkündet werden, wurden 1815 die Zwillingstatuen abgebaut. Heute stehen sie im Guildhall Museum. In einer Gesellschaft, die an den Fortschritt glaubte, schämten die Menschen sich dessen, was ihre Vorgänger mit männlichen Geistesgestörten getan hatten. Als Stereotyp nahm ihren Platz nun die geisteskranke Frau ein. Im Verlauf des Jahrhunderts wurde sie zu einer Art Lieblingsobjekt von Fotografen und Künstlern. Gewöhnlich war sie jung und oft auch schön. Statt angekettet zu sein, ruht sie auf einem Kissen in einem gemütlichen Zimmer. Statt brutal oder gefährlich zu wirken, hat sie einen gehetzten Blick, wie jemand, der nicht von dieser Welt ist. Implizit oder explizit bittet sie um Hilfe.

Das Stereotyp hat vielleicht die Wirklichkeit beeinflußt; möglicherweise war es jedoch auch umgekehrt. Wie dem auch sei, als mehr Irren-Heilanstalten gebaut wurden, um »das Klagen der Verzweifelten zu verbannen« — wie ein Historiker sagte —, stieg der Prozentsatz der weiblichen Insassen an. Mitte des Jahrhunderts bildeten sie bereits eine deutliche Mehrheit. 1871 ergab eine Volkszählung in England, daß auf 1000 männliche Geisteskranke 1182 weibliche kamen. Ein Jahr später gab es in England und Wales 31822 amtlich für geisteskrank erklärte Frauen, aber nur 26818 Männer. Ende des Jahrhunderts

war der Anteil der Frauen auf fast zwei Drittel angewachsen. Wie bei den Männern gab es für die Geisteskrankheiten von Frauen die ausgefallensten Begründungen. Und wie bei den Männern änderten sich diese im Verlauf der Jahrzehnte, wenn die Psychologie und die Psychiatrie behaupteten, neue Entdeckungen gemacht zu haben. Was auch immer man für die Ursachen von Geisteskrankheiten hielt, Frauen bildeten seither die Mehrzahl der Insassen psychiatrischer Anstalten. Als Phyllis Chesler zum Beispiel Ende der Sechzigerjahre des 20. Jahrhunderts ihre berühmte Untersuchung zum Thema Frauen und Wahnsinn durchführte, stellte sie fest, daß das Verhältnis der im Krankenhaus behandelten weiblichen und männlichen Geisteskranken in Amerika knapp über zwei zu eins betrug. In absoluten Zahlen war dies ein Unterschied von Hunderttausenden.

Neben den Frauen, die in psychiatrische Anstalten eingewiesen wurden, gab es zahlreiche, die sich freiwillig dorthin begaben oder irgendeine andere Therapie machten, die keine Einweisung in ein Krankenhaus erforderte. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bestand die Klientel in chirurgischen Kliniken, in Kurbädern, Pflegeheimen und ähnlichen Einrichtungen, die schnelle Heilung zu hohen Preisen versprachen, in erster Linie aus Frauen. Sie strömten nicht nur in Kliniken mit fraglichem Ruf oder in die akademisch ausgebildeter Ärzte, sondern unterzogen sich auch Therapien wie dem Mesmerismus. Spätestens im letzten Viertel des Jahrhunderts bildeten Frauen bei weitem die Mehrheit der psychiatrischen Patienten, eine Führung, die sie seither nicht mehr abgegeben haben.

Rückblickend ist vielleicht der entscheidende, aber am wenigsten beachtete Faktor hinsichtlich des Aufstiegs der Patientin der Zeitpunkt, zu dem sich dieser vollzog. Zuvor waren Personen, deren Verhalten gestört war und/oder ein Problem darstellte, eingesperrt, gefesselt und auf alle möglichen exotischen Arten bestraft worden, wenn sie nicht gehorchten. Nun galten sie plötzlich als krank, erfuhren Mitleid, wurden rücksichtsvoll behandelt und, wenn überhaupt möglich, »geheilt«. Wenn sich die Situation besserte, profitierten hiervon, wie so oft, in erster Linie Frauen. Schließlich hat man von ihnen noch

nie erwartet, so harte Bedingungen auszuhalten, wie sie für Männer als üblich gelten. Mit anderen Worten, sobald sich die Einstellung gegenüber Menschen mit psychischen Störungen zum Positiven hin änderte, bildeten Frauen plötzlich die Mehrheit unter den psychisch Kranken.

Für die Annahme, es bestehe ein Zusammenhang zwischen der wachsenden Zahl von Patientinnen und der »Domestizierung des Wahnsinns«, spricht die Tatsache, daß genau zu dem Zeitpunkt, als man Frauen in Therapien und/oder in eine Klinik schickte, Männer kriminalisiert wurden. Nicht zufällig fällt die erste Revolution in der Psychiatrie damit zusammen, daß man eine sehr scharfe Grenze zog zwischen denen, die innerhalb des Gesetzes, und denjenigen, die außerhalb des Gesetzes lebten und einen Teil der Unterwelt bildeten, wie man später sagte. Nicht zufällig fiel sie auch zusammen mit dem Anstieg von Inhaftierungen als der wichtigsten Form der Bestrafung, die zwischen Bußgeld und der Todesstrafe angesiedelt ist. Während jedoch die große Mehrheit derjenigen, die in Gefängnisse gesperrt wurden, Männer waren, bildeten Frauen eine kleine Mehrheit unter denjenigen, die man zur Behandlung in eine Anstalt einwies. Bis heute haben Frauen vor Gericht eine bessere Chance, als »gestört« eingestuft und einer Behandlung unterzogen zu werden, als Männer. Wenn sie Glück haben, werden sie überhaupt nicht in eine Anstalt eingewiesen, sondern verbüßen ihre Strafe damit, mit einer Frau zu reden, die ihrem Namen den Titel »Therapeutin« vorangestellt hat.

Um es anders zu formulieren: Die Reformen wirkten sich auf Männer und Frauen unterschiedlich aus. Solange man Kriminelle und Irre in einen Topf warf und mißhandelte, waren die Betroffenen in der Mehrzahl Männer. Als man im Zuge der Reformbewegung zwischen diesen beiden eine klarere Grenze zog, wurden weitaus mehr Männer der einen Gruppe und weitaus mehr Frauen der anderen zugezählt. Männer, die man für stark und böse hielt, wurden eher verurteilt, bestraft und eingekerkert. Im Fall der schwachen und problembeladenen Frauen hingegen, mit denen man eher Mitleid empfand, stellte man eine Diagnose und heilte oder behandelte sie zumindest. Wie auch immer die Ergebnisse in der Praxis aussahen, die

grundlegende Idee war die, daß Frauen anders seien als Männer und besser behandelt werden sollten, nämlich als Patientinnen und nicht als Kriminelle.

In den Siebzigerjahren des 19. Jahrhunderts war die wichtigste psychische Erkrankung die Neurasthenie oder Nervenschwäche. Den Begriff prägte George Board, ein New Yorker Elektrotherapeut, dessen neue Diagnose in Nordamerika und in Europa sehr populär wurde. Bei Männern war die Neurasthenie das Ergebnis von Überarbeitung und konnte zu einer Reihe von Symptomen wie Müdigkeit, Depression, Gedächtnisschwäche, Konzentrationsmangel, Schwindel, Schlaflosigkeit, Impotenz und Spermatorrhöe («feuchte Träume») führen. Bei Frauen gab es ebenso viele Symptome, doch an die Stelle von Impotenz und Spermatorrhöe traten Erröten, Kopfschmerzen, Gebärmutterentzündung und Menstruationsunregelmäßigkeiten, die am weitesten verbreitete weibliche Krankheit.

Der Hauptunterschied bestand jedoch darin, daß Frauen nicht arbeiteten. Da sie ein behütetes Dasein führten, waren sie viel weniger dem ausgesetzt, was man im 19. Jahrhundert als »Existenzkampf« und heute als »Streß« bezeichnet. Folglich mußten die Ursachen der Probleme von Männern und Frauen unterschiedlich sein. Die Ärzte hörten nie auf, sich zu fragen, warum in erster Linie Frauen ihre Wartezimmer bevölkerten. Lesen Sie, was nach Ansicht eines damaligen Arztes möglicherweise hierzu geführt haben könnte:

Eine Frau, in der Regel ledig oder aus irgendeinem Grund nicht in der Lage, sich fortzupflanzen, die unter irgendeinem tatsächlichen oder eingebildeten Problem leidet oder eine Phase des Krankheitswahns sexueller Natur durchlaufen hat und oft äußerst nervös veranlagt ist, entwickelt sich zum interessanten Invaliden. Sie ist von guten und im allgemeinen gläubigen und mitfühlenden Freunden umgeben. Sie wird in jeder Fernsicht verwöhnt. Sie hat vielleicht ihre Stimme verloren oder kann ein Gliedmaß nicht mehr bewegen. Diese zeitweiligen Lähmungen gehen plötzlich vorüber, wenn sie einen neuen Arzt hat oder ein neues Medikament bekommt. Doch in der Kegel tritt an deren Stelle irgendeine neue Neurose.

Die Standardkur für Neurasthenie erfand der amerikanische Chirurg Silas Weir Mitchell. Sein Krankenhaus für Nervenleiden wurde zum Mekka für Patienten aus aller Welt, unter ihnen einige der bekanntesten »neuen Frauen« des Zeitalters wie die Sozialarbeiterin Jane Addams und die feministische Schriftstellerin Charlotte Perkins Gilman. Mitchell empfahl eine mehrere Wochen oder Monate dauernde Bettruhe und zögerte nicht, sie zu erzwingen. Gewöhnlich wurde diese Ruhekur nicht zu Hause, sondern in einem Sanatorium oder Badekurort durchgeführt, was die Sache sehr teuer machte. Kein Wunder, daß Frauen, die nicht arbeiten mußten, es sich eher leisten konnten, krank zu werden und länger dort zu bleiben, als Männer. In den Werken Weir Mitchells und seiner Kollegen wimmelt es nur so von Berichten über Frauen, die sich an ihre Krankheiten klammerten und alles unternahmen, um sich nicht von ihnen zu lösen. Einige von ihnen wurden nur durch einen heroischen Willensakt des Arztes geheilt.

Die beiden anderen wichtigsten psychischen Krankheiten dieser Zeit, die Anorexia nervosa (Magersucht) und die Hysterie, waren noch ungleichmäßiger auf die beiden Geschlechter verteilt. Die Magersucht, der man erstmals 1874 einen Namen gab, war und ist zu 95 bis 98 Prozent ein Frauenleiden. In den Siebzigerjahren des 20. Jahrhunderts schätzte man das Verhältnis von Hysterikerinnen und Hysterikern auf zwischen zwei und vier zu eins. Ende des 19. Jahrhunderts gaben einige Ärzte das Verhältnis mit zwanzig zu eins an. Und wohingegen jeder wußte, daß die Weigerung zu essen zu Magersucht führte, schien es bei der Hysterie so wie bei der Neurasthenie keine erkennbaren organischen Ursachen zu geben. Statt dessen manifestierte sie sich in einer großen Zahl von Symptomen wie Kopfschmerzen, Ohnmacht, Lähmungserscheinungen, Mutismus und natürlich dessen Gegenteil, dem unkontrollierten Schreien aus keinem ersichtlichen Grund. Warum von dieser Krankheit in erster Linie Frauen betroffen waren und sind, ist nicht geklärt. Weir Mitchell, die herausragendste Kapazität jener Zeit, war folgender Ansicht: »Um einen Haushalt völlig unglücklich zu machen, gibt es kein besseres Mittel als eine dumme, in hohem Maße nervöse und schwache Frau, die um

Mitleid fleht und nach Macht strebt.« Ende des 20. Jahrhunderts schrieb ein Psychiater, der eine groß angelegte Untersuchung zur Hysterie durchführte, letztere der Tatsache zu, daß Frauen »mehr Wert auf emotionale Reaktionsfähigkeit legen«. Andere glaubten, daß »Männer vielleicht weniger dazu neigen, ihre Symptome auf theatralische Weise zur Schau zu stellen« wieder andere, daß die »Kranken«-Rolle für Frauen akzeptabler sei als für Männer.

Einige dieser Erklärungen stammen von auf diesem Gebiet tätigen Männern. Andere von Frauen, die ihren Kollegen im großen und ganzen zustimmten. So schrieb Ende des 20. Jahrhunderts eine Historikerin, die sich mit dem Thema Frauen und Wahnsinn auseinandersetzte: »Wenn die hysterische Frau krank wurde ... forderte sie die Hilfe und Aufmerksamkeit anderer. In den Familien von Hysterikerinnen drehte sich nun alles um die Patientin, die ständig gepflegt, mit Delikatessen zufriedengestellt und von den Alltagspflichten ausgenommen werden mußte ... Die Ärzte beunruhigte es, daß die hysterische Frau es tatsächlich genoß, von häuslichen und ehelichen Pflichten befreit zu sein und Macht über ihre Familie und sogar den Arzt zu haben.« Die Anorexie, d. h. die Weigerung, Nahrung zu sich zu nehmen, war noch wirkungsvoller, da sich das Ganze gewöhnlich bei den Mahlzeiten vor der gesamten Familie abspielte. Sie war für die betroffenen Mädchen »das perfekte Mittel«, ihre Familien zu kontrollieren. Während die Väter tobten und die Mütter weinten, wurden die Mädchen zum »einzigsten Objekt der Beschäftigung und Unterhaltung«. Nicht umsonst bezeichnete man die Hysterie als »klassische Modekrankheit der Belle Époque«.

Scharfsichtige Patientinnen wie Florence Nightingale gaben manchmal schließlich zu, daß es ihnen darum ging, Aufmerksamkeit zu erheischen und hierzu bessere Wege zu finden. Andere verurteilten die Ärzte, die ihr Bestes getan hatten, sie zu behandeln. Wieder andere stellten ihre Symptome in den Mittelpunkt ihres Lebens. Einige Frauen, die »nie etwas getan hatten, das [sie] ermüden könnte«, verbrachten das halbe Leben im Bett. Manche gingen von Klinik zu Klinik und verlangten, daß man ihre Eierstöcke, die Gebärmutter oder die Klito-

ris operierte oder entfernte. Es war auch nicht einfach so, daß die Ärzte ihre unglücklichen Patientinnen mißbrauchten. Zum einen wurde die Klitoris-Inzision vor allem von Ärztinnen durchgeführt, die nicht nur in dieser Hinsicht einfach dem Beispiel der Männer folgten. Zweitens wurden ähnliche Operationen bei Männern durchgeführt. 1923 unterzog sich Freud in der Hoffnung, seine Körperenergien im Kampf gegen den Krebs zu konzentrieren, einer Unterbindung der Samenleiter.

Viele Ärzte waren sich der Tatsache bewußt, daß die fraglichen Operationen unnötig, nutzlos oder beides waren. Häufig warnten sie einander vor einzelnen Patienten und vor Fällen »aktiver« und »passiver« mania operatoria. Die Frauen weigerten sich, ihnen zuzuhören. Wenn Freuds Patientin Marie Bonaparte sich an der Klitoris operieren ließ, dann gegen seinen Rat. Einige Frauen täuschten Symptome vor, indem sie sich zum Beispiel Kot in den Mund steckten und ihn dann erbrachen, um eine Verletzung des Verdauungstraktes zu simulieren. Andere redeten und redeten. Die bekannteste unter letzteren war Freuds »Dora«. Dora, mit wirklichem Namen Ida Bauer, kam aus einer Familie der oberen Mittelschicht. Sie wurde aufgrund einer Reihe von Symptomen eingewiesen, einschließlich der Unfähigkeit, ihre Muttersprache zu sprechen (nicht jedoch die anderen Sprachen, die sie beherrschte). Eine berühmte Fallstudie zu sein gefiel ihr so sehr, daß ihre Krankheit zum Mittelpunkt ihres Daseins wurde. Und so versuchte sie, ihren Triumph zu wiederholen, indem sie neue Symptome zur Schau stellte und in der unaufhörlichen Suche nach Aufmerksamkeit von einem Arzt zum nächsten pilgerte. Sie war noch immer »krank«, als sie, zur Erleichterung ihrer Familie, 1945 in New York starb.

Aber nicht jede Frau konnte sich einen Weir Mitchell oder Freud leisten und schon gar nicht die Befriedigung genießen, sich einer Operation zu unterziehen. Die meisten nicht so begüterten Frauen kamen wahrscheinlich ohne Behandlung aus oder begaben sich in staatliche Einrichtungen. Diese Asyle spezialisierten sich auf Arme, die auch psychisch krank waren. Vielleicht war es aber auch umgekehrt, und sie nahmen psychisch Kranke auf, die sich keine Privatbehandlung leisten

konnten. Wie im 17. und 18. Jahrhundert stellten diese Asyle in gewissem Sinn eine Alternative zu den Arbeitshäusern oder der Straße dar. Obwohl dies für Frauen wie Männer gleichermaßen galt, beherrschten Frauen die öffentlichen wie privaten Einrichtungen. 1871 kamen in England und Wales auf 1000 männliche mittellose Geisteskranke 1242 Frauen. Zu den Frauen, die man, wären sie Männer gewesen, vielleicht ins Gefängnis geschickt hätte, gesellten sich solche, die, wären sie Männer gewesen, vielleicht im Arbeitshaus gelandet wären. Diese Situation entging den Anstaltsleitern nicht. Einige hielten es für nötig, davor zu warnen. Hysterikerinnen zu lange dazubehalten. Diese Frauen, so behaupteten sie, »gewöhnlich sich manchmal zu sehr an diesen Ort und ziehen die Tanzveranstaltungen, den Zeitvertreib und die allgemeine Lebendigkeit des Anstaltslebens... der Eintönigkeit und harten Arbeit in den Armenhäusern vor«.

Im Wirtschaftsleben folgt ein erfolgreiches Produkt der sogenannten logistischen Kurve. Zuerst gibt es einen langsamen stetigen Anstieg. Dann steigt die Kurve steil an, was auf eine gewaltige Zunahme der Verkäufe deutet. Schließlich wird sie wieder flacher, da die Konkurrenten aufgeholt haben, das Produkt nichts Neues mehr ist und der Markt gesättigt ist. Psychische Krankheiten, die mit einem Etikett versehen werden, um die Beschwerden der Patienten jeweils in einen intellektuellen Rahmen einzupassen, folgen dem gleichen Pfad. Die logistische Kurve ist wahrscheinlich die beste Erklärung dafür, warum ständig neue Möglichkeiten erfunden werden, das Unglücklichsein auszudrücken und zu klassifizieren, und warum nur wenige psychische Erkrankungen länger als ein paar Jahrzehnte den Markt beherrschen. Auf diese Weise verloren auch die Neurasthenie und die Hysterie an Bedeutung.

Von den hier diskutierten Krankheiten ist die Magersucht die einzige, auf die diese Gesetzmäßigkeit nicht zutrifft. Vielleicht liegt das an den eindeutigen körperlichen Symptomen. Ihre Langlebigkeit beweist jedoch auch, wie nützlich diese Krankheit für Patienten und Ärzte ist. So schrieb ein Opfer dieser Krankheit, das sich selbst und seiner Familie sechzehn Jahre lang das Leben zur Hölle machte: »Je mehr sie versuch-

ten, mir die Anorexie wegzunehmen, desto mehr klammerte ich mich an sie ... sie machte mich stark ... ohne sie hätte ich nichts. .. täte ich nichts... wäre ich nichts.« Sie erwartete, daß ihre Angehörigen ständig mit ihr über die Magersucht sprachen. Wenn sie statt dessen darüber redeten, welchen Film sie sich ansehen sollten, war sie gekränkt. Kein Wunder, daß die »epidemische« Verbreitung dieser Krankheit einen ganzen Industriezweig hervorgebracht hat.

Abgesehen von natürlichen Ursachen hat vielleicht der Erste Weltkrieg als weiterer Faktor zur Abnahme der Neurasthenie und der Hysterie beigetragen. Solange man sie als weibliche Krankheiten *par excellence* betrachtete, wurden die Neurasthenie und die Hysterie, wie es sich bei Frauen ziemte, mit vergleichsweise milden Mitteln behandelt. Selbst wenn es zu einer Operation kam, wurde sie auf jeden Fall unter Narkose durchgeführt. Der Krieg änderte die Situation jedoch völlig. In allen Armeen litten Hunderttausende junger Männer nun an dem, was der Volksmund als Kriegsneurose bezeichnete. Zu den Symptomen gehörten extreme Müdigkeit, Schlaflosigkeit, Weinen, Zittern, Bettnäßen, Impotenz und ihr Gegenteil, die Dauererektion, Blindheit, Stottern, Mutismus und Lähmung der Gliedmaßen. Allein die deutsche Armee registrierte 613.047 Fälle, was heißt, daß fast jeder zwanzigste Kriegsteilnehmer davon betroffen war.

Die große Anzahl von Neurasthenikern und Hysterikern stellte damals die Medizin vor ein Rätsel. Von Männern erwartete man, daß sie zurechtkamen. Nun jedoch waren die Betroffenen keine Frauen, sondern Soldaten, die an der männlichsten Aktivität, die man sich nur denken kann, beteiligt waren. Schon wegen der Anzahl der Fälle, aber auch wegen der Wirkung, die Männer, die sich dem Kampf mit Symptomen eines Nervenzusammenbruchs entzogen, möglicherweise auf die Moral der Truppe hatten, konnte die Armee es sich nicht leisten, sie mit Samthandschuhen anzufassen. In einigen Armeen bestand man darauf, daß die Betroffenen in Lagern nahe der Front blieben, in anderen wurden sie hingegen evakuiert und in hinter der Front liegende Lager gebracht. Die meisten gönnten ihnen ein paar Tage Ruhe, unterwarfen sie dann jedoch

einem ziemlich strengen Tagesablauf, einschließlich Drills und Arbeitsdiensten. Denjenigen, die sich nicht erholten, wurden an verschiedenen Körperteilen Elektroschocks verabreicht. In England und Deutschland war die Behandlung manchmal so schmerzhaft, daß man von Folter sprechen konnte. Dabei ging es nicht so sehr darum, eine Heilung herbeizuführen, sondern den Patienten klarzumachen, daß der Arzt alles unternehmen würde, um sie wieder frontfähig zu machen. Deswegen kam es gar nicht in Frage, Narkosemittel zu verwenden. Im Gegenteil, es ging darum, dem Soldaten so viel Schmerzen zuzufügen, wie er aushalten konnte, vielleicht auch ein wenig mehr. Nach und nach kristallisierte sich als beste Behandlungsmethode heraus — beste in der Hinsicht, daß man die Soldaten wieder als Kanonenfutter verheizen konnte, unabhängig davon, wie schlecht sie sich fühlen mochten —, ihnen *nicht* zu erlauben, sich weit entfernt vom Schlachtfeld auszuruhen. Im Fall der US Expeditionary Force kehrten zwei Drittel zu ihren Einheiten zurück.

Für Neurasthenikerinnen und Hysterikerinnen kam es fast einer Katastrophe gleich, daß es Männer gab, die ähnliche Symptome zeigten wie sie selbst. Zweifellos mußten die Ursachen, die zu den Problemen der Frauen führten, ob Unterdrückung, Diskriminierung, Mißbrauch oder ähnliches, ernst genommen werden. Dennoch verblassten sie neben dem schrecklichen Martyrium der Männer, wie zum Beispiel dem Grauen, daß das einem Kameraden herausgeblasene Gehirn über den eigenen Körper ausströmte, oder die sehr reale Möglichkeit, in einem einstürzenden Schützengraben lebendig begraben zu werden. Einige neurasthenische und hysterische Soldaten hatten sich eine Gehirnerschütterung zugezogen, als in unmittelbarer Nähe eine Granate einschlug, waren vielleicht gegen eine Wand geworfen worden, von der Schutt auf sie niederprasselte und ihnen den Atem nahm, bevor sie sich erholen konnten. Andere waren vielleicht durch Gas vorübergehend erblindet — Hysterie war bei Menschen, die dieser Waffe ausgesetzt waren, eine verbreitete Nachwirkung —, oder ihre Atmungsorgane waren auf Dauer geschädigt. Im Vergleich dazu ist die Verwendung des Wortes »überleben« in bezug auf sexu-

eile Belästigung einfach unangebracht. Romanschriftstellerinnen wie Rebecca West und Virginia Woolf beschrieben die Symptome bis in alle Einzelheiten. Die Öffentlichkeit war entsprechend schockiert. Da nun auch junge, gesunde Männer von der Neurasthenie betroffen waren, war sie, wie Dorothy Sayers, eine weitere Schriftstellerin, erklärte, nicht länger akzeptabel, sondern wurde »anstößig«.

Von Ärzten darüber informiert, daß ihre Probleme ähnlich gelagert seien wie »Fälle von Funktionsstörung, die während des Krieges beobachtet wurden«, - war den Frauen sozusagen der Wind aus den Segeln genommen worden. Noch schlimmer, es hatte sich gezeigt, daß man mit Hilfe einiger ziemlich brutaler Methoden eine Art Heilung herbeiführen konnte. Solche Methoden bei Frauen anzuwenden — ganz zu schweigen von den gestörten, schwachen Mittelschichtsfrauen —, war undenkbar. Statt daß man mit ihnen redete und sie beruhigte, war es durchaus im Rahmen des Denkbaren, daß sie sich vor Schmerz wanden und schrien, wenn ein elektrischer Strom durch ihren Körper geleitet wurde und ein erbarmungsloser Arzt ihnen sagte, dies beweise, daß sie schließlich doch gehen oder sprechen könnten. Zur großen Überraschung der Ärzte nahmen die Zahl der Hysterikerinnen und die Stärke der Symptome rapide ab. Und man brauchte dringend ein anderes, wenn möglich noch bizarreres und unberechenbareres Ventil für weibliche Beschwerden. Die psychiatrische Wissenschaft zeigte sich der Situation gewachsen und präsentierte es in Form der Schizophrenie.

Die Väter der Schizophrenie waren drei deutsche »Irrenärzte«, wie man Psychiater nannte: Emil Kraepelin, Eugen Bleuler und Kurt Schneider. Wie die meisten neuen Produkte wurde auch dieses zuerst nur von wenigen Ärzten akzeptiert. Während der Zwanzigerjahre des 20. Jahrhunderts begann jedoch die spektakuläre Karriere der Schizophrenie. Neben der manisch-depressiven Krankheit bildete sie einen der Hauptpfeiler der Psychiatrie. Wie bei der Neurasthenie und der Hysterie waren von dieser Krankheit in der Mehrzahl, wenn vielleicht auch in geringerem Maße, Frauen betroffen. Mehr als bei der Neurasthenie und der Hysterie wurden die Symptome

wie die Neigung zu Absonderung, Inkohärenz, Wahnvorstellungen, Halluzinationen und gegen sich selbst und andere gerichteter Gewalt als gefährlich erachtet. Die Schizophrenie durfte man nicht auf die leichte Schulter nehmen. Patienten, bei denen man sie diagnostizierte, wurden fast immer in Anstalten eingewiesen. Allein zwischen 1966 und 1968 traf dies auf 850000 Amerikaner zu. Hätte man den Psychiatern nachgegeben und die logistische Kurve weiter ansteigen lassen, wäre irgendwann die Hälfte der Bevölkerung unter Aufsicht der anderen Hälfte in einer Klinik gelandet.

Eine weitere bedeutende Krankheit, die an die Stelle der Neurasthenie und der Schizophrenie trat, war die Depression. Im Unterschied zur Schizophrenie, von der nie mehr als zwei Prozent der Bevölkerung betroffen waren, stellten Depressionen, unter denen jeder vierte litt, ein großes gesellschaftliches Problem dar. Vielleicht wurden die schwersten Fälle in eine Klinik eingewiesen, doch die große Mehrzahl lief frei herum und bat, wenn sie es denn tat, freiwillig um Hilfe. Aber auch in diesem Fall sind diejenigen, die tatsächlich oder angeblich unter dieser Krankheit leiden, in der Mehrzahl Frauen. In Großbritannien galt die Depression als »paradigmatische weibliche Krankheit«.

Das waren die Jahre, in denen die Psychoanalyse sich wie ein Lauffeuer verbreitete. Dies ist kaum der Ort, die Wahrheit oder Unwahrheit, die Effektivität oder Ineffektivität der psychoanalytischen Theorie und Methoden zu ergründen. Der Kernpunkt ist der, daß es sich im wesentlichen um eine Redekur handelt — das Mittel *par excellence*, um Aufmerksamkeit zu erheischen, wie man sagen könnte. Von der Grundidee der Psychoanalyse her darf kein Zwang angewendet werden, es sei denn, ein Patient oder eine Patientin wird gegen seinen oder ihren Willen in eine Anstalt eingewiesen. Doch das geschieht nur in einem geringen Prozentsatz aller Fälle. Der Patient, so das Ziel, soll sich wohl fühlen. In einer ungestörten Umgebung soll er sich, auf einer Couch liegend, entspannen und erzählen, was ihm durch den Kopf geht. Selbst wenn der Therapeut oder die Therapeutin dem Gesagten ablehnend gegenübersteht, hat er oder sie letztlich doch nichts als Worte zur Verfügung, die

der Patient akzeptieren oder ablehnen kann. Daß Frauen von der Psychoanalyse wie Motten vom Licht angezogen wurden, liegt vielleicht daran, daß ihnen das »Networking« — der politisch korrekte Begriff für belangloses Geplauder — leichter fällt als Männern. Auch Freuds Klientel bestand anfänglich fast ausschließlich aus Frauen, von denen eine ihm sogar die berühmte Couch schenkte. In Londons Tavistock Clinic waren während der Dreißigerjahre des 20. Jahrhunderts zwei von drei Patienten weiblich.

Die Analytiker - ursprünglich in erster Linie Männer - wären keine Menschen (oder aber Übermenschen) gewesen, wenn sie nicht damit reagiert hätten, ihre Patientinnen zu verhättseln. Freud selbst mußte von seiner Tochter Anna gewarnt werden, sich ihnen nicht aufzuopfern. Ihrer Ansicht nach konnten die »Millionärinnen« ruhig verrückt bleiben, da dies ihre einzige Beschäftigung sei. Oder nehmen wir Sandor Ferenczi. Von allen Schülern Freuds war er am entschlossensten, seine Patienten zu heilen, übernahm Fälle, die andere Analytiker aufgegeben hatten, und überhäufte sie mit Aufmerksamkeit. Er erlaubte seinen Patientinnen, ihn mehrmals täglich aufzusuchen, ihn nachts zu wecken und ihn sogar auf seinen Urlaubsreisen zu begleiten. Hin und wieder gelangten einige Frauen — aber soweit ich weiß kein Mann — zu gewissem literarischem! Ruhm, indem sie zuerst vorgaben, schizophr zu sein, und dann ihre Abenteuer beschrieben. Wie viele dies taten, ohne berühmt zu werden oder sich selbst und anderen ihr Tun einzugestehen, werden wir nie erfahren.

Ein weiterer Grund, warum sich mehr Frauen als Männer der Redekur unterzogen, war vielleicht einfach der hohe Zeitaufwand. Ursprünglich war eine Psychoanalyse eine Angelegenheit von relativ kurzer Dauer, und selbst ein ernsthaftes Problem sollte in etwa drei Monaten geheilt werden. Später zog sie sich immer länger hin. Nun umfaßte die Standardanalyse sechs Sitzungen pro Woche - für die man, selbst wenn die Sitzung nicht stattfand, bezahlen mußte - und dauerte mehrere Jahre. Dies war mit einem immensen Aufwand an Zeit und Geld verbunden, den sich nur eine Klientel von der Mittelschicht aufwärts leisten konnte. Während jedoch der Gentle-

man der Oberschicht, der sich der Muße hingab, in der Zeit zwischen den Kriegen verschwand, galt dies für Frauen in viel geringerem Maße. Je höher die Schicht, der eine Frau angehörte, desto seltener war sie außer Haus tätig und desto eher hatte sie Bedienstete, die in ihrem Haus für sie arbeiteten. Entsprechend hatte sie mehr Zeit, sich ihren Beschwerden zu widmen. Schon im 18. Jahrhundert vermuteten einige Ärzte, dies sei der Grund, warum psychische Probleme vor allem bei Frauen der höheren Schichten weit verbreitet seien.

Für diejenigen, die nicht auf die Redekur ansprachen, entwickelte man radikalere Methoden. Die beiden wichtigsten waren der Elektroschock und die Lobotomie. Beide wurden erstmals in den Dreißigerjahren des 20. Jahrhunderts angewendet, und beiden unterzog man sich entweder freiwillig oder auf Anordnung eines Arztes. Mit beiden behandelte man Männer und Frauen, doch möglicherweise bildeten Frauen, wie einige behaupten, die Mehrzahl der Patienten. Männer wie Frauen wurden im Unterschied zu den Soldaten beider Weltkriege unter Narkose behandelt: Chloroform oder Äther im Fall der Lobotomie und zunächst Curare und dann Brevital im Fall der Elektroschocktherapie. Die Behandlung, der man Soldaten unterzog, verhielt sich zu der von Patientinnen wie die Beschneidung eines dreizehnjährigen Jungen zur Klitorisbeschneidung bei einem Mädchens gleichen Alters. In dieser wie in so vieler anderer Hinsicht spiegelte die psychiatrische Praxis lediglich das wirkliche Leben.

Anfänglich übten praktisch nur Männer den Beruf des Psychiaters oder Therapeuten aus. In den Achtzigerjahren des 19. Jahrhunderts gesellten sich ihnen jedoch auch einige Frauen zu. Von den führenden Männern ihres Standes unterrichtet und bis zu einem gewissen Grad beaufsichtigt, behandelten sie ihre Patientinnen mit dem gleichen Mitgefühl und den gleichen Methoden wie ihre männlichen Kollegen. Es wäre ihnen nie in den Sinn gekommen, eine alternative Sichtweise zu entwickeln oder gar den Versuch zu unternehmen, ihre Schwestern von der Vorherrschaft der Männer zu befreien. Zu Freuds Schülern gehörten viele Frauen, die er wie Adoptivtöchter behandelte und denen er um so mehr Wertschätzung

entgegenbrachte, je offener sie ihre Meinung äußerten. Vielleicht war er, wenn überhaupt, ihren Ideen gegenüber *offener* als denen seiner männlichen Studenten, weil er diese Frauen nicht als Rivalen ansah. Seit 1897, als Emma Eckstein mit der Analyse von Patienten begann und Freud mit ihren Erfolgen Respekt abnötigte, waren Frauen in dieser Berufssparte proportional zahlreicher vertreten als in vielen anderen. Eine von ihnen, Karen Horney, verursachte Freud einiges Unbehagen, als sie die Ansicht äußerte, die »Flucht aus der Weiblichkeit« und der Penisneid seien eher das Ergebnis als die Ursache der Stellung der Frauen in der Gesellschaft. Aber selbst sie erhob nur Einwände gegen einen Teil der Psychoanalyse und nicht gegen das System als solches. Und sie glaubte erst recht nicht, es sei darauf angelegt, Frauen zu unterdrücken.

Die anderen Schülerinnen Freuds akzeptierten seine Lehrsätze. Hermine Hug-Hellmuth war sogar noch reduktionistischer und biologistischer als Freud selbst. Und Jeanne Lampl de Groot schrieb: »Es ist mir unverständlich, daß z.B. Karen Horney die Bedeutung des Penismangels für kleine Mädchen als eine geringfügige oder sekundäre ansehen kann.« »Sorgfältige analytische Einsichten« hätten gezeigt, daß dem »Penisneid ... eine zentrale Bedeutung« zuzuschreiben sei. »Vom Penisneid aus entwickelt sich der Weg zur normalen Weiblichkeit«, so Lampl de Groot. »Der Wunsch nach einem Penis ist die Folge eines biologischen Faktums, das der psychischen Reaktion, sich minderwertig zu fühlen, zugrunde liegt.« Eine dritte, Helene Deutsch (eine der ersten österreichischen Frauen mit einem medizinischen Abschluß, die sich als »eine Führerin der Frauenemanzipation« betrachtete), erklärte, die Klitoris sei »kein adäquater Ersatz« für den Penis. Deutsch war eine schöne, talentierte Frau, die extrem hart arbeitete und als die führende Autorität auf dem Gebiet der Psychologie der Frauen galt. Wie viele Feministinnen empfand sie nur Verachtung für ihre schwächeren Schwestern: »Viele intellektuelle Frauen«, so schrieb sie, »sind in Wirklichkeit nur Flüchtende mit verarmten Emotionen ... in der Regel sind solche Frauen mehr intellektualisierend als intellektuell.«

Zurück zur logistischen Kurve. Anfang der Siebzigerjahre

des 20. Jahrhunderts befand sich die Psychiatrie in der Krise. Vor allem der Glaube an einige der radikaleren Therapien wie die Lobotomie und die Elektroschockbehandlung schwand dahin. Die Lobotomie, so hieß es, schädige das Gehirn unwiderruflich und sei therapeutisch wertlos. Seit Ende der Fünfzigerjahre des 20. Jahrhunderts nahm man diesen Eingriff nicht mehr vor. Auch weitere, kaum weniger barbarische Behandlungsverfahren wie die Hydrotherapie und der Insulinschock wurden fallengelassen. Vor allem die Elektroschocktherapie wurde in dem Film *Einer flog über das Kuckucksnest* (1976) erbarmungslos kritisiert. Das trug dazu bei, daß deren Zahl rapide abnahm. In den USA wurde sie nur noch unter staatlicher Aufsicht durchgeführt, ein deutliches Zeichen dafür, daß die Psychiatrie an Boden verlor.

Da es kaum objektive Behandlungskriterien gab, hatten das Ende der Elektroschocktherapie und der Lobotomie wenig mit deren Effektivität oder Mangel an Effektivität zu tun, sondern mit der Entdeckung der ersten Psychopharmaka in den Fünfzigerjahren des 20. Jahrhunderts. Natürlich waren Medikamente genausowenig einer objektiven Bewertung unterworfen wie andere Behandlungsmethoden. Doch im Unterschied zur Lobotomie wird hier, wie gut oder schlecht sie auch sein mögen, keine bewußte, irreversible Zerstörung von Nervengewebe in Kauf genommen. Und sie führten nicht zu den mit der Elektroschocktherapie verbundenen spektakulären Krämpfen, die vor der Einführung von Narkosemitteln und Relaxantia manchmal die Gefahr bargen, daß der Patient sich das Genick brach. Psychopharmaka, die ohne irgendwelche Apparate und/oder eine Einweisung ins Krankenhaus verabreicht werden konnten, wurden erstmals in den Fünfzigerjahren des 20. Jahrhunderts auf den Markt gebracht. Daß nur wenige Leute ihre chemische Zusammensetzung verstanden, machte sie noch attraktiver. Mysteriöse Begriffe wie »trizyklisch« und »Fluoxetin-Hydrochlorid« erwiesen sich als nützlich. Kein Wunder, daß die Produkte reißenden Absatz fanden. Da sie im allgemeinen nur kurzfristig hoch im Kurs waren, übernahm immer wieder ein anderes Medikament die Führung. Manche, wie Ecstasy, wurden später als gefährlich verboten.

Die Psychopharmaka versetzten auch der Psychoanalyse den Todesstoß, oder vielleicht war es genau umgekehrt, und der Niedergang der Psychoanalyse trug dazu bei, das Zeitalter der Psychopharmaka einzuläuten. Vor allem in den USA waren Freuds Lehren wie eine Bombe eingeschlagen, und um 1970 schien keine Familie der Mittelschicht ohne mindestens einen Analytiker auskommen zu können — meiner, deiner, unserer, wie man gerne witzelte. Der in New York City verlangte Preis — 50 Dollar für eine fünfzigminütige Sitzung — war enorm hoch, und wenn je ein Berufszweig der Logik der logistischen Kurve unterworfen war, dann dieser. Irgendwann fragte sich auch der begriffsstutzigste Patient, warum er Jahre damit verbringen sollte, die Ursachen seiner Depression oder Zwangsneurose zu diskutieren, wenn Tofranil, Ludiomil oder Prozac die Symptome in wenigen Wochen lindern konnten.

Die Zweifel an der Nützlichkeit der Psychiatrie wurden noch durch die zweite feministische Welle verstärkt. Viele Menschen hatten vor allem die Psychoanalyse schon immer als Schwindelei betrachtet. Was die Sache noch verschlimmerte, war, daß dieser Schwindel jetzt gegen Frauen gerichtet war. Freud selbst wurde von seinem Sockel gestoßen. Nun sah man ihn als jemanden, der sich weigerte, die Beschwerden von Frauen wie »Dora« ernst zu nehmen, wenn er diese Frauen nicht gar mißbrauchte. Freuds Schöpfung, die Psychoanalyse, wurde noch heftiger unter Beschuß genommen. Einige Psychoanalytiker, die Frauen für schwächer und abhängiger hielten als Männer, hatten die Frauen herabgesetzt. Andere, die in ihnen das starke und robustere Geschlecht sahen, hatten ihre Probleme nicht ernst genommen. Einige waren sogar so dreist zu behaupten, Kinder brauchten einen Vater und eine Mutter. In einer Zeit, in der die Scheidungsraten in die Höhe schossen und geschiedene Frauen fast immer das Sorgerecht erhielten, war dies vielleicht das schlimmste aller Verbrechen.

In Wirklichkeit war der größte Fehler der Psychoanalyse jedoch möglicherweise ein ganz anderer, nämlich der, auf absoluter Aufrichtigkeit zu bestehen. Unter dem Motto »die Wahrheit macht dich frei« und mit der Technik der freien As-

soziation, die dem Menschen die größtmögliche Freiheit bietet, ist die Psychoanalyse eine Reise in das Selbst. Für Feministinnen war der Versuch, eine Frau — ein »nichtsahnendes Wesen« - dazu zu überreden, »die Ursache [für ihr Unglücklichsein] in *sich selber* zu suchen«, jedoch »Bauernfängerei«. Wie weit sie sich auch in anderer Hinsicht unterscheiden mochten, in einem Punkt waren die Feministinnen sich einig:

Für die Probleme der Frauen war das Patriarchat verantwortlich, und folglich waren männliche Therapeuten im besten Fall nutzlos. Die Probleme wurden zwar durch Männer verursacht, waren aber frauenspezifisch. Deswegen sollte Frauen von anderen Frauen geholfen werden, die sich in sie einfühlen und für sie als Rollenmodelle fungieren konnten und ihren frauenspezifischen Problemen, die kein Mann richtig verstand, gegenüber aufgeschlossen waren, selbst wenn sie, wie nicht selten der Fall, keine spezielle Ausbildung hatten.

In Anlehnung an die sogenannte antipsychiatrische Bewegung hatte die feministische Bewegung die Unverfrorenheit, diejenigen, die alles in ihrer Macht Stehende taten, um ihnen zu helfen, für viele Probleme der Frauen verantwortlich zu machen. Wie die antipsychiatrische Bewegung forderte sie, daß hilfsbedürftige Frauen nicht von Experten, sondern von (weiblichen) Mitgliedern der Gemeinschaft betreut würden. Mehr noch als im Fall der antipsychiatrischen Bewegung scheiterte diese Forderung aufgrund finanzieller Fragen. Wie immer war es für Frauen leichter als für Männer, an Geld heranzukommen, ob öffentliches oder privates, um ihre Probleme zu lösen. Und wie immer mußte über diese Gelder Rechenschaft abgelegt werden. Das führte unabhängig davon, ob das Geld für Therapien oder für Frauenhäuser verwendet wurde, von denen es Ende des 20. Jahrhunderts alleine in den USA 18000 gab, dazu, daß die meisten Führungspositionen fest in den Händen der Fachleute blieben. Egal, welche Richtung ein Therapeut oder eine Therapeutin vertrat, er oder sie mußte ein Universitätsstudium nachweisen können. Schließlich machte es keinen Sinn, Heilern, ob männlich oder weiblich, Geld in den Rachen zu schmeißen, nur weil sie sich selbst diesen Titel zugelegt hatten.

In diesen Zeiten des Wandels, auf die wir hier nur ansatzweise eingehen können, waren weiterhin weitaus mehr Frauen als Männer von den meisten Arten mentaler und psychosomatischer Probleme betroffen oder nahmen zumindest eine Behandlung in Anspruch. Frauen bildeten in einer Zeit, in der sie nicht außerhalb des Hauses tätig waren, die Mehrheit der Patienten und tun dies auch noch heute, wo die meisten von ihnen außer Haus arbeiten. In England klagten zwischen 1955 und 1956 doppelt so viele Frauen wie Männer über »Schwäche und Müdigkeit«. Das gleiche galt für »Nervenschmerzen und -entzündungen«. In den USA wurden 1967 doppelt so viele Frauen wie Männer wegen »psychophysiologischer und psychosomatischer Störungen« in den psychiatrischen Abteilungen von Allgemeinkrankenhäusern behandelt. Später bildeten Frauen 70 bis 92 Prozent der depressiven Patienten und 73 Prozent derjenigen, die unter »Ungezieferwahn«, d. h. dem Gefühl litten, von irgendwelchen eingebildeten Krankheitserregern oder Bazillen infiziert zu sein. Eine Psychiaterin erklärte, bei Patientinnen mit »solch weitverbreiteten, wissenschaftlich nicht dokumentierten Störungen« wie einem allgemeinen Allergiesyndrom, einer Anfälligkeit für Hefeinfektionen und chronischer Müdigkeit handele es sich gewöhnlich um »psychisch gestörte, gebildete, ledige Frauen im Alter zwischen 30 und 50, in unglücklichen Lebensumständen«. Bei denen, die unter Platzangst leiden, betrug das Verhältnis zwischen Frauen und Männern vier zu eins.

In bezug auf die Platzangst liefert uns vielleicht die Tatsache, daß sie als »Hausfrauensyndrom« bezeichnet wurde, einen Hinweis. Sollte ein Ehemann vermeintlich nicht spüren, läßt sich bequem zu dieser Form der Bestrafung greifen. Nur wenige andere Syndrome haben sich, seit die Hysterie aus der Mode gekommen ist, als so nützlich erwiesen, das Familienleben für alle Beteiligten zur Hölle zu machen. Dabei ging es den Frauen, wie eine berühmte Kennerin der Geschichte der psychischen Nöte von Frauen schrieb, um »Aufmerksamkeit, Verständnis, Güte und Erleichterung, eine *persönliche Lösung* [Hervorhebung im Original]« ihrer Probleme. Da Männer jedoch auf Aggressivität und Konkurrenz getrimmt sind oder

auch zu beschäftigt damit, ihren Lebensunterhalt zu verdienen, war es den Frauen unmöglich, dies »in den Armen des richtigen Mannes« zu bekommen.

Obwohl es schon lange Therapeutinnen gegeben hatte, führte nun das Gefühl, man habe es mit einer männlichen Verschwörung zu tun und nur Frauen könnten Frauen richtig verstehen, zu einer massiven Zunahme der in psychologischen Berufen Tätigen. Selbst als die Zahl der Psychiater abnahm, stieg alleine in den USA die Zahl der psychiatrischen Sozialfürsorger bis 1985 auf 55000, und die der klinischen Sozialfürsorger bis 1990 auf 80 000 an.

Frauen bildeten in beiden Gruppen die Mehrheit. Der Wandel war von einer Flut populärwissenschaftlicher Literatur begleitet mit Titeln wie *Wenn Frauen zu sehr lieben, Liebe als Leid* und *Der Club der Teufelinnen*. Gleich ob sie ernsthafte Ratschläge boten oder ob es sich um befreiende Komik handelte, alle sagten ihren Leserinnen, daß viele, ja vielleicht die meisten Männer Rüpel seien. Das beste, was eine Frau tun konnte, war, sie loszuwerden. Vor allem, wenn sie ihnen noch Geld aus der Tasche ziehen konnte. Und vor allem, wenn sie zu noch mehr Geld kommen konnte, indem sie den Prozeß beschrieb und anderen Frauen erklärte, wie sie in ihre Fußstapfen treten konnten.

Etwa zweihundert Jahre nach der ersten psychiatrischen Revolution gibt es kaum Anhaltspunkte dafür, daß sich der psychische Zustand der meisten Menschen beiderlei Geschlechts gebessert oder verschlechtert hat. So wie seit der Geburt der modernen Psychiatrie werden einige Leute in Krankenhäuser eingeliefert, während andere ohne Behandlung zurechtkommen. Einige werden zwangsbehandelt, weil sie für sich selbst und andere als gefährlich gelten. Die große Mehrheit sucht jedoch auf eigene Initiative hin Hilfe und hat die Freiheit, eine Behandlung jederzeit abzubrechen. Und um die schwierigeren Fälle kümmern sich, mit oder ohne deren Zustimmung, in der Regel ausgebildete Psychiater. Zu ihrem Arsenal gehören nun viele unterschiedliche Medikamente zur Behandlung psychischer Krankheiten von der Schizophrenie — zumindest in ihren mildereren Formen — bis zur Platzangst, die manchmal als geringere Form der Depression gesehen wird.

In dieser schönen neuen Welt erhalten die Patienten die Aufmerksamkeit des Arztes nicht mehr wie während der Blütezeit der Psychoanalyse über Jahre hinweg. Jetzt dauert der Besuch in der Praxis nur wenige Minuten, wie eine Frau, die wegen einer Zwangsneurose behandelt wurde, es beschrieb:

Ich wollte dem Prozac-Doktor von meinen Händen erzählen. Ich wollte sie auf den Tisch legen, die Finger spreizen und sagen: »Schauen Sie sich meine Hände an. Wonach suchen sie?« Ich wollte, daß er meine Hände berührt, eigentlich kein außergewöhnlicher Wunsch, wenn man bedenkt, daß das Handauflegen so alt ist wie die Bibel selbst. . . . Statt dessen griff er nach unten, öffnete eine Schreibtischschublade und holte eine Musterpackung Pillen heraus.

Wie sie selbst sagt, war das von einem vielbeschäftigten Arzt, der für eine Versicherung arbeitet, »sehr viel verlangt«. Schlimmer noch: Nach jahrelanger Behandlung und mehreren Einweisungen ins Krankenhaus, die ihre Akte vermutlich »auf die Dicke eines städtischen Telefonbuchs« hatten anwachsen lassen, konnte man nicht wissen, ob und wann sie sich gegen ihn wenden und ihn der sexuellen Belästigung beschuldigen würde. Kein Wunder, daß er distanziert war und immer hinter seinem Schreibtisch blieb. Heutzutage müssen sich Frauen, die sich weiterhin nach einem »Handaufleger« sehnen, entweder an eine Therapeutin oder ihren Ehemann wenden.

Diejenigen, die noch immer nach einem Arzt suchen, der sich dafür interessiert, was ihre Hände sagen — einem, der »nicht nur ein ordinärer Therapeut, sondern Dichter, Priester, Theologe und Freund« ist —, haben eine riesige Auswahl. Einige Therapeuten halten noch immer an Freud fest, doch die meisten haben sich anderen Methoden zugewendet, von Carl Gustav Jungs bis zu denen des Maharishi von Poona. Therapeuten sind und behandeln Menschen beiderlei Geschlechts. Die Mehrheit der Patienten und zunehmend auch der Therapeuten sind jedoch Frauen. Und es überrascht nicht, daß unter letzteren die Zahl der Lesben auf 20 bis 25 Prozent geschätzt wird. Zudem wird behauptet, daß Frauen, egal welche Krankheit sie haben, mehr Aufmerksamkeit erhalten

und umfassender behandelt werden als Männer mit der gleichen Krankheit.

Die Therapeuten behandeln ihre Patienten entweder privat gegen Bezahlung oder im Rahmen der unzähligen, vom Staat finanzierten Wohlfahrtsprogramme. Wie üblich ist es für Frauen leichter, finanzielle Unterstützung zu erhalten. Je einsamer und verrückter sie sind und je öfter sie mißbraucht und geschlagen werden, desto eher werden sie kostenlos behandelt. In Quebec zahlt das staatliche Gesundheitswesen sogar Schönheitsoperationen wie z.B. Brustimplantate, wenn die Frau meint, ihr psychisches Wohlergehen hänge davon ab. So hat sich die Psychotherapie zum großen Teil zu einem System entwickelt, in dem der Staat und verschiedenste private Stiftungen gehörige Summen für Therapien bereitstellen. Das geht so weit, daß oft sogar der Besuch beim Allgemeinmediziner zu einer therapeutischen Sitzung wird und Ärztinnen doppelt so häufig »lange« Sitzungen mit ihren Patienten abhalten wie Ärzte. Wie üblich tragen Männer die Last. Das ist schließlich auch die von der Natur für sie vorgesehene Rolle.

### **Die anorgasmische Frau**

Im großen Gesamten der Gesellschaft beschwören Frauen, die aus dem einen oder anderen Grund das Gefühl haben, nicht die verdiente Aufmerksamkeit zu erhalten, eine Vielfalt psychischer Symptome herauf und wenden sich an Therapeuten, um diese Symptome behandeln zu lassen. In der Ehe oder in eheähnlichen Gemeinschaften greifen Frauen, die aus dem einen oder anderen Grund das Gefühl haben, nicht die verdiente Aufmerksamkeit zu erhalten, zum äußersten Mittel im Kampf der Geschlechter. Die Waffe heißt Frigidität. Für Männer ist sie Anlaß endlosen Unglücklichseins. Bei Frauen ist sie sowohl der Grund für ihr Unglücklichsein als auch genauso häufig ein Mittel, dieses zum Ausdruck zu bringen.

Daß Frigidität nicht aus der Weigerung »unserer Kultur« resultiert, dem weiblichen Orgasmus einen »unleugbaren Status« zuzugestehen, macht ihre weite Verbreitung in einer so an-

deren Kultur wie der Chinas deutlich. Und die Tatsache, daß schon Aristoteles und Ovid von ihrer Existenz wußten, zeigt, daß es sich hierbei nicht um eine viktorianische Erfindung handelt, die Männern helfen sollte, »ihre versteckte Angst vor der geheimen weiblichen Begierde unter Kontrolle zu halten«. Der römische Dichter Ovid (43 v.Chr. bis 17 n.Chr.) war seiner Selbstbeschreibung nach zu urteilen ein Playboy, der soviel Zeit wie möglich damit verbrachte, Frauen zu verführen und mit ihnen zu schlafen, ein Akt, den er in einer der schönsten Dichtungen aller Zeiten feiert. Lesen Sie, was Ovid zu dem fraglichen Problem zu sagen hat:

Aus dem innersten Mark her spüre das Mädchen die Wollust,  
 Ganz gelöst, und das Glück beider sei völlig gleich groß.  
 Zärtliche Laute und liebliches Flüstern lasset nicht enden,  
 Ruchlos-keckes Geplausch schweige nicht mitten im Spiel.  
 Du auch, der die Natur den Sinn der Wollust versagt hat,  
 Wonnelaute stoß aus, gleich als empfandest ein Lust.  
 (Unglücklichselig das Weib, das an dem Ort ohne Gefühl ist,  
 Der zu gleichem Genuß beiden Geschlechtern bestimmt.)  
 Wenn du täuschest, hab nur recht acht, daß er es nicht merke:  
 Und bewege dich so, blicke so, daß er es glaubt!  
 Daß es dir wohl tut, bezeuge dein Wort, das Keuchen des Atems!  
 Still jetzt! Es hat jener Teil heimliche Zeichen der Lust.

Auch viele Jahrhunderte später, im 17. Jahrhundert, wußten die Ärzte, daß einige Frauen beim Geschlechtsverkehr keine »Wollust« empfinden. Noch mehr als Ovid bedauerten sie diese Tatsache, denn ihrer Ansicht nach ging die Frigidität mit Unfruchtbarkeit einher, war also symptomatisch für ein ernsteres Problem.

Auch Beobachtungen in der Tierwelt helfen nicht wirklich, Licht in diese Angelegenheit zu bringen. Da die Ejakulation eine Grundvoraussetzung der Reproduktion ist, leuchtet es ein, warum die Evolution dafür gesorgt hat, daß Männchen, die solchen Spezies angehören, die sich sexuell fortpflanzen, bei dieser Aktivität Vergnügen empfinden. Bei den Weibchen hingegen ist ein Orgasmus biologisch nicht notwendig, was die Frage aufwirft, warum er sich dann — wenn überhaupt — ent-

wickelt hat. Vor allem im Fall der Primaten als unserer engsten Verwandten gab die Frage Anlaß zu Kontroversen. In jüngster Zeit scheint sie jedoch anhand einer Reihe von Untersuchungen geklärt worden zu sein. Die weiblichen Primaten haben so wie die weiblichen Mitglieder des Menschengeschlechts nicht zuletzt deswegen gerne Sex, weil er ihnen Vergnügen bereitet. Weshalb die Frage, warum einige Mitglieder des weiblichen Geschlechts keinen oder nur selten Spaß dabei haben, natürlich noch schwerer zu beantworten ist.

Der männliche Orgasmus wird durch Reibung des Penis, vor allem des unteren Teils, herbeigeführt. Aristoteles wußte, daß auch der weibliche Orgasmus durch Reibung erzeugt wird, wobei nicht ganz klar war, wie und wo diese Reibung erfolgen mußte. 1559 berichtete der Arzt Renaldus Columbus aus Padua dem geneigten Leser von seiner Entdeckung, daß die Klitoris »der Hauptsitz der weiblichen Lust« sei. Seine Behauptung wurde prompt von seinem Nachfolger an derselben Universität, Gabriel Fallopius (nach dem die Eileiter, Tuhae utrinae Fallopii, benannt sind), bestritten. Fallopius beteuerte, er habe die Klitoris entdeckt und alle anderen hätten sich diese Entdeckung unrechtmäßig angeeignet. Im darauffolgenden Jahrhundert kritisierte der dänische Arzt Kaspar Bartholin sowohl Fallopius als auch Columbus und behauptete, daß man von der Klitoris wisse, seit sie im zweiten Jahrhundert n. Chr. von Galen entdeckt worden sei.

Die Klitoris zu entdecken ist eine Sache, sie zum »Hauptsitz der weiblichen Lust« zu erklären, eine andere. Von den vier zuvor Genannten war Columbus der einzige, der dies tat, doch andere stimmten ihm bald zu. 1668 beschrieb Bartholms Anatomia ein an englischen Universitäten verwendetes Standard-Lehrwerk, die Klitoris als »den Hauptsitz der Lust bei der körperlichen Vereinigung« und als entscheidend für den Orgasmus. Zwanzig Jahre später schrieb der französische Arzt Nicholas Venette, die Klitoris sorge für »die Ekstase bei der Liebe ... der Sitz des Vergnügens und der Lust.« Und in einem englischen Handbuch aus dem Jahr 1836, das die herrschende Meinung wiedergab, hieß es: »Der äußere Teil der Vagina und die Klitoris« sind »der Sitz sexueller Gefühle der Erregung«.

Weder Ovid noch das Handbuch von 1836 erklärten, was mit der Aussage, »einige« Frauen hätten keinen Orgasmus, gemeint war. Nachfolgende Ärzte waren etwas präziser, und 1844 schrieb der Engländer William Acton, daß diese Frauen die »Mehrheit« bildeten. Der Franzose Adam Raciborski behauptete, drei Viertel aller Frauen würden die Umarmungen ihrer Ehemänner lediglich dulden. Im 19. Jahrhundert war Cecilia Duel Mosher, die an der University of Wisconsin arbeitete, die einzige die Zahlen vorlegte, die auf einer Untersuchung und nicht auf Schätzungen basierten. Anhand eines Samples von 47 Frauen, in der Mehrzahl Ehefrauen von Fakultätsangehörigen, kam sie zu dem Schluß, daß etwa 20 Prozent von ihnen noch nie einen Orgasmus gehabt hatten. Das unterschied sich nicht allzu sehr von den Ergebnissen, zu denen Alfred Kinsey Ende der Vierzigerjahre des 20. Jahrhunderts in seiner Umfrage bei amerikanischen Ehefrauen gelangt war. Kinsey stellte fest, daß 25 Prozent während des ersten Ehejahres nicht zum Orgasmus kamen, nach zwanzig Ehejahren jedoch nur noch 11 Prozent. Diese Zahl entsprach Ergebnissen aus den Siebzigerjahren des 20. Jahrhunderts.

Zudem ist Frigidität kein einfaches Phänomen. Ein Viktorianischer Arzt glaubte, man könne Frauen in drei Gruppen aufteilen, nämlich in diejenigen, die so »sinnlich« seien wie Männer, diejenigen, die weniger leidenschaftlich seien, den Sex aber dennoch genossen, und diejenigen, die überhaupt kein Vergnügen dabei empfänden. Um 1900 schätzte der Österreicher Otto Adler die Zahl der Frauen, die unter »sexueller Gefühllosigkeit« litten, auf vierzig Prozent. Ein Viertel von ihnen konnte jedoch zum Orgasmus kommen, wenn sie masturbieren oder von anderen befriedigt wurden. Eine Frau kam sogar zum Höhepunkt, während Adler sie untersuchte. Deswegen könnte man vielleicht zwischen Frauen unterscheiden, die mit Hilfe des Penis beim Koitus zum Orgasmus kommen, die diesen durch Stimulierung mit der Hand erzielen und die nie einen Orgasmus hatten. Zur zweiten Gruppe gehören vielleicht 38 Prozent aller Frauen. Die dritte Gruppe stellt definitiv eine Minderheit dar, obwohl nicht bekannt ist, wie viele Frauen sie umfaßt. Was auch immer mit »Kälte« gemeint ist, die

Behauptung, viktorianische Männer hätten Frauen als asexuelle Wesen »definiert« - ganz zu schweigen davon, dies sei Teil der Unterdrückung der Frau -, ist glatter Unsinn. Sie versuchten lediglich, das Vorkommen der Frigidität zu dokumentieren. Ihre Ergebnisse, gleichgültig wie unwissenschaftlich ihre Methoden auch waren, unterschieden sich nicht allzu sehr von neueren Arbeiten zu diesem Thema.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurde die Frigidität zunehmend als bedeutendes gesellschaftliches Problem betrachtet. Diese Ansicht vertrat Charcot in den Achtzigerjahren des 19. Jahrhunderts, Krafft-Ebing in den Neunzigerjahren und Freud von eben dieser Zeit an. Alle drei waren sich dann einig, daß die psychischen Probleme der Frauen weitgehend ein Ergebnis ihrer Unfähigkeit waren, zum Orgasmus zu kommen. So sagte Freud, die Analyse zeige, daß alles davon abhängt, ob eine Frau den Sex genieße oder nicht. Die großartige Feministin Karen Horney stimmte ihm zu. Ihr sei, so Horney, in ihrer gesamten Praxis nicht »ein [weiblicher] Fall ohne eine Störung der Sexualfunktion« vorgekommen, vor allem »der Frigidität in all ihren Erscheinungsformen«. Ganz zu schweigen davon, daß sie mit ihren sexuellen Problemen auch noch ihre Männer unglücklich machten, die aufgrund ihres Eheversprechens dazu verdammt waren, mit ihnen zu leben und zu schlafen.

Einige der von Frauen erfahrenen Schwierigkeiten lagen eindeutig daran, daß die Ehemänner keinen *penis normalis* hatten, wie ein Kollege Freuds sich ausdrückte, als er an diesen eine Patientin überwies. Viele andere Probleme konnten jedoch keinesfalls auf die Impotenz des armen Mannes, seine Gefühllosigkeit oder andere Defekte zurückgeführt werden. Mit einer endlosen Reihe neurotischer und/oder frigider Frauen konfrontiert, taten jeder Arzt und jede der zunehmenden Zahl von Ärztinnen sein oder ihr Bestes, ihnen zu helfen und das, ohne daß die Patientinnen sich gekränkt fühlten und wegrannten, wie »Dora« es getan hatte. Einige Ärzte folgten Galens Rat und brachten sie durch manuelle Reizung zum Orgasmus. Sich dieser Technik zu bedienen war für sie jedoch weder leicht noch angenehm. Um sich dieser »lästigen Pflicht« zu entledi-

gen, erfand einer von ihnen den Vibrator. Andere empfanden es als fürchterlich langweilig, endlose Stunden damit zu verbringen, die Beschwerden ihrer Patienten zu verstehen, nur um allzu oft festzustellen, daß, ehe man sich's versah, wieder neue Symptome auftraten. Daß einige von ihnen eine große Anhängerschaft hatten, die Frauen wie Männer einschloß, beweist, daß ihre Bemühungen anerkannt oder zumindest nicht als wertlos erachtet wurden.

Die Tatsache, daß es unterschiedliche Erscheinungsformen der Frigidität gab, verkomplizierte die Versuche, sie zu verstehen, wie auch den Umgang mit den angeblich durch sie hervorgerufenen psychischen Problemen. Schlimmer noch: Während jeder wußte, wie bei einem gesunden Mann ein Samenerguß herbeigeführt werden konnte, war es im Fall der Frau sogar schwer, das für den Orgasmus verantwortliche Organ genau zu bestimmen. Columbus, Venette und das Handbuch von 1836 hatten die Klitoris als das weibliche Sexualorgan par excellence erwähnt, und man kann mit Sicherheit annehmen, daß deren Bedeutung auch anderen Ärzten nicht entgangen war. Niemand scheint sich die Frage gestellt zu haben, warum dies so war. Und es gab angesichts der damaligen intellektuellen Möglichkeiten auch keinen Grund, dies zu tun. Im späten 19. Jahrhundert brachte der Darwinismus jedoch die Vorstellung mit sich, daß jedes biologische Phänomen einem bestimmten Zweck diene, der der Grund für seine Existenz sei und demzufolge seine Entwicklung herbeigeführt habe. Im Gegensatz zu früher erkannte man nun, daß die Empfängnis nicht davon abhing, ob eine Frau zum Orgasmus kam, was die Frage aufwarf, warum es dann überhaupt einen Orgasmus gab. Das gleiche galt für die Klitoris, die ja bei der Fortpflanzung keine Rolle spielt und sogar entfernt werden kann, ohne daß die Fruchtbarkeit beeinträchtigt wird.

Freuds Glaube an die Evolution und nicht seine patriarchalischen Ansichten führten zu der berühmten Theorie über die beiden unterschiedlichen Arten des Orgasmus. Jahrzehnte bevor seine Ergebnisse von der berühmten Forscherin Shere Hite bestätigt wurden, wußte Freund, daß der Penis auf eine Weise zur Masturbation einlädt, wie es die Klitoris, die sich

dem Anblick entzieht, vielleicht nicht tut. Mehr als die meisten Menschen bewunderte Freud den »großen Darwin«, dem er nachzueifern trachtete. Wie seine Vorgänger und in hohem Maße auch heute noch seine Nachfolger mit einem Rätsel konfrontiert, versuchte Freud, dieses zu lösen, indem er das Problem aufspaltete. Bei einem Mädchen, so argumentierte er, beginne, wenn auch vielleicht später, das Sexualleben mit der Entdeckung der Klitoris so wie beim Jungen mit der Entdeckung des Penis. Ihre sexuelle Lust sei nun ganz auf die Klitoris konzentriert. Da diese jedoch für die Fortpflanzung nicht entscheidend sei, handele es sich um einen unreifen Akt. Um richtig erwachsen zu werden, müsse die Bedeutung der Klitoris an die Vagina abgetreten werden. Dies sei ein schwieriges Unterfangen, das bei weitem nicht allen Frauen gelinge. Die meisten seiner Schülerinnen pflichteten ihm bei. Für Lampl de Groot war die Aufgabe der Klitoris zugunsten der Vagina »eine komplizierte und schwierige Aufgabe«. Und Helene Deutsch schrieb: »Die Vagina ... wartet auf das aktive Agens, um ein funktionierendes, erregbares Organ zu werden.« Für de Beauvoir, die nicht bei Freud studierte, aber stark von ihm beeinflusst war, bestand »nur eine indirekte Verbindung zwischen dem normalen Koitus« und dem »klitoriden System«. Ihrer Meinung nach konnte eine Frau »nur durch die Intervention eines Mannes« zu sexueller Reife gelangen. All dies beweist vielleicht, daß Frauen, selbst wenn es um die Untersuchung ihrer eigenen Anatomie und ihres eigenen Vergnügens geht, dazu neigen, bei Männern »in die Lehre« zu gehen, oder auch, daß diejenigen, die de Beauvoir als Vorbotin der weiblichen Unabhängigkeit betrachten, nie ihr Buch gelesen haben.

Im Lauf der Jahre wurde vielleicht kein anderer Teil der Freudschen Lehren so heftig kritisiert wie dieser. Ihren Höhepunkt fand diese Kritik direkt in den Jahren nach 1966. Damals wiesen William Masters und Virginia Johnson nach, daß »Klitoral- und Vaginalorgasmen ... keine verschiedenen biologischen Einheiten« sind. Die »große Orgasmusdebatte« hallt noch heute nach. Masters' und Johnsons Entdeckung erfreute das Herz der Feministinnen, die nun behaupteten, Frauen seien nicht nur orgasmischer als Männer — sie konnten

mehrere Orgasmen hintereinander haben —, sondern brauchten nicht einmal einen Penis, um zum Höhepunkt zu gelangen. Als Ergebnis entstand ein ganzer Literaturzweig, der die Klitoris pries und sie zur Krönung der Schöpfung erhob.

Indem sie sich auf die Klitoris konzentrierten und vorgaben, der Penis sei überflüssig, verfälschten die Feministinnen absichtlich Masters und Johnson. Denn die Klitoris, so eine Sexologin, bildet einen Teil eines »erotischen Netzwerkes«, das auch die Labia und das Perineum umfaßt. Frauen sind sich dieser Tatsache natürlich bewußt. Das erklärt, warum sie beim Masturbieren »gewöhnlich die ganze Gegend des Mons pubis lieber stimulieren als den Klitoriskörper allein«. Und »die Tatsache, daß die Glans selten direkt bei den Penisstößen berührt wird, schließt die indirekte Stimulation der Klitoris beim Koitus nicht aus«. »Eine direkte oder primäre Klitoris-Stimulierung« durch den Penis ist »beim Obenliegen der Frau und bei Seitenlage« besonders leicht. Selbst während des »Koitus« in der »Knie-Brust-Lage«, wie Masters und Johnson die Stellung beschreiben, wenn die Frau sich zusammenkauert, wurde eine »Klitorisreaktion« festgestellt. Die Tatsache, daß »der primäre Ort sexueller Empfindungen im Beckenbereich die Klitoris ist«, ändert mit anderen Worten nichts an »dem Verlangen nach fortgesetzten Beckenstößen des Mannes während des Orgasmus«. Andere glauben, daß dieses »Verlangen« vielleicht erklärt, weshalb Männer die größten Penisse unter den Primaten haben.

Wichtiger ist jedoch die Tatsache, daß man, wie Freud sagte und auch Masters und Johnson erkannten, den Sex nicht verstehen kann, ohne zu berücksichtigen, welche Rolle die Gefühle hierbei spielen. Normalerweise ist der Sex wohl für Frauen eine emotionalere Erfahrung als für Männer. Ein Beweis dafür ist die Existenz einer riesigen Industrie, die sich darauf spezialisiert. Wildfremden wirklichen oder vorgestellten Sex zu verkaufen, und die sich fast ausschließlich an Männer richtet. Einen weiteren hat die Einführung von Viagra geliefert. Der Erfolg von Viagra zeigt, daß die Impotenz der Männer hauptsächlich organische Ursachen hat, vor allem jene, die das Blut daran hindern, in den Penis zu fließen. Im Gegensatz da-

zu hängt die Fähigkeit der Frau zum Orgasmus weder von der Größe noch der Lage der Klitoris ab, und unzählige Studien konnten nicht erklären, warum angeblich 43 Prozent (!) der Frauen den Sex nicht voll und ganz genießen können. Experimente, anorgasmischen Frauen Viagra zu verabreichen, zeigten lediglich, daß Placebos genauso wirkungsvoll sind. Um befriedigt zu sein, scheinen Frauen mehr zu brauchen als eine Pille.

Wie es aussieht, läßt sich die Frage, warum das Erreichen sexueller Befriedigung für Frauen eher ein emotionales Problem darstellt als für Männer, leicht beantworten. Frauen sind schließlich im Durchschnitt körperlich schwächer. Wenn sie sich mit einem Mann zurückziehen - ganz zu schweigen von der Notwendigkeit, ihm ihren Körper darzubieten —, sind sie verletzlicher. Zudem haben sie mehr als Männer die Konsequenzen des Sex zu bedenken. Sie können nicht nur schwanger werden, sondern laufen auch eher Gefahr, sich Geschlechtskrankheiten zuzuziehen, als heterosexuelle Männer. In den Neunzigerjahren des 20. Jahrhunderts war AIDS zur fünf-wichtigsten Todesursache von amerikanischen Frauen im gebärfähigen Alter geworden. Frauen haben also ausgezeichnete Gründe, sich nicht hinzugeben — der Begriff spricht Bände —, bevor sie nicht »absolutes Vertrauen in die Transzendenz des Lebens« gewonnen haben, wie eine andere feministische Philosophin aus Frankreich es formuliert.

Zudem ist es für eine Frau vielleicht schwieriger, einen Orgasmus zu erreichen als für einen Mann. Die Frage, ob die Fähigkeit zum Sex angeboren oder erlernt ist, wurde viel diskutiert. Lange vor Freud wurden die vorstehenden Penisse der Jungen als Einladung, damit zu spielen, betrachtet. Dies gilt viel weniger für die Geschlechtsorgane der Frau, die ihrem Blick verborgen sind. Kein Wunder, daß sie »viel größere Schwierigkeiten hat, zu einer genauen, unkomplizierten und differenzierten Wertschätzung ihrer geschlechtlichen Anatomie zu gelangen«. Einige Frauen entdecken ihre Klitoris nie. Es wird behauptet, daß von den rund 10 Prozent der Frauen, die nie einen Orgasmus hatten, 95 Prozent auch nie masturbieren haben. Da Sex mit einem Mann bedeutet, daß das Hymen zer-

stört werden muß, kann das erste Mal - bei einigen Frauen nicht nur das erste Mal — sehr schmerzhaft sein. Diese beiden Faktoren legen den Schluß nahe, daß eine Frau, um orgasmusfähig zu sein, mehr Lernerfahrungen machen muß.

Sollte eine Frau keinen Orgasmus erreichen, dann hat das, den Ergebnissen der medizinischen Wissenschaft zufolge, keine physiologischen sondern psychologische Ursachen. Zur Natur dieser psychologischen Probleme gibt es eine Unmenge an Literatur. Freud selbst glaubte ursprünglich, verantwortlich hierfür sei eine Erregung der Genitalien des Mädchens in einem zu frühen Alter — im Klartext, sexueller Mißbrauch. Später veranlaßten ihn die Sitzungen mit seinen Patientinnen, diese Theorie aufzugeben. »Als ich dann doch erkennen mußte, diese Verführungsszenen seien niemals vorgefallen, seien nur Phantasien, die meine Patienten erdichtet... erlitt mein Vertrauen in meine Technik wie in ihre Ergebnisse einen harten Stoß.« So schrieb sein erster und wichtigster Biograph, Freud sei, wenn er seinen Patientinnen zugehört habe, viel zu leichtgläubig gewesen.

Später gab Freud es einfach auf, nach einer Erklärung zu suchen. Er gestand ein, daß auch dreißig Jahre der Erforschung »der weiblichen Seele« ihn nicht gelehrt hätten, »was Frauen wollen«. Vor allem das »Geschlechtsleben erwachsener Frauen« sei für die Psychologie »ein dunkler Kontinent«. Andere zögerten hingegen nicht, mit Erklärungen aufzuwarten und jenen, die von ihnen behandelt werden wollten oder ihre Bücher kauften, Ratschläge zu geben. Die meisten von ihnen waren Männer. Doch auch Frauen, wie die bekannten Schriftstellerinnen Isabel Huton und Marie Stopes, äußerten sich zu diesem Thema. Letztere schrieb erstaunlicherweise ihr Hauptwerk, als sie selbst noch Jungfrau war. Und noch bemerkenswerter ist, daß es ihr gelang, gleichzeitig Jungfrau und verheiratet zu sein.

Ob Männer oder Frauen, im allgemeinen gab es zwei Arten von Antworten. Die einen legten das Schwergewicht weiterhin auf Mißbrauch, ob dieser während der Kindheit stattgefunden hatte oder ob er vom Sexualpartner der Frau begangen wurde. Angesichts der Schwierigkeit, Mißbrauch zu definie-

ren, kann der von einem Sexualpartner begangene entweder real oder eingebildet sein. Das trifft noch mehr auf sexuellen Mißbrauch während der Kindheit zu, denn Berichte hierüber basieren häufig auf der sogenannten verdrängten Erinnerung. Solches Material ist, wie auch Freud zu seinem Verdruß entdeckte, unzuverlässig. Psychologen, Polizisten, Anwälte und Richter betrachten es oft, doch wie einige sagen würden, nicht oft genug, mit Skepsis.

Der zweite Ansatz ist der, die Erziehung dafür verantwortlich zu machen, daß viele Frauen Orgasmusprobleme haben. Da wir uns als aufgeklärt betrachten und Verhütungsmittel leicht erhältlich sind, haben Vorstellungen von der Keuschheit als der Haupttugend der Frau an Kraft verloren. Doch selbst in den »entwickeltsten« Ländern spiegelt die Erziehung der Frau weiterhin ihre Verletzlichkeit und die Konsequenzen wider, die der Sex nach sich ziehen kann. Der Elternteil, der seiner oder ihrer Tochter empfiehlt, mit einem Mann zu schlafen, solange dieser sich damit einverstanden erklärt, ein Kondom zu benutzen, muß noch geboren werden. Welche guten Absichten Eltern auch haben mögen, es gibt wenig Zweifel daran, daß die Erziehung übertrieben und eine Art des Mißbrauchs sein oder werden kann. Da bleibt es nicht aus, daß einige Frauen, die von Kindheit an endlose Geschichten über böse Männer und die Notwendigkeit, ihnen zu widerstehen, über sich ergehen lassen müssen, Probleme damit haben, den Sex zu genießen, wenn sie in ein Alter kommen, in dem er ihnen gestattet wird. Vor allem Mütter »kastrieren« gerne ihre Töchter und sorgen dafür, daß die Frigidität von einer Generation zur nächsten weitergegeben wird.

Beide Interpretationen gehen davon aus, daß Frigidität ein Zustand ist, der durch äußeren Druck herbeigeführt wird, die betroffenen Frauen gegen ihren Willen beeinträchtigt, ohne deren Verschulden fort dauert und für sie schmerzvoll und peinlich ist. Möglicherweise ist die Annahme jedoch falsch oder nur teilweise richtig. Bei vielen Frauen sollte die Frigidität als Teil ihrer viel größeren Neigung gesehen werden, über psychische Probleme zu klagen, die von Hysterie bis zu Depressionen und von Neurasthenie bis zur Magersucht reichen. Ob-

wohl es keine objektiven Beweise dafür gibt, daß Frauen ein schwereres Leben haben als Männer, klagen mehr Frauen über psychische Probleme, um Aufmerksamkeit zu erhalten. Und obwohl nur ein sehr kleiner Prozentsatz frigidierender Frauen einen organischen Defekt aufweist, klagt eine viel größere Anzahl über Frigidität, um die Aufmerksamkeit ihrer Ehemänner oder Sexualpartner auf sich zu lenken.

Da viele frigide Frauen bei der Masturbation einen Orgasmus erleben, ist ihre Unfähigkeit, auch beim Koitus zum Höhepunkt zu kommen, bewußt oder unbewußt oft eine Strafe für die von den Männern möglicherweise begangenen Sünden. Ob es sich dabei um tatsächliche oder eingebildete Sünden handelt, läßt sich nicht nachweisen und ist letztlich auch irrelevant, denn schließlich hat sie (oder er) das Gefühl, daß man sich gegen sie (oder ihn) versündigt hat. Einige Frauen benutzen die Frigidität absichtlich »als nützliches Werkzeug, mit dem [sie] in sexuellen Beziehungen Druck ausüben können«. Weit davon entfernt, sich zu schämen oder den Versuch zu unternehmen, ihre Frigidität zu überwinden, sprechen sie darüber mit »selbstgerechter Selbstgefälligkeit«. Und nicht nur das, sie werfen anderen Frauen vor, die Männer nicht in ihre Grenzen zu verweisen. Zumindest eine schrieb ein Buch über ihre Abscheu vor dem »ungezügelter Geschlechtsverkehr«. Eine andere glaubt, der vaginale Orgasmus sei den Frauen als Teil eines »androzentrischen Modells der Sexualität« aufgezungen worden. Für solche Frauen ist es ein Zeichen der Schwäche, von einem Mann und vor allem dem Penis eines Mannes zum Orgasmus gebracht zu werden. Andere wiederum versuchen, den Mann an sich zu binden, indem sie ihn davon überzeugen, daß alles seine Schuld ist.

Diese Einstellungen sind auch nichts Neues. Mary Wollstonecraft begegnete ihnen, als eine weibliche Bekannte sich ihr gegenüber rühmte, nicht die »Veranlagung« zum Sex zu haben. Im 19. Jahrhundert hofften die Feministinnen einer Historikerin zufolge, die »Desexualisierung könnte Frauen dazu befähigen, die gewohnten Vorrechte der Männer anzugreifen«. Wie die Magersüchtige, die sich an ihre Symptome klammert, wollen diese Frauen auf keinen Fall »geheilt« wer-

den. Unter solchen Bedingungen sind die Bemühungen des Ehemanns und/oder Therapeuten vergeblich. Je mehr sie sich anstrengen, desto hartnäckiger ist das Problem.

Die Rangälteste der modernen Feministinnen, Simone de Beauvoir, kannte diese Probleme aus erster Hand. Wie viele Feministinnen seit Wollstonecraft wuchs de Beauvoir in einer Familie der Mittelschicht auf, deren männliches Oberhaupt Schwierigkeiten hatte, für die Familie zu sorgen, was seine Frau ihm stets vorhielt. Entschlossen, nie in die Lage ihrer Mutter zu kommen, nahm die pflichtbewußte Tochter sich vor, wirtschaftlich auf eigenen Füßen zu stehen, und schloß mit diesem Ziel vor Augen ein Studium ab. Als nächstes lernte sie Sartre kennen, verliebte sich in ihn und wollte ihn, als den einzigen Mann, den sie ihrer für wert erachtete, heiraten. Sartre jedoch glaubte nicht, daß er treu sein könne, und war ehrlich genug, dies zuzugeben. Statt zu heiraten, traf das Paar das berühmte Abkommen, einander jegliche Freiheit zu lassen, sich aber alles zu erzählen. Hatte de Beauvoir ihn auch nicht ganz für sich, so konnte sie auf diese Weise doch an seinen Abenteuern teilhaben.

Von diesem Zeitpunkt an war de Beauvoir gezwungen, den *petites camarades* ihres Seelenfreundes nicht nachzustehen. Sie wäre kein Mensch gewesen, hätte ihr dieses Arrangement gefallen, und tatsächlich ermordet in ihrem ersten Roman die Heldin - die autobiographische Züge trägt - ihre Konkurrentin. Obwohl de Beauvoir mehrere Affären hatte, konnte sie bei anderen Männern keine Liebe finden. Als sie auf die vierzig zuzuging, hatte sie noch immer nicht die wahren Freuden des Sex entdeckt. Wie so viele andere in ihrer Lage muß sie den Genuß gelegentlich vorgetäuscht haben. Kein Wunder, daß sie und Sartre im Laufe der Zeit das sexuelle Interesse aneinander verloren.

Schließlich wurde de Beauvoir von dem amerikanischen Schriftsteller Nelson Angren gerettet, den sie 1947 bei einer Reise durch die USA kennenlernte und mit dem sie eine mehrere Jahre dauernde Beziehung hatte. In ihrem bis auf die Namen autobiographischen Roman *Die Mandarins von Paris*, den sie kurz nach Beendigung der Affäre schrieb, heißt es: »Sein

Begehren verwandelte mich. Wie lange hatte ich keinen Geschmack, keine Gestalt, nun besaß ich wieder Brust, Leib, Sexus, war ich wieder Fleisch und Blut; ich nährte wie das Brot, duftete wie die Erde. Das war so wunderbar, daß ich nicht daran dachte, Zeit oder Lust zu messen; ich weiß nur, daß der Vogelruf der Morgenfrühe hereindrang, als wir einschliefen.«

Nicht länger durch persönliche Probleme beeinträchtigt, fand de Beauvoir den Mut, über das Wesen des Frauseins zu schreiben. Das Ergebnis war Das andere Geschlecht, ihr erster Bestseller. Darin beschreibt sie die Frigidität folgendermaßen:

Groll ist die häufigste Quelle der weiblichen Frigidität. Im Bett straft die Frau den Mann mit beleidigender Kälte und läßt ihn für alles Übel bezahlen, das sie zu erlitten haben glaubt. Oft trägt ein aggressiver Minderwertigkeitskomplex zu ihrer Haltung bei ... So rächt sie sich gleichzeitig an ihm und an sich selbst, weil er sie durch Vernachlässigung erniedrigt oder ihre Eifersucht erregt hat, weil er sie zu spät um ihre Hand bat oder sie zur Geliebten machte, während sie heiraten wollte. Die Klagen können plötzlich auftreten und mitten in einer glücklich begonnenen Liebesbeziehung Frigidität auslösen. ... Wie wir gesehen haben, kann die Frigidität selbst eine Strafe sein, die von der Frau sowohl gegen sich selbst als auch gegen ihren Partner eingesetzt wird: in ihrer Eitelkeit gekränkt, grollt sie ihm ebenso wie sich selbst und verbietet sich die Lust.

Viele Männer, so de Beauvoir, leiden »Qualen«, weil ihre Ehefrauen wenig Interesse am Sex haben. Schlimmer noch, die Unfähigkeit, einen Orgasmus zu erreichen, kann leicht dazu führen, daß die Frau den Geschlechtsverkehr grundsätzlich verweigert. »Viele verheiratete Frauen erzählen sich amüsiert die kleinen >Tricks<, derer sie sich bedienen, um eine Lust vorzutäuschen, die sie angeblich nicht empfinden. Und sie lachen schadenfroh über die eitle Naivität der Männer, die sich so an der Nase herumführen lassen. Vielleicht sind solche Vertraulichkeiten auch wieder nur gespielt: die Grenze zwischen Frigidität und dem Willen zur Frigidität ist verschwommen. Jedenfalls denken diese Frauen sich empfindungslos und befriedigen so ihre Rachegeleüste.« Das Orakel hat gesprochen.

## Schlußfolgerungen

Während alles in diesem Band darauf hinweist, daß Frauen tatsächlich das privilegierte Geschlecht sind, belegt dieses Kapitel, daß Frauen das klagende Geschlecht sind. Um Nietzsche in *Also sprach Zarathustra* zu paraphrasieren: Vor allem bei den Feministinnen läuft alles auf eine Klage hinaus, und das, weil eine Frau durch ihre Klage viel bessere Chancen hat, ihren Willen zu bekommen, als ein Mann.

Von dieser Tatsache ausgehend, ist die größere Neigung der Frau, über tatsächliche und eingebildete Probleme zu klagen, eine direkte Folge ihrer relativen Schwäche und/oder ihres geringeren Ehrgeizes. Er, den Gott oder die Natur oder die Hormone im allgemeinen ehrgeizig und stark gemacht haben, nimmt sich, was er kriegen kann. Sie, die Gott oder die Natur oder die Hormone im allgemeinen mit weniger Ehrgeiz und Kraft ausgestattet haben, ist besser dran, wenn sie bettelt, schmeichelt, manövriert oder klagt. Wenn alles andere keinen Erfolg hat, kann sie immer noch weinen. Die Erfahrung zeigt, daß diese Taktik in den meisten Situationen funktioniert. Alles in allem, je leichter sie sich ein paar Tränchen abquetschen kann, desto besser für sie.

Dieser Gedankengang erhellt auch die Tatsache, daß so viele erfolgreiche Frauen für ihre schwächeren Schwestern nichts als Verachtung empfinden. So äußerte sich Königin Artemisia von Caria - die erste bekannte und zudem sehr erfolgreiche Heerführerin - gegenüber ihrem Herrn, König Xerxes von Persien, die Griechen seien den Persern so überlegen wie Männer den Frauen. Königin Elisabeth I. von England riß Witze über Frauen. Mary Wollstonecraft bezeichnete Autorinnen als »ängstliche Schafe«. Nach Ansicht von Premierministerin Golda Meir waren Feministinnen »verrückt« und »durchgedreht«. Premierministerin Indira Ghandi verriet die Sache der Frauen, indem sie sagte, daß sie sich nicht als Frau betrachtete. Premierministerin Margaret Thatcher wollte mit Feministinnen nichts zu tun haben. Die mit einem Nobelpreis ausgezeichnete Wissenschaftlerin Christiane Nusslein-Volhard behauptete, viele ihrer Kolleginnen würden der Wissenschaft

schaden, indem sie über den Feminismus plapperten, statt in ihrem Bereich zu arbeiten. Carli Fiorina, Chief Executive Officer bei Hewlett-Packard, sagte, in ihrer Welt gäbe es keine gläserne Wand. Diese und zahllose nicht so bekannte Heldinnen sind stolz auf ihre Fähigkeit, sich in einer wettbewerbsorientierten Welt durchzusetzen und Männer mit den eigenen Waffen zu schlagen. Und sie wollen auf keinen Fall, daß ihre Leistungen auf ihnen erwiesene Gefallen zurückgeführt werden.

Dieser Interpretation zufolge weist die größere Neigung der Frauen, über ihre Probleme zu klagen, nicht daraufhin, »daß bei Frauen der Verlauf einer psychischen Krankheit, sei es Schizophrenie oder eine manisch-depressive Störung, oft weniger vorhersagbar und unbeständiger ist als bei einem Mann«, ganz zu schweigen davon, daß ihr Verstand »wirklich ein synkopischer Puls« ist, was immer das heißen mag. Im Gegenteil: Indem sie Symptome entwickeln und an ihnen festhalten, beweisen Frauen, daß sie die Vorteile wie die Nachteile, die ihnen einerseits aus ihrer Physis und andererseits aus ihrer Stellung in der Gesellschaft erwachsen, ausgezeichnet verstehen. Gelingt es dir nicht, den, der im Durchschnitt stärker und ehrgeiziger ist als du, zu schlagen, kannst du ihn ja »manipulieren«, indem du ihm Schuldgefühle einredest. So wie bei einigen Formen des Ringkampfes wird die Stärke der Männer gegen sie verwendet. Und wie die Geschichte von Samson und Delilah zeigt, ist dies oft um so leichter, je stärker sie sind.

Gewöhnlich ist die erste Voraussetzung dafür, daß die Beschwerde einer Frau von Erfolg gekrönt ist, die, daß sie keinen Mann hat. Hat sie einen, geht man, soweit dieser sie nicht mißbraucht, davon aus, daß ihr Hauptproblem gelöst ist, da in erster Linie er die Verantwortung für sie trägt. Solange sie keine »Hure« oder »Schlampe« ist — nach den neuen Regeln des Kreuzverhörs selbst, wenn sie eine ist -, ist eine ledige Frau per definitionem hilflos. Gilt sie darüber hinaus auch noch als schwach oder krank, stehen ihre Chancen, Hilfe zu erhalten, um so besser. Seit den Tagen von Moses bis zur Familienunterstützung hieß Kinder zu haben oft, daß man den Joker gezogen hatte. Eine alleinstehende Frau mit Kindern erhält einen viel

größeren Bonus als ein Mann in der gleichen Situation. Das ist vielleicht ein Grund dafür, daß die meisten verwitweten oder geschiedenen Männer sobald wie möglich erneut heiraten. Umgekehrt bekommen Frauen manchmal nur Kinder, um Unterstützung zu erhalten, ob in Form eines Mannes, der gezwungen wurde, sie zu heiraten, als Wohltätigkeit, als soziale Sicherheit oder ähnliches. Schließlich erhält eine Frau, deren Probleme von anderen mitverschuldet sind, in der Regel leichter Unterstützung. Das gilt vor allem, wenn diese anderen Männer sind. Deswegen reden Feministinnen immer vom Patriarchat und der Unterdrückung.

All dem liegt die unaufhörliche Suche nach Aufmerksamkeit zugrunde. Nach Aufmerksamkeit sehnen sich beide Geschlechter, und es gibt keinen Grund anzunehmen, Frauen strebten mehr danach als Männer. Doch ihre Wege dorthin unterscheiden sich. Nach Ansicht von Männern wie Frauen kann ein Mann nur auf sich aufmerksam machen, indem er erfolgreich ist, eine Frau jedoch fast ebenso gut, wenn sie versagt und/oder sich darüber beklagt. Das erklärt vielleicht, warum Frauen mit einem MBA (Master of Business Administration/Magister der Betriebswirtschaftslehre) viermal eher dazu neigen, psychologische Hilfe in Anspruch zu nehmen, als ihre männlichen Kollegen. Verhalten, das beim weiblichen Geschlecht toleriert, ja geradezu gepriesen wird, ist beim männlichen Geschlecht nicht akzeptabel. Bereits 1980 schrieb eine Historikerin: »Wenn die >Depression< bald als bedeutungslose Sammelbezeichnung angesehen wird, wird eine neue weibliche Krankheit auftauchen, um ihren Platz einzunehmen.« Tatsächlich hat sich ihre Prophezeiung bewahrheitet. Da Psychopharmaka die meisten psychischen Leiden lindern können, mußte man eine neue Möglichkeit finden, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Hierzu unternahm man mehrere Versuche, die jedoch alle fehlgeschlugen. Eine andere Vorgehensweise war angesagt, und siehe da, wie ein Kaninchen aus dem Hut eines Zauberers tauchte mit einem Mal die sexuelle Belästigung auf.

Wie im Fall psychischer Probleme steckt hinter den Beschwerden der Frauen über sexuelle Belästigung oft »ein Wunsch nach Anerkennung«, wie die mit ihnen durchgeführ-

ten Interviews zeigen. Doch im Unterschied zu den psychischen Krankheiten betteln die Frauen nicht in der Privatsphäre einer Klinik um Anerkennung, sondern im Gerichtssaal. Frauen haben oft die Wahl zwischen einem öffentlichen Prozeß und einem, der hinter verschlossenen Türen stattfindet und der aufgrund eines veränderten Beweisrechts für sie zu einem sicheren Hafen geworden ist. Gott sei Dank unterliegen die Beschwerden über sexuelle Belästigung wie alles andere der logistischen Kurve und werden eines Tages zu einer bedeutungslosen Sammelkategorie werden und damit aufhören. Wer hätte damit gerechnet, daß aus den die Siebzigerjahre des 20. Jahrhunderts kennzeichnenden Versuchen nachzuweisen, daß Frauen in allen Bereichen genauso gut sind wie Männer, diese weinerlichen, unglücklichen Opfer sexueller Belästigung der Neunzigerjahre und des 21. Jahrhunderts geboren werden würden?

Zu den meisten Zeiten waren die Beschwerden von Frauen die von Einzelpersonen. In jüngster Zeit haben die Frauen jedoch damit begonnen, ihre Probleme mit dem Rückhalt von Organisationen zu artikulieren. Jetzt ist nicht mehr der einzelne Mann die Zielscheibe, sondern die Männerwelt als Ganzes. »Der Feminismus ist eine abgewandelte Form der Hysterie«, wie eine Autorin es formulierte. Die Definitionen des Feminismus variieren, und nicht alle Feministinnen lassen sich unter einen Hut bringen. Es gibt Feministinnen der ersten Generation, der zweiten Generation, der dritten Generation und des Postfeminismus. Es gibt Gleichheitsfeministinnen, Differenzfeministinnen, Feministinnen der Mittelschicht und der Arbeiterklasse, Minderheitsfeministinnen, marxistische Feministinnen und Ökofeministinnen. Es gibt sogar eine kleine Gruppe innerhalb der feministischen Bewegung, die behauptet, Huren und andere in der Sexbranche Tätige zu vertreten, und zwar mit dem Ziel, sie gegen Versuche der Mainstream-Feministinnen zu verteidigen, das Gewerbe abzuschaffen, mit dem sie ihren Unterhalt verdienen. Vielleicht mit Ausnahme der Huren, denen es darum geht, zu zeigen, daß sie nicht von Männern ausgebeutet werden, ist allen eins gemein, nämlich die Neigung, zu jammern. Doch genau diese Qualität ist - viel-

leicht weil sie als selbstverständlich hingenommen wird — in keiner der Definitionen enthalten

Frauen sind so entschlossen, sich um jeden Preis zu beklagen, daß das Patriarchat oft verdammt wird, gleich was es auch tut oder läßt. Wenn es heißt, Frauen seien das zweite Geschlecht, so stimmt das nicht. Heißt es, sie seien das erste Geschlecht, stimmt auch das nicht. Wenn Väter ihre Tochter umarmen, konnten sie sich sexuellen Mißbrauchs schuldig machen. Wenn sie jedoch »die Sexualität des kleinen Mädchens ignorieren«, werden die Mädchen in ihrer Sexualität »verunsichert«. Wenn weniger Mädchen als Jungen die Schule besuchen, heißt es, sie wurden diskriminiert. Gehen mehr Mädchen als Jungen zur Schule, haben sie angeblich weniger Auswahlmöglichkeiten. Werden Frauen, die mit jedem ins Bett gehen, schief angesehen, so sagt man, es werde mit zweierlei Maß gemessen. Werden sie dazu ermutigt, dann »herrscht Zügellosigkeit, herrscht Terror«. Wenn Ehemänner ihren Frauen kein Geld geben, ist das ein Grund, sich zu beschweren. Geben sie ihnen ein Taschengeld, handelt es sich um »ökonomischen Mißbrauch«.

Führt man Kindergeld ein, halt man Frauen davon ab zu arbeiten. Wenn Unternehmen Frauen bezahlten Mutterschaftsurlaub, Arbeitsplatzgarantien auch nach Jahren der Abwesenheit, Teilzeitarbeit, Gleitzelt, Fortbildungskurse und die Arbeit von zu Hause aus ermöglichen, sind all dies Mittel, um Frauen am Weiterkommen zu hindern. Gibt es keine Gesetze, die Frauen an ihrem Arbeitsplatz schützen, handelt es sich um Unterdrückung. Existieren derlei Gesetze, so beweist dies, daß Männer ihre »Herrschaft« im Namen der Ritterlichkeit zu rechtfertigen suchen. Frauen beklagen sich, wenn ihnen keine Gerichtsverhandlung gegen Männer gewahrt wird, die sie angeblich belästigt oder mißbraucht haben. Erhalten sie eine, beklagen sie sich ebenfalls, und zwar dieses Mal über den »psychischen Streß«, den eine Aussage mit sich bringt. Einige Feministinnen beschweren sich sogar, daß die Gerichte mit ihrer viel nachsichtigeren Behandlung von Frauen die Taktik verfolgen, diese »herabzuwürdigen«, zu »pathologisieren«, zu »entpolitisieren« und ihre Falle zu »tnviahsieren«. So schrieb Doris Lessing, selbst Feministin: »Gewöhnlich bewerfen die

dümmsten und ungebildetsten Frauen die höflichsten und intelligentesten Männer mit Schmutz.«

In den Achtzigerjahren des 20. Jahrhunderts hatte der Chor der Klagen den Punkt erreicht, an dem die Freiheit selbst angegriffen wurde. Solange gesetzliche Hürden die Teilnahme von Frauen am öffentlichen Leben einschränkten, klagten die Feministinnen, daß die liberale Ideologie und Politik nicht gleichermaßen auf Frauen und Männer angewendet werde. Jetzt, da praktisch all diese Hindernisse aus dem Weg geräumt sind, beklagen sich die gleichen Autorinnen, der Liberalismus und die Marktwirtschaft seien männliche Fallen. Einige bringen vor, die Notwendigkeit zum Konkurrenzkampf sei Frauen gegenüber unfair, weil diese, wie sie sagen, im Durchschnitt weniger Durchsetzungsvermögen und Selbstsicherheit besaßen als Männer. Demgemäß verlangen sie im gleichen Atemzug, daß Frauen gleichgestellt werden und daß man ihnen Privilegien gewährt. Diese reichen von Frauenparkplätzen bis zur Diskriminierung der Männer in der Ausbildung, am Arbeitsplatz und vor Gericht. Andere Feministinnen kommen zum entgegengesetzten Schluß. Wenn sie könnten, würden sie ihren Schwestern — zum Beispiel durch eine Änderung der Renten- und Unterhaltsgesetze, die diese, ob sie wollen oder nicht, zu Erwerbstätigkeit zwingen wurde — ihre Version totalitärer Kontrolle oktroyieren.

Frauen, die sich beklagen, werden oft von ihren Alltagspflichten befreit und erhalten Hilfe. Beklagen Männer sich, ernten sie nur Verachtung. Deswegen geben sie viel eher vor, daß es ihnen gutgeht, verleugnen ihre Symptome und machen weiter wie gewohnt. Diejenigen, die einen klinischen Sozialfürsorger aufsuchen, sagen oft als erstes, daß sie »nicht darüber reden wollen«. Andere zerstören sich selbst und greifen in viel höherer Zahl als Frauen zu Alkohol und Drogen. Obwohl mehr Frauen als Männer als extremste Form der Klage einen Selbstmordversuch unternehmen, begehen mehr Männer als Frauen tatsächlich Selbstmord. Die größere Neigung der Männer, sich selbst zu toten, war bereits Ende des 19. Jahrhunderts augenscheinlich. In den Sechzigerjahren des 20. Jahrhunderts wurde dieses Phänomen in Australien, Österreich, der

Tschechoslowakei, Dänemark, England, Finnland, Deutschland, Ungarn, Israel, Italien, Norwegen, Schottland, Schweden, der Schweiz und den USA beobachtet. In den USA beginnen in den Neunzigerjahren des 20. Jahrhunderts viermal so viele Männer ab fünfzehn Selbstmord. Im Gegensatz dazu waren so viele Frauen, die angeblich einen Selbstmordversuch machten, so weit davon entfernt, wirklich sterben zu wollen, daß die Tat als Sehnsucht nach »menschlichem Kontakt und dem Leben« bezeichnet wurde. Es heißt, daß eine von sechs britischen Frauen unter fünfundzwanzig versucht, sich das Leben zu nehmen. Wenn dies stimmt, kann man nur folgern, daß sie erstaunlich stümperhaft zu Werke gehen.

Wie die Seifenoper beweist, die Prinzessin Diana in den Neunzigerjahren des 20. Jahrhunderts aufführte, sind Frauen in dieser wie in so vieler anderer Hinsicht das privilegierte Geschlecht — vor allem, wenn sie jung sind, vor allem, wenn sie schön sind, und vor allem, wenn sie die Kunst beherrschen, verletzlich auszusehen. Können sie einen Mann für ihre Probleme verantwortlich machen, um so besser. Eine Frau in dieser Lage erhält praktisch die Lizenz, sich auf die seltsamste Weise zu verhalten. Sie kann abwechselnd essen und sich übergeben, kann sich, während sie schwanger ist, die Treppe hinunterstürzen, sich selbst mit einem Zitronenschneider Verletzungen beibringen, sich mit einem Taschenmesser in Arme und Brust stechen oder gegen die Glastür eines Schrankes krachen. Je verrückter sie sich verhält, desto attraktiver wird sie, und um so mehr Männer werden davon träumen, sie zu retten. Was den fraglichen Mann angeht, so bestand seine einzige Sünde darin, daß es ihm nicht erlaubt war, die Frau, die er liebte, zu heiraten. Und dennoch mußte er Haltung bewahren. Sein Schmerz, wie der seines Großonkels Edward VIII., zählte nicht. So war es seit jeher, und so wird es, wenn sich die Natur beider Geschlechter nicht plötzlich und radikal ändert, bis in alle Ewigkeit bleiben.

## Allgemeine Schlußfolgerungen

Die wichtigste Schlußfolgerung aus dieser Untersuchung ist die, daß jede Medaille eine Kehrseite hat: Frauen haben, auch wenn sie in mancher Hinsicht Männern nicht gleichgestellt sind, immer und überall in anderen Bereichen mehr Vorteile. Für jeden Nachteil, mit dem Frauen zu kämpfen haben, gibt es ein Privileg, das nur sie genießen. Für jeden Mann, der unter Entbehrungen leidet, gab und gibt es eine Frau, die diese nicht oder in geringerem Maße mit ihm teilt. Einige der weiblichen Privilegien scheinen auf biologischen Gegebenheiten zu beruhen; andere sind jedoch gesellschaftlich bedingt.

Eine andere mögliche Schlußfolgerung aus dieser Untersuchung ist die, daß es den Penisneid tatsächlich gibt. Wenn angesichts all der Beweise und oft genug ihrer eigenen persönlichen Erfahrung Millionen von Frauen behaupten, Männer hätten es besser; wenn sie darauf bestehen, jede männliche Unart zu übernehmen, angefangen damit, daß sie wehrlose Tiere töten, bis dahin, daß es ihr Selbstgefühl hebt, wenn sie Männer beim Striptease beobachten; wenn sie tun, was sie können, um selbst die unangenehmsten männlichen Tätigkeiten zu übernehmen, angefangen beim Erklettern von Telefonmasten bis zum Einsatz im Krieg; wenn sie dadurch manchmal ihre Gesundheit sowie ihr Leben riskieren; wenn zumindest eine bekannte Feministin ihrer Freude darüber Ausdruck verleiht, daß sich »die Gewichte zugunsten der Frauen verschoben« haben, was sich auch in der Werbung zeigt, wo »phallische Objekte ... aus der Schamgegend der *Frauen* [Hervorhebung im Original] hervorragen« wenn also all dies zutrifft, kann man nur vermuten, daß Freud doch recht hatte und daß Frauen sich tatsächlich nach dem »offensichtlichen >Extra< der [Männer] sehnen«.

Wenn die Kampagne, die zeigen soll, daß Frauen unterdrückt werden, so abstrus ist, wie konnte es dann dazu kommen, daß die meisten Menschen in den heutigen zivilisierten Ländern sich nicht einmal mehr vorstellen können, daß vieles

daran vielleicht falsch ist? Ein Grund dafür ist einfach die Beharrlichkeit, mit der diese Kampagne durchgeführt wird. Schließlich leben wir in einem demokratischen Zeitalter. Da wir angeblich alle gleich sind, *muß* die Tatsache, daß einige Menschen nicht so viel erreicht haben wie andere, das Ergebnis von Diskriminierung und keinesfalls von anderen Faktoren wie hormonellen Unterschieden sein. Obwohl die Feministinnen diese Strategie nicht erfunden haben, liegt der Grund dafür, warum sie viel erfolgreicher als die meisten anwenden, vielleicht genau darin, daß sie Frauen sind. Mit anderen Worten, ihr Erfolg ist als solcher ein weiterer Beweis ihrer privilegierten Stellung in der Gesellschaft.

Vielleicht noch wichtiger ist die Tatsache, daß nun fast sechzig Jahre vergangen sind, seit ein Industriestaat einen Krieg geführt hat, der auch nur im entferntesten seine nationale Existenz gefährden könnte. Wenn es aber etwas in der Welt gibt, das zu einem Waffenstillstand im Kampf zwischen den Geschlechtern führen kann, dann ist es ein Krieg. Als Simone de Beauvoir im Frühjahr 1967 Israel besuchte, war sie überrascht und sehr verärgert, festzustellen, daß die israelischen Frauen dem, wie sie damals glaubten, unglaublichen Unsinn keine Beachtung schenkten. Ein Krieg ist kein guter Nährboden für den Feminismus, denn solange er andauert, sitzen die Frauen sicher zu Hause, während die Männer kämpfen und sterben. Ein Krieg ist kein guter Nährboden für den Feminismus, weil, wie Aristoteles über Sparta schrieb, die Frauen, während die Männer auf einem Feldzug sind, tun, was ihnen gefällt.

Mit anderen Worten, der Feminismus ist ein Baum, der nur in Friedenszeiten wächst. Dies gilt heute genauso wie zu Zeiten der *Pax Romana*, als Frauen mehr Rechte genossen als unter der Republik. Und es traf auch auf die letzten Jahre vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs zu, als die Suffragetten argumentierten, es stehe ein Krieg bevor. Im Jahr 2001 ist eine Bedrohung, die den Frieden in den meisten Industrieländern ernsthaft stören könnte, nicht in Sicht. Wenn umgekehrt der Preis des Friedens der Aufstieg des Feminismus ist - wie einige Philosophen des 19. Jahrhunderts glaubten -, ist dies vielleicht ein Preis, den es zu zahlen lohnt.

Vor diesem Hintergrund sind zwei Szenarien denkbar. Erstens werden die unzähligen Klagen der Frauen und vor allem solche, die die sexuelle Belästigung betreffen, zu einer wachsenden Kluft zwischen den Geschlechtern führen. Bezüglich der Integration findet bereits eine Gegenbewegung statt. Während einige Frauen sich vor Gericht ihren Weg in die Schulen der Männer erstreiten, fordert eine wachsende Zahl anderer Schulen ausschließlich für Frauen. Vielleicht sind wir nicht mehr so weit entfernt von getrennten Arbeitsplätzen (wie im späten 19. Jahrhundert), separaten Beförderungsmitteln (wie in orthodoxen jüdischen Gemeinden), getrennten religiösen Einrichtungen (wie in christlichen und buddhistischen Klöstern) und getrennter medizinischer Behandlung. Vielleicht kehren wir zu den Zeiten zurück, in denen die Frauen muslimischer Herrscher angeblich von Ärzten untersucht wurden, die nur einen durch ein Loch in der Wand gesteckten Arm zu Gesicht bekamen. Schon heute ist ein Arzt sehr mutig, wenn er Patientinnen ohne die Anwesenheit einer Arzhelferin untersucht. Schon heute zeugt es von Mut, wenn ein Universitätsprofessor es wagt, mit einer Studentin bei geschlossener Bürotür ein Referat oder eine wissenschaftliche Arbeit zu besprechen. Um die Wahrheit zu sagen, viele Professoren wären heilfroh, wenn es keine Studentinnen mehr gäbe, so daß sie mit ihrer Arbeit fortfahren könnten, ohne ständig befürchten zu müssen, der sexuellen Belästigung bezichtigt zu werden.

Schon heute hindern Gesetze Männer und Frauen in vielen Fällen daran, so frei miteinander zu kommunizieren, wie sie es gewohnt waren und vielleicht gerne tun würden. In den Schulen wird Kindern schon ab dem fünften Lebensjahr eingebleut, daß Mädchen zarte Pflänzchen sind, die einen bleibenden psychischen Schaden davontragen, wenn sie auch nur ein unanständiges Wort aufschnappen. Einen anderen Extremfall stellt das Beispiel eines verheirateten Paares dar, das von der amerikanischen Luftwaffe ins Gefängnis geworfen wurde, weil die Frau, während ihr Mann um sie warb, seine Untergebene war. Statt den Versuch zu unternehmen, die Kommunikation zwischen den Geschlechtern zu verbessern, tun wir in vieler Hinsicht alles nur Erdenkliche, um dies zu verhindern. Statt

die Frauen zu befreien, gehen wir davon aus, sie seien so verletzlich, daß sie sich das Bild einer nackten Person nicht ansehen könnten, ohne einen hysterischen Anfall zu bekommen. Statt sie mit Macht auszustatten, stellen wir sie so dar, als wären sie zu dumm zu wissen, was ein männlicher Bekannter von ihnen will, und zu schwach, ihn abweisen zu können. Wenn man sich ansieht, wie sich die Dinge seit den Siebzigerjahren des 20. Jahrhunderts verändert haben, könnte man zu dem Schluß kommen, fortgeschrittene Länder hätten sich dafür entschieden, zur viktorianischen Zeit zurückzukehren, in der man es für skandalös hielt, wenn eine verheiratete Frau mit einem Mann alleine war. Oder auch, daß die viktorianische Moralvorstellung von den getrennten Sphären angesichts der Unfähigkeit der Angehörigen beider Geschlechter, einander aus dem Weg zu gehen und Mißverständnisse zu vermeiden, tatsächlich die beste ist.

Da Jungen in der Regel in gleichgeschlechtlichen Schulen bessere Leistungen bringen als in gemischten Schulen, haben sie am meisten zu gewinnen. Da Männer auch weiterhin den größten Teil der produktiven Arbeit einer Gesellschaft übernehmen und diese Gesellschaft gegen innere und äußere Feinde verteidigen müssen, haben Frauen am meisten zu verlieren. Je höher die Schicht, der eine Frau angehört, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, daß eine erneute Geschlechtertrennung ihren Rückzug in das Heim zur Folge hat — falls sie es angesichts der Tatsache, daß vor allem diese Damen nur selten einer Arbeit nachgehen, überhaupt verlassen hat. Dieser Prozeß kann durchaus dazu führen, daß Frauen sowohl ihren Platz im Erwerbsleben als auch die Möglichkeit verlieren, sich frei zu bewegen. Möglicherweise werden Frauen dann auch Restriktionen bezüglich ihrer Kleidung, ihres Verhaltens usw. unterworfen sein. Je lautstärker sie behaupten, Belästigungen ausgesetzt zu sein, desto eher sind sie es auch.

Die zweite und vielleicht wahrscheinlichere Möglichkeit ist die, daß der Feminismus sich selbst ad absurdum führt. Seit eh und je begehren Männer und Frauen einander und können nicht ohne einander leben. Seit eh und je schafft es nur eine kleine Minderheit von Frauen, beruflich erfolgreich zu sein

und sich gleichzeitig um den Haushalt zu kümmern. Diejenigen, die diese Herausforderung annehmen, bezahlen dafür oft mit großer Erschöpfung. Wie eh und je wünschen sich nur wenige Frauen — und am wenigsten von allen die Feministinnen — Männer, »die keine Karriere oder Machtposition anstreben und ... keinem Haushalt vorstehen oder Ehemänner und Väter sein wollen«, und schon gar nicht solche, die wirtschaftlich von ihnen abhängig sind. Und wie eh und je gilt: Je erfolgreicher eine Frau ist, desto unwahrscheinlicher ist es, daß sie einen Mann und Kinder hat. Es scheint fast, als würden diese Frauen mit allen erdenklichen Mitteln einen Krieg gegen ihre eigenen Gene führen.

Was die Mehrzahl der Frauen angeht, so scheint die Forderung des Feminismus nach Gleichheit und Privilegien ein fundamentaler Widerspruch zu sein. Wer ersteres fordert, kann letzteres nicht haben, und umgekehrt. Sollten Frauen wahre Gleichheit erzielen, werden sie viele ihrer Privilegien verlieren. Viele, ja vielleicht die meisten von ihnen, müssen dann damit rechnen, daß ihre Lebensqualität abnimmt und ihre Lebenserwartung rapide sinkt. Das gilt vor allem für verheiratete Frauen, die solange sie verheiratet waren und oft auch, wenn sie sich scheiden ließen, von den Männern auf Händen getragen wurden. Von Kollontai und de Beauvoir bis hin zu Greer und Dworkin ist der Feminismus vielleicht größtenteils der Versuch von Frauen, die keinen Mann für sich gewinnen konnten, sich an ihren glücklicheren Schwestern zu rächen; ob dadurch, daß sie denjenigen, die die Kindererziehung der Berufstätigkeit vorziehen, so wie Wollstonecraft das Gefühl vermitteln, sie seien ein Mittelding zwischen einem Einfaltspinsel und einer Kriminellen, dadurch, daß sie sie wie Rich in Lesben verwandeln, oder auch dadurch, daß sie sie, wie Gloria Steinern das tat, bevor sie heiratete, davon überzeugen, daß eine sichere Ehe schlecht für sie ist.

Es ist auch nicht so, daß die Feministinnen diese Probleme nicht kennen. Seit Beginn des 21. Jahrhunderts werden die »Objektivität« des Staates und die »neutralen Gesetze«, die er erläßt, nicht mehr als ausreichend erachtet. Statt dessen fordern nun einige Autorinnen, daß Frauen in einer Vielzahl von

Bereichen Privilegien erhalten, angefangen bei Frauenparkplätzen über das Sorgerecht für Kinder bis hin zu Unterhaltszahlungen, und daß sie von Bildungseinrichtungen bis zu Gerichtshöfen »eine bevorzugte Behandlung« erfahren. In den USA waren viele Millionen gegen die Equal Rights Amendment (Gleichberechtigungs-Novelle), was erklären hilft, weshalb sie nie ratifiziert wurde. Andere fürchten nicht ohne Grund, eine Gleichheit vor dem Gesetz würde zu einem Anstieg der Zahl weiblicher Inhaftierter und damit zu einer Verschlechterung der Haftbedingungen führen. Es wurde sogar behauptet, Mädchen aus traditionellen Familien würden seltener verhaftet als Mädchen, die aus Familien stammen, in denen Gleichberechtigung herrscht, oder von alleinstehenden Frauen großgezogen werden. Wenn das stimmt, dann ist das Patriarchat vielleicht gar nicht so schlecht für junge Mädchen.

Gleichzeitig begreifen einige Frauen, daß das Leben der Männer nicht nur eitel Sonnenschein ist - vielleicht weil so viele von ihnen bezahlte Arbeit angenommen haben und das Leben der Männer aus der Nähe kennenlernen. Um drei führende Feministinnen falsch zu zitieren, die große Mehrzahl der Frauen möchte weder in der »Männerliga« mitspielen, noch verlangt sie einen Anteil an der männlichen »Macht«. Statt den »Kampf« mit den Männern zu teilen, geben sie sich damit zufrieden, ihre Privilegien zu genießen, d.h. zu Hause zu bleiben oder dorthin zurückzukehren; ihre Tage damit zu verbringen, ihre Kinder großzuziehen und ihre Gärten zu pflegen und der platonischen Vorstellung, Glückseligkeit in der Kontemplation zu finden, so nahe wie möglich zu kommen. Diese Frauen überzeugt der Feminismus in all seinen Variationen nicht, vor allem auch, weil er oft von ihnen verlangt, das Vertrauen der Männer in ihre Töchter, Frauen oder Mütter zu mißbrauchen.

Ein weiterer Grund dafür, warum der Feminismus möglicherweise scheitert, ist die Art und Weise, wie Feministinnen Frauen behandeln, die sich weigern, ihrem Ruf zu folgen (und umgekehrt). Berufstätige Frauen beschuldigen nichtberufstätige Frauen, keinen Beitrag zur Befreiung der Frauen zu leisten. Nichtberufstätige Frauen werfen ihren berufstätigen

Schwestern vor, keine Frauen zu sein. Bei einigen Umfragen sagte die Hälfte der Frauen, andere Frauen hätten sie am Arbeitsplatz unfair behandelt. Vier von fünf Frauen behaupten, von Chefinnen sei oft keine Unterstützung zu erwarten, und ziehen es vor, für einen Mann zu arbeiten. Frauen werten oft die Arbeit ihrer Schwestern ab, indem sie zum Beispiel die Hausarbeit als »Pseudowissenschaft« und die »Versorgung der Kinder« als »die Tätigkeit von Muttertieren« bezeichnen. Schließlich erfanden die selbsternannten »Power-Feministinnen« den Begriff »Opfer-Feministinnen«, denen sie vorwerfen, immer über alles zu jammern und nichts zu tun. Um erneut de Beauvoir zu zitieren: »Frauen gehen gnadenlos miteinander um.«

Wenn der Feminismus an Einfluß verliert, dann ist vielleicht der Verlust für Männer und Frauen — aber vor allem für Frauen — nicht allzu groß. Lesen Sie, wie Betty Friedan, die wohl mehr als jede andere dazu beigetragen hat, den modernen Feminismus voranzutreiben, ihr Leben Ende der Fünfzigerjahre des 20. Jahrhunderts beschreibt, bevor sie und andere das Niveau des Protestes anhoben.

In all den Jahren, in denen ich an meinem Buch *Der Weiblichkeitswahn* gearbeitet habe, hörte ich sofort freudig auf zu schreiben, wenn meine kleine Tochter aus der Schule kam oder wenn meine Söhne bei einem wichtigen Football- oder Basketball-Spiel mitmachten, wenn es galt, meinem Mann, wenn er nach Hause kam, einen Martini zu mixen, das Abendessen zu machen, zu diskutieren, ins Kino zu gehen, zu lieben, mich samstags an einer Expedition zum Supermarkt oder zu einer ländlichen Auktion zu beteiligen, ein Picknick am Strand von Fire Island zu organisieren, den Kindern das Schlachtfeld von Gettysburg zu zeigen oder auf Cape Hatteras zu zelten - all das, was eben zum Familienleben gehört.

Einige Leute beider Geschlechter würden sicher gerne mit ihr tauschen. Vor allem, wenn die Alternative die ist, täglich einige Stunden damit zu verschwenden, sich mit anderen Fahrern auf dem Highway herumschlagen, die Zeit dazwischen in einer Fabrik oder einem Büro zu verbringen und eine Arbeit zu verrichten, die einem nicht gefällt, für einen Chef, den man nicht

leiden kann, und für ein Gehalt, das einem immer das Gefühl gibt, gerade so über die Runden zu kommen.

Was immer das Leben für Frauen bereithält, wie die Zukunft der Männer aussehen wird, ist keine Frage. Männer werden weiterhin nach Macht, Ruhm und Reichtum streben, um dann einer oder mehreren Frauen die Ausbeute zu Füßen zu legen. Sie werden weiterhin strenger von Eltern, der Schule und anderen Einrichtungen behandelt werden, die das Ziel verfolgen, junge Menschen auf das Erwachsenenleben vorzubereiten. Sie werden auch weiterhin mehr und schwerer arbeiten als Frauen, eine unverhältnismäßig große Anzahl schmutziger und gefährlicher Tätigkeiten verrichten und als Folge Opfer einer unverhältnismäßig hohen Anzahl von Berufsunfällen werden. Ob einzeln oder kollektiv oder beides, Männer werden Frauen auch in Zukunft durch je nach Ort und Zeit zur Verfügung stehende Mechanismen wirtschaftlich unterstützen. Ohne öffentliche Mittel, die überwiegend aus Beiträgen der Männer zusammenkommen, würden die meisten feministischen Organisationen pleite gehen. Angesichts der Strenge der Gesetze werden Männer auch weiterhin viel schonungsloser behandelt werden als Frauen. Angesichts der Schrecken des Krieges werden Männer auch weiterhin sterben, damit Frauen leben können. Auf diese und jede erdenkliche andere Weise werden Männer auch in Zukunft alles in ihrer Macht Stehende tun, um Frauen ein leichteres, besseres, angenehmeres und längeres Leben zu ermöglichen, als sie selbst es genießen können. Währenddessen hören sie sich weiterhin die Klagen der Frauen über alles und jeden an und versuchen, sie zu ignorieren.

Uns Männern ist völlig klar, daß die Natur, indem sie uns (noch einmal Nietzsche) zum »unfruchtbaren Thier« macht und uns zwingt, um Frauen zu kämpfen, uns in das unbedeutendere Geschlecht verwandelt. Da wir mit kräftigeren, robusteren Körpern ausgestattet wurden, hat sie uns auch dazu ersehen, als Lasttiere zu fungieren. Da wir nicht ohne die Frauen sein können, stören uns ihre Privilegien in der Regel nicht. Und in unserem tiefsten Inneren wollen wir auch gar nicht, daß sich die Situation ändert. Schließlich wurden wir alle von Frauen zur Welt gebracht, und in gewisser Weise zahlen wir nur

eine Schuld zurück, selbst wenn die Last gelegentlich schwer ist, und selbst wenn wir, die wir diese Last tragen, manchmal gezwungen sind, unser Leben zu opfern. Würden wir aufhören, Frauen zu unterstützen, würden wir nicht nur unsere Existenz aufs Spiel setzen, sondern auch unsere Selbstachtung verlieren. Vielleicht ist der wirkliche Grund, weshalb Frauen nie an einem Krieg teilgenommen haben, der, daß wir aus Liebe zu ihnen lieber sterben als zusehen, wie sie sterben. Wie ein indisches Sprichwort sagt: Wo Frauen verehrt werden, dort weilen die Götter. Es wäre jedoch schön, würden wir von Zeit zu Zeit inmitten des unaufhörlichen Stroms von Beschimpfungen den Klang einer angenehmen weiblichen Stimme hören, die sagt:

Danke, Kamerad.